This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

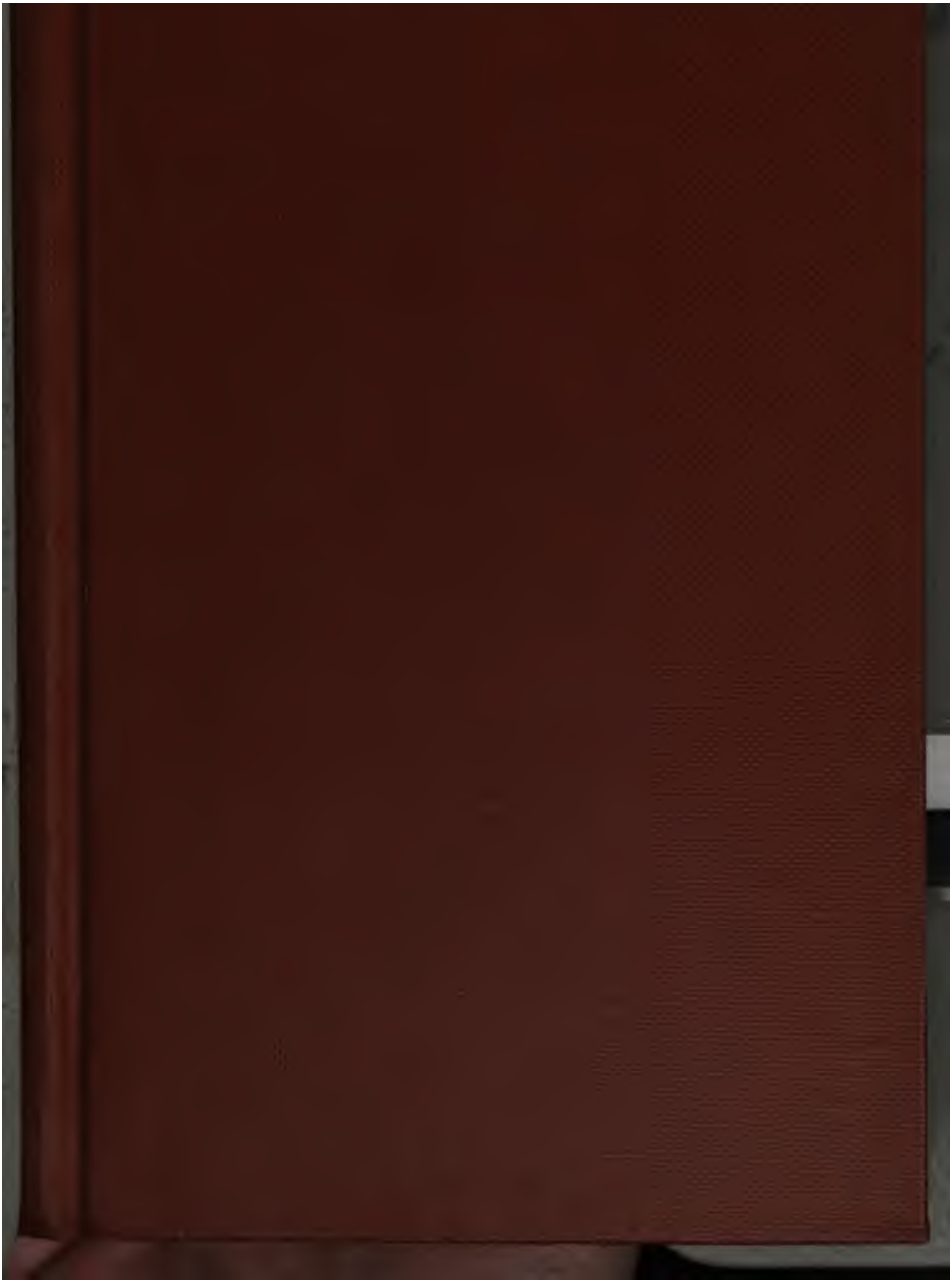
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

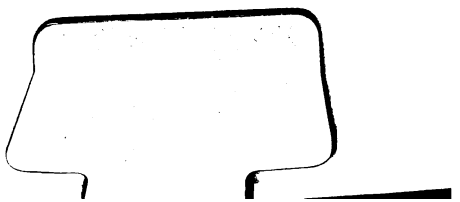
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



~~312 N 48~~

~~EP 744 A. 30~~
REP. G 10900(5)



Schiller's

Werke.

Erste illustrirte Ausgabe,

mit erläuternden Einleitungen.

Neunter Band.

Ueberſetzungen II. Band.

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1871.

Ueberſetzungen

von

Schiller.

Zweiter Band.

Turandot. — Der Paraſit. — Der Neffe als Onkel. — Phädra.

Mit Illustrationen von E. Bosch, J. Ehrentraut, W. Friedrich, P. Grot Johann und Ad. Schmitz, in Holz geschnitten von R. Brend'amour u. A.

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1871.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 7 MAY 1943
OF OXFORD

Auf den Macbeth war die Beendigung der Maria Stuart (Juni 1800) und die Jungfrau von Orleans (Mai 1801) gefolgt, und es tritt nun eine Pause in Schillers dichterischem Schaffen ein. Während derselben machte sich wieder das Bedürfniß der Bühne nach neuen Stücken fühlbar, und es schien besonders wünschenswerth, dem Repertoire auch Lustspiele zu gewinnen. Eine Zeit lang trug sich der Dichter selbst mit der Idee einer Komödie; doch fühlte er, daß ihm dieses Genre zu fremd sei. „Zwar glaube ich mich," schrieb er an Körner[1]), „derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten als auf komische Charaktere und Humor ankommt, gewachsen; aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen." Um aber doch einigermaßen dem Bedürfnisse des Theaters gerecht zu werden, entschloß er sich um so eher zur Umarbeitung eines fremden Stückes, als auch ein von Goethe in den Propyläen ausgeschriebener Preis für ein gutes Lustspiel keinen nennenswerthen Erfolg gehabt hatte. Es handelte sich jetzt darum, dem Publikum zugleich eine ganz neue Gattung des Dramas zu erschließen. Wie man ihm in Schlegels Jon einen griechischen Stoff, in Terenz' Brüdern ein altrömisches Lustspiel vorgeführt hatte, so wollte man ihm nun eine Mittelgattung von Dramen bringen, worin das Pathetische mit dem Komischen verbunden war, und dazu wählte Schiller die Tragikomödie Turandot von dem italienischen Dichter Gozzi. Goethe berichtet über dieses Experiment: „Was uns betrifft, so wünschen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gesonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann; allein wir finden auch solche Stücke höchst nöthig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das

[1]) 13. Mai 1801.

ganze theatraliſche Weſen nur ein Spiel ſei, über das er, wenn es ihm äſthetiſch, ja moraliſch nützen ſoll, erhaben ſtehen muß, ohne deßhalb weniger Genuß daran zu finden. Als ein ſolches Stück ſchätzen wir Turandot. Hier iſt das Abenteuerliche menſchlicher Schickſale der Grund, auf dem die Handlung vorgeht. Umgeſtürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sklavinnen, ſonſt Prinzeſſinnen, führt eine erzählende Expoſition vor unſerem Geiſte vorüber, und die auch hier am Orte, im phantaſtiſchen Peking, auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen geſtellt. Was wir aber ſodann erblicken, iſt ein in Frieden herrſchender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiſer; eine Prinzeſſin, eiferſüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serailräthſel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen ſich ein gutmüthiger Prinz aufs neue ausſetzt, nachdem er ihnen ſchon glücklich entkommen war. Nun ſoll der Name des Unbekannten entdeckt werden; man verſucht Gewalt, und hier gibt es eine Reihe von pathetiſchen, theatraliſch auffallenden Scenen; man verſucht die Liſt, und nun wird die Macht der Ueberredung ſtufenweiſe aufgeboten. Zwiſchen alle dieſe Zuſtände iſt das Heitere, das Luſtige, das Neckiſche ausgeſät, und eine ſo bunte Behandlung mit völliger Einheit zu Ende geführt.“[1])

Auch Schiller, der ſeine Arbeit in den Herbſtmonaten 1802 zu Stande brachte, war des Glaubens, es würde dadurch für die deutſche Bühne ein neues und intereſſantes Theaterſtück gewonnen; übrigens ſah er das Werk als eine Nebenbeſchäftigung an, die während vielfachen Unwohlſeins ſeine Zeit füllen mochte. Er legte auch hier eine deutſche Ueberſetzung zu Grunde und führte ſtatt der im Original mit Proſa und unter ſich wechſelnden Metren den fünffüßigen Jambus durch. Ueber das Stück ſelbſt urtheilte er, es ſei mit dem größten Verſtande componirt, aber es fehle ihm an einer gewiſſen Fülle, an poetiſchem Leben, die Figuren ſähen wie Marionetten aus, die am Drathe bewegt würden; es herrſche eine gewiſſe pedantiſche Steifigkeit durch das Ganze, die überwunden werden müſſe.[2]) Zu

[1]) Das weimariſche Hoftheater.
[2]) An Körner vom 2. und 16. November.

dieſem Ende ſchien ihm nun Manches eingehenderer Motivirung zu bedürfen. Namentlich ſuchte er der eigenſinnigen Grauſamkeit der Turandot eine Begründung zu geben, ſo daß ſie nicht mehr aus bloßer Laune handelt, ſondern die unwürdige Bedrückung ihres Geſchlechts rächen will. Außerdem ſind die vom italieniſchen Dichter der freien Improviſation überlaſſenen komiſchen Scenen von ihm ausgeführt und zwar mit vielem Geiſte und vieler Grazie. Endlich hat er für die Turandot ſeine Räthſel gedichtet und bei ſpäteren Aufführungen die erſten immer durch neue erſetzt, die wir jetzt unter ſeinen Gedichten finden. Als er zwei derſelben an Goethe ſchickte, erwiderte dieſer: „Ihre neuen Räthſel haben den ſchönen Fehler der erſten, beſonders des Auges, daß ſie entzückte Anſchauungen des Gegenſtandes enthalten, worauf man faſt eine neue Dichtungsart gründen könnte.“ Wahrſcheinlich hat dann auch Goethe die unter ſeinen Gedichten enthaltenen Räthſel für dieſen Zweck gedichtet.

Einen ſonderlichen Erfolg hat Turandot auf der Bühne nicht gehabt; in Weimar, wo man es Ende Januar zuerſt gab, machte es nach Schillers Verſicherung eine unterhaltende Vorſtellung. Jedoch zu einer bedeutenderen Wirkung kann es eine derartige phantaſtiſche Dichtung auf der Bühne nicht bringen. Das Komiſche läßt man ſich gern gefallen, obgleich es doch in der deutſchen Bearbeitung eine ganz andere, offenbar viel ſchwächere Wirkung macht, als auf der italieniſchen Bühne, wo die Pantalon, Tartaglia u. ſ. w. ſtehende Charaktermasken ſind. Allein je übermüthiger man den Humor ſpielen läßt, um ſo weniger iſt es möglich, für die ernſteren Situationen lebhafte Theilnahme zu gewinnen. Die Verwicklungen einer Märchenwelt können uns in keine tragiſche Spannung verſetzen, und ſofern die Verpflanzung einer derartigen Dichtung auf unſer Theater einigermaßen den Tendenzen der Romantiker entgegenkam, welche überall an die Stelle des vollen Ernſtes poetiſche Ironie zu bringen ſuchten, kann auch die Turandot dazu beitragen, die Verkehrtheit dieſer Theorie klar zu machen. Das enthält aber durchaus keinen Vorwurf gegen Schiller, dem das Verdienſt bleibt, unſerem Publikum eine eigene Gattung des Dramas in angenehmſter Weiſe bekannt gemacht zu haben.

Zu dem französischen Wesen mußte Schiller sich seiner ganzen Natur nach am wenigsten hingezogen fühlen; mit französischen Stücken finden wir ihn daher erst in seinen letzten Lebensjahren beschäftigt, und es scheint, als ob ihn hierzu wiederholte Aufforderungen des Herzogs veranlaßt hätten. Schon 1799, als Goethe Voltaires Mahomet auf die Bühne brachte, sprach Schiller seinen Widerwillen gegen das französische Pathos, gegen den Alexandriner und die unvermeidliche Unterjochung aller Bewegungen des Gemüths und Gedankens unter die „zweischenklichte" Natur dieses Versmaßes aus. Damals hielt er eine Umdichtung in gewöhnliche Jamben für unzweckmäßig, denn mit der Aufhebung des alexandrinischen Reims werde die ganze Basis fortgenommen, auf der diese Stücke erbaut seien.[1]) Dennoch interessirte er sich für Goethes Arbeit; ja in einer Hinsicht schien ihm eine Erneuerung der französischen classischen Tragödie verdienstlich. Ihre prunkende kalte Steifheit hatte den Vortheil, daß sie auf den Brettern eine völlig ideale Welt aufthat, welche mit dem „rohen Leben" nichts zu schaffen hatte, und einen heilsamen Contrast gegen die Misere des Alltagslebens bildete, wie sie die Kotzebue und Iffland auf der Bühne heimisch zu machen suchten. Man lese darüber Schillers Gedicht „an Goethe." — Als er nun im Februar 1783 die Braut von Messina beendet hatte und einer Ausspannung bedurfte, kam er einer früheren Aufforderung des Herzogs nach. Dieser hatte ihm schon im Januar den Wunsch geäußert, er möge die neuesten französischen Theatralia lesen, um sie für das Bedürfniß des Theaters zu berücksichtigen. Schon damals hatte er sich aus der Bibliothek die neuen französischen Stücke geben lassen, aber nichts gefunden, was sich zu irgend einem Gebrauche qualificirte; jetzt machte er sich zu seiner „Erholung und um der theatralischen Novität willen"[2]) an zwei Stücke des fruchtbaren französischen Lustspieldichters Picard. Das bedeutendere derselben, welches nach Schillers Urtheil „viel Verdienst hat und vielleicht eine recht ernstliche Bearbeitung verdient hätte", hieß eigentlich Mediocre et rampant ou le moyen de parvenir. Es war in Alexandrinern geschrieben, die nun in ziem-

[1]) An Goethe, 15. October 1799.
[2]) An Körner vom 28. März 1803.

lich freier Weiſe in deutſche Proſa umgeſetzt wurden. Außer dem erſten Titel ſind auch die Namen der Perſonen geändert, und ſtatt der im IV. Act vorkommenden franzöſiſchen Romanze dichtete Schiller den bekannten Jüngling am Bach. Der Neffe als Onkel führte urſprünglich den Titel Encore des Ménechmes; es iſt eine neue Variation auf das ſchon von den alten Komikern behandelte Thema von der Verwechſelung zweier ſich ähnlich ſehender Perſonen. Hier war nur Proſa in Proſa umzuſetzen, und Schiller hielt ſich daher enger an ſeinen Text als im Paraſiten. „Es iſt," ſchrieb er von dem Stücke, „ein leichtes Intriguenſtück, das unterhält und ſein halbes Dutzend Vorſtellungen auf jedem Theater aushalten kann." In wenigen Wochen, vor dem 12. Mai, war er mit der Arbeit fertig. In demſelben Monate iſt der Neffe als Onkel noch in Weimar geſpielt worden, er beluſtigte das Publikum ſehr und machte ſich recht hübſch.[1]) Der Paraſit mußte noch bis zum 12. October warten. Schiller rühmte, nachdem er die Aufführung geſehen, den großen Verſtand des Plans, nur die Ausführung ſei zu trocken; doch habe er dieſe laſſen müſſen, wie ſie war. Der Verfaſſer habe es ſich freilich ein wenig leicht gemacht, daß er den Miniſter zu blödſichtig machte; aber bei einem hellſehenderen Miniſter wäre ein ganz anderer Charakter von Paraſiten nöthig geworden, und einem ſolchen wäre Picard nicht gewachſen geweſen.[2])

Zur Bearbeitung der Phädra entſchloß ſich Schiller nach der Beendigung des Tell. Schon hatte er den Plan zum Demetrius gefaßt; aber vielfaches Unwohlſein hinderte die Ausführung. Nun handelte es ſich um eine Feſtvorſtellung zum Geburtstage der Herzogin Luiſe am 30. Januar 1805; dazu erſchien eine franzöſiſche Tragödie beſonders geeignet. Schiller ſchwankte zwiſchen Racines Britannicus und ſeiner Phädra; die Rückſicht auf die für die Titelrolle in Ausſicht genommene Schauſpielerin Becker gab den Ausſchlag; auch erſchien ihm die Phädra als ein Stück, „welches viele Verdienſte hat, und wenn man einmal die Manier zugibt, ſogar fürtrefflich heißen könnte." „Es iſt lange Zeit," ſchreibt er[3]), „das Paradepferd

[1]) An Goethe, 30. Mai 1803.
[2]) An Körner vom 7. November 1803.
[3]) An Körner, 20. Januar 1805.

der französischen Bühnen gewesen und ist es zum Theil noch; wir wollen nun sehen, wie es sich einem deutschen Publikum gegenüber behaupten wird. Ich habe es in den gewöhnlichen reimlosen Jamben übersetzt und mit gewissenhafter Treue, ohne mir eine Abänderung zu erlauben." Als die drei ersten Acte fertig waren, wurden sie an Goethe geschickt, der sie mit vielem Antheil las. „Das Stück exponirt sich gut," erwiderte er, „und die gehetzte Leidenschaft gibt ihm Leben. Dazu kommt, daß einige Hauptstellen, sobald man die Motive zugibt, von vortrefflicher Wirkung sein müssen. In diesen ist auch die Diction vorzüglich gut gerathen." Er fügte dann einige von Schiller angenommene Vorschläge zu kleinen Aenderungen hinzu, um die Jamben für die Schauspieler bequemer zu machen. — Man kann sich bei diesem Urtheil beruhigen. Wie alle französischen Tragödien, läßt uns auch die Phädra kalt; aber die Behandlung ist doch von großem Geschick, und es muß namentlich im Gegensatze zu A. W. Schlegel behauptet werden, daß die Fabel des euripideischen für uns geradezu unerträglichen Hippolytos von Racine in glücklicher Weise umgestaltet ist. Schillers Verdienst ist nur das einer vortrefflichen deutschen Stilisirung. Aber schwerlich hat ihm irgend eine andere seiner Arbeiten so reiches Lob von seinem allergnädigsten Landesherrn eingetragen als die Phädra. Dieser war ganz entzückt, als er die Tragödie sah und dann im Manuscript las; ja er schickte, als Schiller die Handschrift für den Druck fertig machte, ihm einen ganzen Bogen voll Aenderungsvorschlägen, um den Wohllaut der Verse noch zu erhöhen, und davon sind denn auch viele in die 1805 als Taschenbuch gedruckte und mit dem Originaltexte versehene erste Ausgabe der Phädra übergegangen.

Wendt.

Turandot,

Prinzessin von China.

Ein tragikomiſches Mährchen nach Gozzi.

Personen.

Altoum, fabelhafter Kaiser von China.
Turandot, seine Tochter.
Adelma, eine tartarische Prinzessin, ihre Sklavin.
Zelima, eine andere Sklavin der Turandot.
Skirina, Mutter der Zelima.
Barak, ihr Gatte, ehemals Hofmeister des
Kalaf, Prinzen von Astrachan.
Timur, vertriebener König von Astrachan.
Ismael, Begleiter des Prinzen von Samarcand.
Tartaglia, Minister.
Pantalon, Kanzler.
Truffaldin, Aufseher der Verschnittenen.
Brigella, Hauptmann der Wache.
Doctoren des Divans.
Sklaven und Sklavinnen des Serails.

Vorſtadt von Peckin.

Proſpect eines Stadtthors. Eiſerne Stäbe ragen über demſelben hervor, worauf mehrere geſchorne, mit türkiſchen Schöpfen verſehene Köpfe als Masken und ſo, daß ſie als eine Zierrath erſcheinen können, ſymmetriſch aufgepflanzt ſind.

Erſter Auftritt.

Prinz Kalaf, in tartariſchem Geſchmack, etwas phantaſtiſch gekleidet, tritt aus einem Hauſe. Gleich darauf Barak, aus der Stadt kommend.

Kalaf.

Habt Dank, ihr Götter! Auch zu Peckin ſollt' ich
Eine gute Seele finden!

Barak

(in perſiſcher Tracht, tritt auf, erblickt ihn und fährt erſtaunt zurück).

Seh' ich recht?
Prinz Kalaf! Wie? Er lebt noch!

Kalaf (erkennt ihn).

Barak!

Barak (auf ihn zueilend).

Herr!

Kalaf.

Dich find' ich hier?

Barak.

Euch ſeh' ich lebend wieder!
Und hier zu Peckin!

Kalaf.

Schweig'! Verrath' mich nicht!
Beim großen Lama, ſprich! wie biſt du hier?

Barak.

Durch ein Geſchick der Götter, muß ich glauben,
Da es mich hier mit euch zuſammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich ſah,
Daß unſre Völker flohen, der Tyrann
Von Tefflis unaufhaltſam in das Reich
Eindrang, floh ich nach Aſtrachan zurück,
Bedeckt mit ſchweren Wunden. Hier vernahm ich,
Daß ihr und König Timur, euer Vater,
Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz
Erzähl' ich nicht; verloren gab ich alles,
Und ſinnlos eilt' ich zum Palaſte nun,
Elmazen, eure königliche Mutter,
Zu retten; doch ich ſuchte ſie vergebens!
Schon zog der Sieger ein zu Aſtrachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren
Von Land zu Lande irrt' ich flüchtig nun
Drei Jahre lang umher, ein Obdach ſuchend,
Bis ich zuletzt nach Peckin mich gefunden.
Hier unterm Namen Haſſan glückte mir's,
Durch treue Dienſte einer Wittwe Gunſt
Mir zu erwerben, und ſie ward mein Weib.
Sie kennt mich nicht; ein Perſer bin ich ihr.
Hier leb' ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vor'gen Loos, doch überreich
In dieſem Augenblicke, da ich euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,

Den ich erzogen, den ich Jahre lang
Für todt beweint, im Leben wieder ſehe!
— Wie aber lebend? wie in Peckin hier?

Kalaf.

Nenne mich nicht. Nach jener unglückſel'gen Schlacht
Bei Aſtrachan, die uns das Reich gekoſtet,
Eilt' ich mit meinem Vater zum Palaſt;
Schnell rafften wir das Koſtbarſte zuſammen,
Was ſich an Edelſteinen fand, und flohn.
In Bauertracht verhüllt durchkreuzten wir,
Der König und Elmaze, meine Mutter,
Die Wüſten und das felſigte Gebirg.
Gott, was erlitten wir nicht da! Am Fuß
Des Kaukaſus raubt' eine wilde Horde
Von Malandrinen uns die Schätze; nur
Das nackte Leben blieb uns zum Gewinn.
Wir mußten kämpfen mit des Hungers Qualen
Und jedes Elends mannichfacher Noth.
Den Vater trug ich bald und bald die Mutter
Auf meinen Schultern, eine theure Laſt.
Kaum wehrt' ich ſeiner wüthenden Verzweiflung,
Daß er den Dolch nicht auf ſein Leben zuckte;
Die Mutter hielt ich kaum, daß ſie, von Gram
Erſchöpft, nicht niederſank! So kamen wir
Nach Jaik endlich, der Tartarenſtadt,
Und hier, an der Moſcheen Thor, mußt' ich
Ein Bettler flehen um die magre Koſt,
Der theuren Eltern Leben zu erhalten.
— Ein neues Unglück! Unſer grimm'ger Feind,
Der Khan von Teſſlis, voll Tyrannenfurcht,
Mißtrauend dem Gerücht von unſerm Tode,
Er ließ durch alle Länder uns verfolgen.
Vorausgeeilt ſchon war uns ſein Befehl,
Der alle kleinen Könige ſeiner Herrſchaft
Aufbot, uns nachzuſpähn. Nur ſchnelle Flucht

Entzog uns ſeiner Spürer Wachſamkeit —
Ach, wo verbärg' ſich ein gefallner König!

Barak.

O, nichts mehr! Eure Worte ſpalten mir
Das Herz! Ein großer Fürſt in ſolchem Elend!
Doch ſagt, lebt mein Gebieter noch, und lebt
Elmaze, meine Königin?

Kalaf.

Sie leben.
Und wiſſe, Barak, in der Noth allein
Bewähret ſich der Adel großer Seelen.
— Wir kamen in der Karazanen Land.
Dort, in den Gärten König Keicobads,
Mußt' ich zu Knechtesdienſten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.
Mich ſah Adelma dort, des Königs Tochter,
Mein Anblick rührte ſie, es ſchien ihr Herz
Von zärtlichern Gefühlen, als des Mitleids,
Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf ſieht die Liebe, nimmer glaubte ſie
Mich zu dem Loos, wo ſie mich fand, geboren.
— Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht
Der Karazanen König Keicobad
Verblendete, den mächt'gen Altoum,
Den Großkhan der Chineſen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte Seltſames davon.
Was ich berichten kann, iſt dies: Beſiegt
Ward Keicobad, ſein ganzer Stamm vertilgt;
Adelma ſelbſt mit ſieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt in einem Strome.
— Wir aber flohen in ein andres Land;
So kamen wir nach langem Irren endlich
Zu Berlas an — Was bleibt mir noch zu ſagen?
Vier Jahre lang ſchafft' ich den Eltern Brod,
Daß ich um dürft'ges Taglohn Laſten trug.

Barak.

Nicht weiter, Prinz. Vergeſſen wir das Elend,
Da ich euch jetzt in kriegeriſchem Schmuck
Und Heldenſtaat erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück euch günſtig ward?

Kalaf.

Mir günſtig! Höre!
Dem Khan von Berlas war ein edler Sperber
Entwiſcht, den er in hohem Werthe hielt.
Ich fand den Sperber, überbracht' ihn ſelbſt
Dem König — Dieſer fragt nach meinem Namen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der ſeine Eltern nährt mit Laſtentragen.
Drauf ließ der Khan den Vater und die Mutter
Im Hoſpital verſorgen.

(Er hält inne.)

Barak! Dort,
Im Aufenthalt des allerhöchſten Elends,
Dort iſt dein König — deine Königin.
Auch dort nicht ſicher, dort noch in Gefahr,
Erkannt zu werden und getödtet!

Barak.

Gott!

Kalaf.

Mir ließ der Kaiſer dieſe Börſe reichen,
Ein ſchönes Pferd und dieſes Ritterkleid.
Den greiſen Eltern ſag' ich Lebewohl;
Ich gehe, rief ich, mein Geſchick zu ändern,
Wo nicht, dies traur'ge Leben zu verlieren!
Was thaten ſie nicht, mich zurückzuhalten
Und, da ich ſtandhaft blieb, mich zu begleiten!
Verhüt' es Gott, daß ſie, von Angſt gequält,
Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
Hier bin ich nun, zu Peckin, unerkannt,
Viel hundert Meilen weit von meiner Heimath.

Entſchloſſen komm' ich her, dem großen Khan
Vom Lande China als Soldat zu dienen,
Ob mir vielleicht die Sterne günſtig ſind,
Durch tapfre That mein Schickſal zu verbeſſern.
— Ich weiß nicht, welche Feſtlichkeit die Stadt
Mit Fremden füllt, daß kein Karvanſerai
Mich aufnahm — Dort in jener ſchlechten Hütte
Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
Herberge.

Barak.

Prinz, das iſt mein Weib.

Kalaf.

Dein Weib?
Preiſe dein Glück, daß es ein fühlend Herz
Zur Gattin dir gegeben!

(Er reicht ihm die Hand.)

Jetzt leb' wohl.
Ich geh' zur Stadt. Mich treibt's, die Feſtlichkeit
Zu ſehn, die ſo viel Menſchen dort verſammelt.
Dann zeig' ich mich dem großen Khan und bitt'
Ihn um die Gunſt, in ſeinem Heer zu dienen.

(Er will fort. Barak hält ihn zurück.)

Barak.

Bleibt, Prinz! Wo wollt ihr hin? — Mögt ihr das Aug'
An einem grauſenvollen Schauſpiel weiden?
O, wiſſet, edler Prinz — Ihr kamt hieher
Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.

Kalaf.

Wie ſo? Was meinſt du?

Barak.

Wie? Ihr wißt es nicht,
Daß Turandot, des Kaiſers einz'ge Tochter,
Das ganze Reich in Leid verſenkt und Thränen?

Kalaf.

Ja, ſchon vorlängſt im Karazanenland
Hört' ich dergleichen — und die Rede ging,

Es ſei der Prinz des Königs Keicobad
Auf eine ſeltſam jammervolle Art
Zu Peckin umgekommen — Eben dies
Hab' jenes Kriegesfeuer angeflammt,
Das mit dem Falle ſeines Reichs geendigt.
Doch Manches glaubt und ſchwatzt ein dummer Pöbel,
Worüber der Verſtänd'ge lacht — Darum
Sag' an, wie ſich's verhält mit dieſer Sache?

Barak.

Des Großkhans einz'ge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geiſt berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Malers Pinſel noch erreicht,
Wie viele Bildniſſe von ihr auch in der Welt.
Herumgehn, hegt ſo übermüth'gen Sinn,
So großen Abſcheu vor der Ehe Banden,
Daß ſich die größten Könige umſonſt
Um ihre Hand bemüht —

Kalaf.

Das alte Mährchen
Vernahm ich ſchon am Hofe Keicobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.

Barak.

Es iſt kein Mährchen. Oft ſchon wollte ſie
Der Khan, als einz'ge Erbin ſeines Reichs,
Mit Söhnen großer Könige vermählen.
Stets widerſetzte ſich die ſtolze Tochter,
Und, ach! zu blind iſt ſeine Vaterliebe,
Als daß er Zwang zu brauchen ſich erkühnte.
Viel ſchwere Kriege ſchon erregte ſie
Dem Vater, und, obgleich noch immer Sieger
In jedem Kampf, ſo iſt er doch ein Greis,
Und unbeerbt wankt er dem Grabe zu.
Drum ſprach er einſtmals ernſt und wohlbedächtlich
Zu ihr die ſtrengen Worte: Störrig Kind!
Entſchließe dich einmal, dich zu vermählen,
Wo nicht, ſo ſinn' ein ander Mittel aus,

Dem Reich die ew'gen Kriege zu erſparen;
Denn ich bin alt; zu viele Könige ſchon
Hab' ich zu Feinden, die dein Stolz verſchmähte.
Drum nenne mir ein Mittel, wie ich mich
Der wiederholten Werbungen erwehre,
Und leb' hernach und ſtirb, wie dir's gefällt —
Erſchüttert ward von dieſem ernſten Wort
Die Stolze, rang umſonſt, ſich loszuwinden.
Die Kunſt der Thränen und der Bitten Macht
Erſchöpfte ſie, den Vater zu bewegen;
Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt
Verlangt ſie von dem unglückſel'gen Vater,
Verlangt — Hört, was die Furie verlangte!

Kalaf.

Ich hab's gehört. Das abgeſchmackte Mährchen
Hab' ich ſchon oft belacht — Hör', ob ich's weiß!
Sie fordert' ein Edict von ihrem Vater,
Daß jedem Prinzen königlichen Stamms
Vergönnt ſein ſoll, um ihre Hand zu werben.
Doch dieſes ſollte die Bedingung ſein:
Im öffentlichen Divan, vor dem Kaiſer
Und ſeinen Räthen allen, wollte ſie
Drei Räthſel ihm vorlegen. Löſte ſie
Der Freier auf, ſo mög' er ihre Hand
Und mit derſelben Kron' und Reich empfangen.
Löſt' er ſie *nicht*, ſo ſoll der Kaiſer ſich
Durch einen heil'gen Schwur auf ſeine Götter
Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
Zu laſſen. — Sprich, iſt's nicht ſo? Nun vollende
Dein Mährchen, wenn du's kannſt vor langer Weile.

Barak.

Mein Mährchen? Wollte Gott! Der Kaiſer zwar
Empört' ſich erſt dagegen; doch die Schlange
Verſtand es, bald mit Schmeichelbitten, bald
Mit liſt'ger Redekunſt das furchtbare
Geſetz dem ſchwachen Alten zu entlocken.

Was iſt's denn auch? ſprach ſie mit arger Liſt;
Kein Prinz der Erde wird ſo thöricht ſein,
In ſolchem blut'gen Spiel ſein Haupt zu wagen!
Der Freier Schwarm zieht ſich geſchreckt zurück,
Ich werd' in Frieden leben. Wagt es dennoch
Ein Raſender, ſo iſt's auf ſeine eigne
Gefahr, und meinen Vater trifft kein Tadel,
Wenn er ein heiliges Geſetz vollzieht. —
Beſchworen ward das unnatürliche
Geſetz und kund gemacht in allen Landen.

(Da Kalaf den Kopf ſchüttelt.)

— Ich wünſchte, daß ich Mährchen nur erzählte
Und ſagen dürfte: Alles war ein Traum!

Kalaf.

Weil du's erzählſt, ſo glaub' ich das Geſetz.
Doch ſicher war kein Prinz wahnſinnig gnug,
Sein Haupt daran zu ſetzen.

Barak (zeigt nach dem Stadtthor.)

Sehet, Prinz!
Die Köpfe alle, die dort auf den Thoren
Zu ſehen ſind, gehörten Prinzen an,
Die toll genug das Abenteuer wagten
Und kläglich ihren Untergang drin fanden,
Weil ſie die Räthſel dieſer Sphinx zu löſen
Nicht fähig waren.

Kalaf.

Grauſenvoller Anblick!
Und lebt ein ſolcher Thor, der ſeinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu beſitzen!

Barak.

Nein! Sagt das nicht. Wer nur ihr Konterfei
Erblickt, das man ſich zeigt in allen Ländern,
Fühlt ſich bewegt von ſolcher Zaubermacht,
Daß er ſich blind dem Tod entgegen ſtürzt,
Das göttergleiche Urbild zu beſitzen.

Kalaf.

Irgend ein Geck.

Barak.

Nein, wahrlich! Auch der Klügſte.
Heut' iſt der Zulauf hier, weil man den Prinzen
Von Samarcanda, den verſtändigſten,
Den je die Welt geſehn, enthaupten wird.
Der Khan beſeufzt die fürchterliche Pflicht;
Doch ungerührt frohlockt die ſtolze Schöne.

(Man hört in der Ferne den Schall von gedämpften Trommeln.)

Hört! Hört ihr! Dieſer dumpfe Trommelklang
Verkündet, daß der Todesſtreich geſchieht;
Ihn nicht zu ſehen, wich ich aus der Stadt.

Kalaf.

Barak, du ſagſt mir unerhörte Dinge.
Was? Konnte die Natur ein weibliches
Geſchöpf wie dieſe Turandot erzeugen,
So ganz an Liebe leer und Menſchlichkeit?

Barak.

Mein Weib hat eine Tochter, die im Harem
Als Sklavin dient und uns Unglaubliches
Von ihrer ſchönen Königin berichtet.
Ein Tiger iſt ſie, dieſe Turandot,
Doch gegen Männer nur, die um ſie werben.
Sonſt iſt ſie gütig gegen alle Welt;
Stolz iſt das einz'ge Laſter, das ſie ſchändet.

Kalaf.

Zur Hölle, in den tiefſten Schlund hinab
Mit dieſen Ungeheuern der Natur,
Die kalt und herzlos nur ſich ſelber lieben!
Wär' ich ihr Vater, Flammen ſollten ſie
Verzehren.

Barak.

Hier kommt Iſmael, der Freund
Des Prinzen, der ſein Leben jetzt verloren.
Er kommt voll Thränen — Iſmael!

Zweiter Auftritt.

Iſmael zu den Vorigen.

Iſmael

(reicht dem Barak die Hand, heftig weinend).

Er hat
Gelebt — Der Streich des Todes iſt gefallen.
Ach, warum fiel er nicht auf dieſes Haupt!

Barak.

Barmherz'ger Himmel! Doch warum ließt ihr
Geſchehn, daß er im Divan der Gefahr
Sich bloßgeſtellt?

Iſmael.

Mein Unglück braucht noch Vorwurf.
Gewarnt hab' ich, beſchworen und gefleht,
Wie es mein Herz, wie's meine Pflicht mich lehrte.
Umſonſt! Des Freundes Stimme wurde nicht
Gehört; die Macht der Götter riß ihn fort.

Barak.

Beruhigt euch!

Iſmael.

Beruhigen? Niemals, niemals!
Ich hab' ihn ſterben ſehen. Sein Gefährte
War ich in ſeinem letzten Augenblick,
Und ſeine Abſchiedsworte gruben ſich
Wie ſpitz'ge Dolche mir ins tiefſte Herz.
„Weine nicht!“ ſprach er. „Gern und freudig ſterb' ich,
„Da ich die Liebſte nicht beſitzen kann.
„Mag es mein theurer Vater mir vergeben,
„Daß ich ohn' Abſchied von ihm ging. Ach, nie
„Hätt' er die Todesreiſe mir geſtattet!
„Zeig' ihm dies Bildniß!

(Er zieht ein kleines Portrait an einem Band aus dem Buſen.)

„Wenn er dieſe Schönheit
„Erblickt, wird er den Sohn entſchuldigen.“

Und an die Lippen drückt' er jetzt, lautſchluchzend,
Mit heft'gen Küſſen dies verhaßte Bild,
Als könnt' er, ſterbend ſelbſt, nicht davon ſcheiden;
Drauf kniet' er nieder und — mit einem Streich —
Noch zittert mir das Mark in den Gebeinen —
Sah ich Blut ſpritzen, ſah den Rumpf hinfallen
Und hoch in Henkers Hand das theure Haupt;
Entſetzt und troſtlos riß ich mich von dannen.

(Wirft das Bild in heftigem Unwillen auf den Boden.)

Verhaßtes, ewig fluchenswerthes Bild!
Liege du hier, zertreten in dem Staub!
Könnt' ich ſie ſelbſt, die Tigerherzige,
Mit dieſem Fußtritt ſo wie dich zermalmen!
Daß ich dich meinem König überbrächte!
Nein, mich ſoll Samarcand nicht wieder ſehn.
In eine Wüſte will ich fliehn und dort,
Wo mich kein menſchlich Ohr vernimmt, auf ewig
Um meinen vielgeliebten Prinzen weinen.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Kalaf und Barak.

Barak (nach einer Pauſe).

Prinz Kalaf, habt ihr's nun gehört?

Kalaf.

Ich ſtehe
Ganz voll Verwirrung, Schrecken und Erſtaunen.
Wie aber mag dies unbeſeelte Bild,
Das Werk des Malers, ſolchen Zauber wirken?

(Er will das Bildniß von der Erde nehmen.)

Barak

(eilt auf ihn zu und hält ihn zurück).

Was macht ihr! — Große Götter!

Kalaf (lächelnd).

Nun! Ein Bildniß
Nehm' ich vom Boden auf. Ich will ſie doch
Betrachten, dieſe mörderiſche Schönheit.

(Greift nach dem Bildniß und hebt es von der Erde auf.)

Barak (ihn haltend).

Euch wäre beſſer, der Meduſa Haupt
Als dieſe tödtliche Geſtalt zu ſehn.
Weg, weg damit! Ich kann es nicht geſtatten.

Kalaf.

Du biſt nicht klug. Wenn du ſo ſchwach dich fühlſt,
Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie
Mein Aug gerührt, auch nur auf Augenblicke,
Viel weniger mein Herz beſiegt. Und was
Lebend'ge Schönheit nie bei mir vermocht,
Das ſollten todte Pinſelſtriche wirken?
Unnütze Sorgfalt, Barak — Mir liegt Andres
Am Herzen, als der Liebe Narrenſpiel.

(Will das Bildniß anſchauen.)

Barak.

Dennoch, mein Prinz — Ich warn' euch — Thut es nicht!

Kalaf (ungeduldig).

Zum Henker, Einfalt! Du beleidigſt mich.

(Stößt ihn zurück, ſieht das Bild an und geräth in Erſtaunen. Nach einer Pauſe.)

Was ſeh' ich!

Barak (ringt verzweifelnd die Hände).

Weh' mir! Welches Unglück!

Kalaf (faßt ihn lebhaft bei der Hand).

Barak!

(Will reden, ſieht aber wieder auf das Bild und betrachtet es mit Entzücken.)

Barak (für ſich).

Seid Zeugen, Götter — Ich, ich bin nicht ſchuld,
Ich hab' es nicht verhindern können.

Kalaf.

Barak!
— In dieſen holden Augen, dieſer ſüßen

Geſtalt, in dieſen ſanften Zügen kann
Das harte Herz, wovon du ſprichſt, nicht wohnen!

Barak.

Unglücklicher, was hör' ich? Schöner noch
Unendlichmal, als dieſes Bildniß zeigt,
Iſt Turandot, ſie ſelbſt! Nie hat die Kunſt
Des Pinſels ihren ganzen Reiz erreicht;
Doch ihres Herzens Stolz und Grauſamkeit
Kann keine Sprache, keine Zunge nennen.
O, werft es von euch, dies unſelige,
Verwünſchte Bildniß! Euer Auge ſauge
Kein tödtlich Gift aus dieſer Mordgeſtalt!

Kalaf.

Hinweg! Vergebens ſuchſt du mich zu ſchrecken!
— Himmliſche Anmuth! Warme, glühende Lippen!
Augen der Liebesgöttin! Welcher Himmel,
Die Fülle dieſer Reize zu beſitzen!

(Er ſteht in den Anblick des Bildes verloren, plötzlich wendet er ſich zu Barak und ergreift ſeine Hand.)

Barak! Verrath' mich nicht — Jetzt oder nie!
Dies iſt der Augenblick, mein Glück zu wagen.
Wozu dies Leben ſparen, das ich haſſe?
— Ich muß auf einen Zug die ſchönſte Frau
Der Erde und ein Kaiſerthum mit ihr
Gewinnen oder dies verhaßte Leben
Auf einen Zug verlieren — Schönſtes Werk!
Pfand meines Glücks und meine ſüße Hoffnung!
Ein neues Opfer iſt für dich bereit
Und drängt ſich wagend zu der furchtbarn Probe.
Sei gütig gegen mich — Doch, Barak, ſprich!
Ich werde doch im Divan, eh' ich ſterbe,
Das Urbild ſelbſt von dieſen Reizen ſehn?

(Indem ſieht man die fürchterliche Larve eines Nachrichters ſich über dem Stadtthor erheben und einen neuen Kopf über demſelben aufpflanzen. — Der vorige Schall verſtimmter Trommeln begleitet dieſe Handlung.)

Barak.

Ach, ſehet, ſehet, theurer Prinz, und ſchaudert!
Dies iſt das Haupt des unglückſel'gen Jünglings —
Wie es euch anſtarrt! Und dieſelben Hände,
Die es dort aufgepflanzt, erwarten euch.
O, kehret um! Kehrt um! Nicht möglich iſt's,
Die Räthſel dieſer Löwin aufzulöſen.
Ich ſeh' im Geiſt ſchon euer theures Haupt,
Ein Warnungszeichen allen Jünglingen,
In dieſer furchtbarn Reihe ſich erheben.

Kalaf

(hat das aufgeſteckte Haupt mit Nachdenken und Rührung betrachtet).

Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reißt mich geheimnißvoll, unwiderſtehlich
Hinauf in deine tödtliche Geſellſchaft?

(Er bleibt nachſinnend ſtehen; dann wendet er ſich zu Barak.)

— Wozu die Thränen, Barak? Haſt du mich
Nicht einmal ſchon für todt beweint? Komm, komm!
Entdecke keiner Seele, wer ich bin.
Vielleicht — wer weiß, ob nicht der Himmel, ſatt
Mich zu verfolgen, mein Beginnen ſegnet
Und meinen armen Eltern Troſt verleiht.
Wo nicht — was hat ein Elender zu wagen?
Für deine Liebe will ich dankbar ſein,
Wenn ich die Räthſel löſe — Lebe wohl!

(Er will gehen, Barak hält ihn zurück, unterdeſſen kommt Skirina, Baraks Weib, aus dem Hauſe.)

Barak.

Nein, nimmermehr! Komm mir zu Hilfe, Frau!
Laß ihn nicht weg — Er geht, er iſt verloren,
Der theure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Räthſel dieſer Furie zu löſen.

Vierter Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina (tritt ihm in den Weg).

O weh! Was hör' ich? Seid ihr nicht mein Gaſt?
Was treibt den zarten Jüngling in den Tod?

Kalaf.

Hier, gute Mutter, dieſes Götterbild
Ruft mich zu meinem Schickſal.

(Zeigt ihr das Bildniß.)

Skirina.

Wehe mir!
Wie kam das höll'ſche Bild in ſeine Hand?

Barak.

Durch bloßen Zufall.

Kalaf (tritt zwiſchen beide).

Haſſan! Gute Frau!
Zum Dank für eure Gaſtfreundſchaft behaltet
Mein Pferd! Auch dieſe Börſe nehmet hin!
Sie iſt mein ganzer Reichthum — Ich — ich brauche
Fortan nichts weiter — denn ich komm' entweder
Reich wie ein Kaiſer oder — nie zurück!
— Wollt ihr, ſo opfert einen Theil davon
Den ew'gen Göttern, theilt den Armen aus,
Damit ſie Glück auf mich herab erflehen.
Lebt wohl — Ich muß in mein Verhängniß gehen!

(Er eilt in die Stadt.)

Fünfter Auftritt.

Barak und Skirina.

Barak (will ihm folgen).

Mein Herr! mein armer Herr! Umſonſt! Er geht!
Er hört mich nicht!

Skirina (neugierig).

Dein Herr? Du kennſt ihn alſo?
O, ſprich, wer iſt der edelherz'ge Fremdling,
Der ſich dem Tode weiht?

Barak.

Laß dieſe Neugier!
Er iſt geboren mit ſo hohem Geiſt,
Daß ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Skirina. All dieſes Gold laß uns
Und alles, was wir Eigenes beſitzen,
Dem Fohi opfern und den Armen ſpenden!
Gebete ſollen ſie für ihn gen Himmel ſenden
Und ſollen wund ſich knien an den Altären,
Bis die erweichten Götter ſie erhören!

(Sie gehen nach ihrem Hauſe.)

Großer Saal des Divans,

mit zwei Pforten, davon die eine zu den Zimmern des Kaisers, die andere Serail der Prinzessin Turandot führt.

Erster Auftritt.

Truffaldin, als Anführer der Verschnittenen, steht gravitätisch in der M der Scene und befiehlt seinen Schwarzen, welche beschäftigt sind, den Saal Ordnung zu bringen. Bald darauf Brigella.

Truffaldin.

Frisch an das Werk! Rührt euch! Gleich wird der Divan
Beisammen sein. — Die Teppiche gelegt,
Die Throne aufgerichtet! Hier zur Rechten
Kommt kaiserliche Majestät, links meine
Scharmante Hoheit, die Prinzeß, zu sitzen!

Brigella

(kommt und sieht sich verwundernd um).

Mein! Sagt mir, Truffaldin, was gibt's denn Neues,
Daß man den Divan schmückt in solcher Eile?

Truffaldin

(ohne auf ihn zu hören, zu den Schwarzen).

Acht Seſſel dorthin für die Herrn Doctoren!
Sie haben hier zwar nicht viel zu docieren;
Doch müſſen ſie, weil's was Gelehrtes gibt,
Mit ihren langen Bärten figurieren.

Brigella.

So redet doch! Warum, wozu das alles?

Truffaldin.

Warum? Wozu? Weil ſich die Majeſtät
Und meine ſchöne Königin, mit ſammt
Den acht Doctoren und den Excellenzen,
Sogleich im Divan hier verſammeln werden.
's hat ſich ein neuer, friſcher Prinz gemeldet,
Den's jückt, um einen Kopf ſich zu verkürzen.

Brigella.

Was? Nicht drei Stunden ſind's, daß man den letzten
Hat abgethan —

Truffaldin.

Ja, Gott ſei Dank! Es geht
Von ſtatten; die Geſchäfte gehen gut.

Brigella.

Und dabei könnt ihr ſcherzen, roher Kerl!
Euch freut wohl das barbariſche Gemetzel?

Truffaldin.

Warum ſoll mich's nicht freuen? Setzt's doch immer
Für meinen Schnabel was, wenn ſo ein Neuer
Die große Reiſe macht — denn jedesmal,
Daß meine Hoheit an der Hochzeitklippe
Vorbeiſchifft, gibt's im Harem Hochzeitkuchen.
Das iſt einmal der Brauch, wir thun's nicht anders:
So viele Köpfe, ſo viel Feiertage!

Brigella.

Das ſind mir heillos niederträchtige
Geſinnungen, ſo ſchwarz, wie eure Larve.

Man ſieht's euch an, daß ihr ein Halbmann ſeid,
Ein ſchmutziger Eunuch! — Ein Menſch, ich meine
Einer, der ganz iſt, hat ein menſchlich Herz
Im Leib und fühlt Erbarmen.

Truffaldin.

Was! Erbarmen!
Es heißt kein Menſch die Prinzen ihren Hals
Nach Peckin tragen, niemand ruft ſie her.
Sind ſie freiwillig ſolche Tollhausnarren,
Mögen ſie's haben! Auf dem Stadtthor ſteht's
Mit blut'gen Köpfen leſerlich geſchrieben,
Was hier zu holen iſt — Wir nehmen keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn ſchon verloren, längſt, der ihn hier ſetzt!

Brigella.

Ein ſaubrer Einfall, den galanten Prinzen,
Die ihr die Ehr' anthun und um ſie werben,
Drei Räthſel aufzugeben und, wenn's einer
Nicht auf der Stelle trifft, ihn abzuſchlachten!

Truffaldin.

Mit nichten, Freund! Das iſt ein prächtiger,
Excellenter Einfall! — Werben kann ein jeder;
Es iſt nichts leichter, als aufs Freien reiſen.
Man lebt auf fremde Koſten, thut ſich gütlich,
Legt ſich dem künft'gen Schwäher in das Haus,
Und mancher jüngre Sohn und Krippenreiter,
Der alle ſeine Staaten mit ſich führt
Im Mantelſack, lebt bloß vom Körbeholen.
Es war nicht anders hier, als wie ein großes
Wirthshaus von Prinzen und von Abenteurern,
Die um die reiche Kaiſertochter freiten;
Denn auch der Schlechtſte dünkt ſich gut genug,
Die Hände nach der Schönſten auszuſtrecken.
Es war wie eine Freikomödie,
Wo alles kommt, bis meine Königin
Auf den ſcharmanten Einfall kam, das Haus

In vier und zwanzig Stunden rein zu machen.
— Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig ſchwere Abenteuer aus-
Geſendet, ſich mit Rieſen 'rum zu ſchlagen,
Dem Schach zu Babel, wenn er Tafel hält,
Drei Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Waſſer und den ſingenden Baum
Zu holen und den Vogel, welcher redet —
Nichts von dem allem! Räthſel haben ihr
Beliebt! Drei zierlich wohlgeſetzte Fragen!
Man kann dabei bequem und ſäuberlich
In warmer Stube ſitzen, und kein Schuh
Wird naß! Der Degen kommt nicht aus der Scheide,
Der Witz, der Scharfſinn aber muß heraus.
— Brigella, die verſteht's! Die hat's gefunden,
Wie man die Narren ſich vom Leibe hält!

Brigella.

's kann einer ein rechtſchaffner Kavalier
Und Ehmann ſein und doch die ſpitz'gen Dinger,
Die Räthſel, juſt nicht handzuhaben wiſſen.

Truffaldin.

Da ſiehſt du, Kamerad, wie gut und ehrlich
Es die Prinzeß mit ihrem Freier meint,
Daß ſie die Räthſel vor der Hochzeit aufgibt.
Nachher wär's noch viel ſchlimmer. Löſt er ſie
Jetzt nicht, ei nun, ſo kommt er ſchnell und kurz
Mit einem friſchen Gnadenhieb davon.
Doch, wer die ſtachelichten Räthſel nicht
Auflöſt, die ſeine Frau ihm in der Eh'
Aufgibt, der iſt verleſen und verloren!

Brigella.

Ihr ſeid ein Narr, mit euch iſt nicht zu reden.
— So mögen's denn meintwegen Räthſel ſein,
Wenn ſie einmal die Wuth hat, ihren Witz
Zu zeigen — Aber muß ſie denn die Prinzen
Juſt köpfen laſſen, die nicht ſinnreich gnug

Für ihre Räthſel ſind — Das iſt ja ganz
Barbariſch, raſend, toll und unvernünftig.
Wo hat man je gehört, daß man den Leuten
Den Hals abſchneidet, weil ſie ſchwer begreifen?

Truffaldin.

Und wie, du Schafskopf, will ſie ſich der Narren
Erwehren, die ſich klug zu ſein bedünken,
Wenn weiter nichts dabei zu wagen iſt,
Als einmal ſich im Divan zu beſchimpfen?
Auf die Gefahr hin, ſich zu proſtituieren
Mit heiler Haut, läuft jeder auf dem Eis.
Wer fürchtet ſich vor Räthſeln? Räthſel ſind's
Gerad, was man fürs Leben gern mag hören.
Das hieß' den Köder ſtatt des Popanz's brauchen.
Und wäre man auch wegen der Prinzeſſin
Und ihres vielen Gelds daheim geblieben,
So würde man der Räthſel wegen kommen.
Denn jedem iſt ſein Scharfſinn und ſein Witz
Am Ende lieber, als die ſchönſte Frau!

Brigella.

Was aber kommt bei dieſem ganzen Spiel
Heraus, als daß ſie ſitzen bleibt? Kein Mann,
Der ſeine Ruh liebt und bei Sinnen iſt,
Wird ſo ein ſpitz'ges Nadelkiſſen nehmen.

Truffaldin.

Das große Unglück, keinen Mann zu kriegen!

(Man hört einen Marſch in der Ferne.)

Brigella.

Der Kaiſer kommt!

Truffaldin.

Marſch ihr in eure Küche!
Ich gehe, meine Hoheit herzuholen.

(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Zweiter Auftritt.

Ein Zug von Soldaten und Spielleuten. Darauf acht Doctoren, pedantiſch herausſtaffiert; alsdann Pantalon und Tartaglia, beide in Charaktermasken. Zuletzt der Groskhan Altoum, in chineſiſchem Geſchmack mit einiger Uebertreibung gekleidet. Pantalon und Tartaglia ſtellen ſich dem kaiſerlichen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das übrige Gefolge auf die Seite, wo der kaiſerliche Thron iſt. Beim Eintritt des Kaiſers werfen ſich alle mit ihren Stirnen auf die Erde und verharren in dieſer Stellung, bis er den Thron beſtiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Stühlen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon gibt, ſchweigt der Marſch.

Altoum.

Wann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum iſt der edle Prinz von Samarcand
Begraben, unſre Thränen fließen noch,
Und ſchon ein neues Todesopfer naht,
Mein blutend Herz von neuem zu verwunden.
Grauſame Tochter, mir zur Qual geboren!
Was hilft's, daß ich den Augenblick verfluche,
Da ich auf das barbariſche Geſetz
Dem furchtbaren Fohi den Schwur gethan.
Nicht brechen darf ich meinen Schwur, nicht rühren
Läßt ſich die Tochter, nicht zu ſchrecken ſind
Die Freier! Nirgends Rath in meinem Unglück!

Pantalon.

Rath, Majeſtät? Hat ſich da was zu rathen!
Bei mir zu Hauſe, in der Chriſten Land,
In meiner lieben Vaterſtadt Venedig,
Schwört man auf ſolche Mordgeſetze nicht,
Man weiß nichts von ſo närriſchen Mandaten.
Da hat man gar kein Beiſpiel und Exempel,
Daß ſich die Herrn in Bilderchen vergafft
Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
Kein Frauensmenſch bei uns geboren wird,
Wie Dame Kieſelſtein, die alle Männer
Verſchworen hätte — Gott ſoll uns bewahren!

Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
Daheim noch war, in meinen jungen Jahren,
Eh mich die Ehrenſache, wie ihr wißt,
Von Hauſe trieb, und meine guten Sterne
An meines Kaiſers Hof hieher geführt,
Wo ich als Kanzler mich jetzt wohl befinde,
Da wußt' ich nichts von China, als es ſei
Ein trefflichs Pulver gegen's kalte Fieber.
Und jetzt erſtaun' ich über alle Maßen,
Daß ich ſo curiöſe Bräuche hier
Vorfinde, ſo curioſe Schwüre und Geſetze
Und ſo curioſe Fraun und Herrn.
Erzählt' ich in Europa dieſe Sachen,
Sie würden mir unter die Naſe lachen.

Altoum.

Tartaglia, habt ihr den neuen Wagehals
Beſucht?

Tartaglia.

Ja, Majeſtät. Er hat den Flügel
Des Kaiſerſchloſſes inn', den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweiſen pflegt.
Ich bin entzückt von ſeiner angenehmen
Geſtalt und ſeinen prinzlichen Manieren.
s' iſt Jammerſchade um das junge Blut,
Daß man es auf die Schlachtbank führen ſoll.
s' Herz bricht mir! Ein ſo angenehmes Prinzchen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiß Gott, ich ſah
In meinem Leben keinen hübſchern Buben!

Altoum.

Unſeliges Geſetz! Verhaßter Schwur!
— Die Opfer ſind dem Fohi doch gebracht,
Daß er dem Unglückſeligen ſein Licht
Verleihe, dieſe Räthſel zu ergründen!
Ach, nimmer geb' ich dieſer Hoffnung Raum!

Pantalon.

An Opfern, Majeſtät, ward nichts geſpart.
Dreihundert fette Ochſen haben wir
Dem Tien dargebracht, dreihundert Pferde
Der Sonne und dem Mond dreihundert Schweine.

Altoum.

So ruft ihn denn vor unſer Angeſicht!

(Ein Theil des Gefolges entfernt ſich.)

— Man ſuch' ihm ſeinen Vorſatz auszureden.
Und ihr, gelehrte Lichter meines Divans,
Kommt mir zur Hilfe, nehmt das Wort für mich,
Laßt's nicht an Gründen fehlen, wenn mir ſelbſt
Der Schmerz die Zunge bindet.

Pantalon.

Majeſtät!
Wir werden unſern alten Witz nicht ſparen,
Den wir in langen Jahren eingebracht.
Was hilft's? Wir predigen und ſprechen uns
Die Lungen heiſer, und er läßt ſich eben
Den Hals abſtechen, wie ein welſches Huhn.

Tartaglia.

Mit eurer Gunſt, Herr Kanzler Pantalon!
Ich habe Scharfſinn und Verſtand bei ihm
Bemerkt; wer weiß! — Ich will nicht ganz verzagen.

Pantalon.

Die Räthſel dieſer Schlange ſollt' er löſen?
Nein, nimmermehr!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kalaf, von einer Wache begleitet. Er kniet vor dem Kaiser nieder, die Hand auf der Stirn.

Altoum

(nachdem er ihn eine Zeit lang betrachtet).

Steh auf, unkluger Jüngling!

(Kalaf steht auf und stellt sich mit edelm Anstand in die Mitte des Divans.)

Die reizende Gestalt! Der edle Anstand!
Wie mir's ans Herz greift! — Sprich, Unglücklicher!
Wer bist du? Welches Land gab dir das Leben?

Kalaf

(schweigt einen Augenblick verlegen, dann mit einer edeln Verbeugung).

Monarch, vergönne, daß ich meinen Namen
Verschweige.

Altoum.

Wie? Mit welcher Stirn darfst du,
Ein unbekannter Fremdling, namenlos,
Um unsre kaiserliche Tochter werben!

Kalaf.

Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz, geboren.
Verhängt der Himmel meinen Tod, so soll
Mein Name, mein Geschlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh' ich sterbe, daß die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab' ich mich
Des Bundes angemaßt mit deiner Tochter.
Für jetzt geruhe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.

Altoum.

Welcher Adel
In seinen Worten! Wie beklag' ich ihn!
— Doch wie, wenn du die Räthsel nun gelöst,
Und nicht von würd'ger Herkunft —

Kalaf.

Das Gesetz,
Monarch, ist nur für Könige geschrieben.

Verleihe mir der Himmel, daß ich ſiege,
Und dann, wenn ich unköniglichen Stamms
Erfunden werde, ſoll mein fallend Haupt
Die Schuld der kühnen Anmaßung bezahlen,
Und unbeerdigt liege mein Gebein,
Der Krähen Beute und der wilden Thiere.
Schon eine Seele lebt in dieſer Stadt,
Die meinen Stand und Namen kann bezeugen.
Für jetzt geruhe meines Kaiſers Gnade
Mich unerkannt zu laſſen.

Altoum.

Wohl! Es ſei!
Dem Adel deiner Mienen, deiner Worte,
Holdſel'ger Jüngling, kann ich Glauben nicht,
Gewährung nicht verſagen — Mögſt auch du
Geneigt ſein, einem Kaiſer zu willfahren,
Der hoch von ſeinem Thron herab dich fleht!
Entweiche, o entweiche der Gefahr,
Der du verblendet willſt entgegen ſtürzen!
Steh ab und fordre meines Reiches Hälfte!
So mächtig ſpricht's für dich in meiner Bruſt,
Daß ich dir gleichen Theil an meinem Thron
Auch ohne meiner Tochter Hand verſpreche.
O, zwinge du mich nicht, Tyrann zu ſein!
Schon ſchwer genug drückt mich der Völker Fluch,
Das Blut der Prinzen, die ich hingeopfert;
Drum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
Laß meines dich erbarmen! Spare mir
Den Jammer, deine Leiche zu beweinen,
Die Tochter zu verfluchen und mich ſelbſt,
Der die Verderbliche gezeugt, die Plage
Der Welt, die bittre Quelle meiner Thränen!

Kalaf.

Beruhige dich, Sire. Der Himmel weiß,
Wie ich im tiefſten Herzen dich beklage.
Nicht, wahrlich, von ſo mildgeſinntem Vater

Hat Turandot Unmenſchlichkeit geerbt.
Du haſt nicht Schuld, es wäre denn Verbrechen,
Sein Kind zu lieben und das Götterbild,
Das uns bezaubert und uns ſelbſt entrückt,
Der Welt geſchenkt zu haben — Deine Großmuth
Spar' einem Glücklicheren auf. Ich bin
Nicht würdig, Sire, dein Reich mit dir zu theilen.
Entweder iſt's der Götter Schluß und Rath,
Durch den Beſitz der himmliſchen Prinzeſſin
Mich zu beglücken — oder enden ſoll
Dies Leben, ohne ſie mir eine Laſt!
Tod oder Turandot! Es gibt kein Drittes.

Pantalon.

Ei, ſagt mir, liebe Hoheit! Habt ihr euch
Die Köpfe überm Stadtthor wohl beſehn?
Mehr ſag' ich nicht. Was, Herr, in aller Welt
Treibt euch, aus fernen Landen herzukommen
Und euch friſch weg, wie ihr vom Pferd geſtiegen,
Mir nichts, dir nichts, wie einen Ziegenbock
Abthun zu laſſen? Dame Turandot,
Das ſeid gewiß, dreht euch drei Räthſelchen,
Daran die ſieben Weiſen Griechenlands,
Mit ſammt den ſiebenzig Dolmetſchern ſich
Die Nägel Jahre lang umſonſt zerkauten.
Wir ſelbſt, ſo alte Practici und grau
Geworden übern Büchern, haben Noth,
Das Tiefe dieſer Räthſel zu ergründen.
Es ſind nicht Räthſel aus dem Kinderfreund,
Nicht ſolches Zeug, wie das:

„Wer's ſieht, für den iſt's nicht beſtellt,
„Wer's braucht, der zahlt dafür kein Geld,
„Wer's macht, der will's nicht ſelbſt ausfüllen,
„Wer's bewohnt, der thut es nicht mit Willen."

Nein, es ſind Räthſel von dem neuſten Schnitt,
Und ſind verfluchte Nüſſe aufzuknacken.
Und wenn die Antwort nicht zum guten Glück

Auf dem Papier, das man den Herrn Doctoren
Versiegelt übergibt, geschrieben stünde,
Sie möchten's auch mit allem ihrem Witz
In einem Säculum nicht ausstudieren.
Darum, Herr Milchbart, zieht in Frieden heim!
Ihr jammert mich, seid ein so junges Blut,
Und Schade wär's um eure schönen Haare.
Beharrt ihr aber drauf, so steht ein Rettig
Des Gärtners fester, Herr, als euer Kopf.

Kalaf.

Ihr sprecht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

Tartaglia (stotternd).

Tu — Turandot!
Zum Henker, welcher Steiffsinn und Verblendung!
Hier spielt man nicht um welsche Nüsse, Herr,
Noch um Kastanien — 's ist um den Kopf
Zu thun — den Kopf — bedenkt das wohl! Ich will
Sonst keinen Grund anführen als den einen;
Er ist nicht klein — den Kopf! Es gilt den Kopf.
Die Majestät höchstselbst, auf ihrem Thron,
Läßt sich herab, euch väterlich zu warnen
Und abzurathen — Dreihundert Pferde sind
Der Sonne dargebracht, dreihundert Ochsen
Dem höchsten Himmelsgott, dreihundert Kühe
Den Sternen und dem Mond dreihundert Schweine,
Und ihr seid störrig gnug und undankbar,
Das kaiserliche Herz so zu betrüben?
Wär' überall auch keine andre Dame
Mehr in der Welt, als diese Turandot,
Blieb's immer doch ein loser Streich von euch,
Nehmt mir's nicht übel, junger Herr. Es ist,
Weiß Gott! die pure Liebe und Erbarmniß,
Die mich so frei läßt von der Leber sprechen.
Den Kopf verlieren! Wißt ihr, was das heißt?
Es ist nicht möglich —

Kalaf.

So in Wind zu reden!
Ihr habt in Wind geſprochen, alter Meiſter!
Tod oder Turandot!

Altoum.

Nun denn, ſo hab' es!
Verderbe dich, und mich ſtürz' in Verzweiflung!
(Zu der Wache.)
Man geh' und rufe meine Tochter her.
(Wache geht hinaus.)
Sie kann ſich heut am zweiten Opfer weiden.

Kalaf

(gegen die Thüre gewendet, in heftiger Bewegung).

Sie kommt! Ich ſoll ſie ſehen! Ew'ge Mächte!
Das iſt der große Augenblick! O, ſtärket
Mein Herz, daß mich der Anblick nicht verwirre,
Des Geiſtes Helle nicht mit Nacht umgebe!
Ich fürchte keine als der Schönheit Macht.
Ihr Götter, gebt, daß ich mir ſelbſt nicht fehle!
Ihr ſeht es, meine Seele wankt; Erwartung
Durchzittert mein Gebein und ſchnürt das Herz
Mir in der Bruſt zuſammen. — Weiſe Richter
Des Divans! Richter über meine Tage!
O, zeiht mich nicht ſtrafbaren Uebermuths,
Daß ich das Schickſal zu verſuchen wage!
Bedauert mich! Beweint den Unglücksvollen!
Ich habe hier kein Wählen und kein Wollen!
Unwiderſtehlich zwingend reißt es mich
Von hinnen, es iſt mächtiger, als ich.

Vierter Auftritt.

Man hört einen Marſch.

Truffaldin tritt auf, den Säbel an der Schulter, die Schwarzen hinter ihm; darauf mehrere Sklavinnen, die zu den Trommeln accompagnieren. Nach dieſen Adelma und Zelima, jene in tartariſchem Anzug, beide verſchleiert. Zelima trägt eine Schüſſel mit verſiegelten Papieren. Truffaldin und ſeine Schwarzen werfen ſich im Vorbeiziehen vor dem Kaiſer mit der Stirn auf die Erde und ſtehen ſogleich wieder auf; die Sklavinnen knieen nieder mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt erſcheint Turandot verſchleiert, in reicher chineſiſcher Kleidung, majeſtätiſch und ſtolz. Die Räthe und Doctoren werfen ſich vor ihr mit dem Angeſicht auf die Erde. Altoum ſteht auf; die Prinzeſſin macht ihm, die Hand auf der Stirn, eine abgemeſſene Verbeugung, ſteigt dann auf ihren Thron und ſetzt ſich. Zelima und Adelma nehmen zu ihren beiden Seiten Platz, und die letztere den Zuſchauern am nächſten. Truffaldin nimmt der Zelima die Schüſſel ab und vertheilt unter lächerlichen Ceremonieen die Zettel unter die acht Doctoren. Darauf entfernt er ſich mit denſelben Verbeugungen, wie am Anfang, und der Marſch hört auf.

Turandot (nach einer langen Pauſe).

Wer iſt's, der ſich aufs neu vermeſſen ſchmeichelt,
Nach ſo viel kläglich warnender Erfahrung,
In meine tiefen Räthſel einzudringen?
Der, ſeines eignen Lebens Feind, die Zahl
Der Todesopfer zu vermehren kommt?

Altoum

(zeigt auf Kalaf, der erſtaunt in der Mitte des Divans ſteht).

Der iſt es, Tochter — Würdig wohl iſt er's,
Daß du freiwillig zum Gemahl ihn wähleſt,
Ohn' ihn der furchtbarn Probe auszuſetzen
Und neue Trauer dieſem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

Turandot

(nachdem ſie ihn eine Zeit lang betrachtet, leiſe zur Zelima).

O Himmel! Wie geſchieht mir, Zelima!

Zelima.

Was iſt dir, Königin?

Turandot.

Noch keiner trat
Im Divan auf, der dieſes Herz zu rühren
Verſtanden hätte. Dieſer weiß die Kunſt.

Zelima.

Drei leichte Räthſel denn, und Stolz — fahr' hin!

Turandot.

Was ſagſt du? Wie, Verwegne? Meine Ehre?

Adelma

(hat während dieſer Reden den Prinzen mit höchſtem Erſtaunen betrachtet, für ſich).

Täuſcht mich ein Traum? Was ſeh' ich, große Götter!
Er iſt's! der ſchöne Jüngling iſt's, den ich
Am Hofe meines Vaters Keicobad
Als niedern Knecht geſehn! — Er war ein Prinz!
Ein Königsſohn! Wohl ſagte mir's mein Herz;
O, meine Ahnung hat mich nicht betrogen!

Turandot.

Prinz, noch iſt's Zeit. Gebt das verwegene
Beginnen auf! Gebt's auf! Weicht aus dem Divan!
Der Himmel weiß, daß jene Zungen lügen,
Die mich der Härte zeihn und Grauſamkeit.
— Ich bin nicht grauſam. Frei nur will ich leben;
Bloß keines Andern will ich ſein; dies Recht,
Das auch dem allerniedrigſten der Menſchen
Im Leib der Mutter anerſchaffen iſt,
Will ich behaupten, eine Kaiſerstochter.
Ich ſehe durch ganz Aſien das Weib
Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geſchlecht
An dieſem ſtolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verſtand
Und Scharfſinn, meine Freiheit zu beſchützen.

— Ich will nun einmal von dem Mann nichts wiſſen,
Ich haſſ' ihn, ich verachte ſeinen Stolz
Und Uebermuth — Nach allem Köſtlichen
Streckt er begehrlich ſeine Hände aus;
Was ſeinem Sinn gefällt, will er beſitzen.
Hat die Natur mit Reizen mich geſchmückt,
Mit Geiſt begabt — warum iſt's denn das Loos
Des Edeln in der Welt, daß es allein
Des Jägers wilde Jagd nur reizt, wenn das Gemeine
In ſeinem Unwerth ruhig ſich verbirgt?
Muß denn die Schönheit eine Beute ſein
Für einen? Sie iſt frei, ſo wie die Sonne,
Die allbeglückend herrliche am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen,
Doch keines Sklavin und Leibeigenthum.

Kalaf.

So hoher Sinn, ſo ſeltner Geiſtesadel
In dieſer göttlichen Geſtalt! Wer darf
Den Jüngling ſchelten, der ſein Leben
Für ſolchen Kampfpreis freudig ſetzt! — Wagt doch
Der Kaufmann um geringe Güter Schiff
Und Mannſchaft an ein wildes Element;
Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
Durch's blut'ge Feld des Todes nach — Und nur
Die Schönheit wär' gefahrlos zu erwerben,
Die aller Güter erſtes, höchſtes iſt?
Ich alſo zeih' euch keiner Grauſamkeit;
Doch nennt auch ihr den Jüngling nicht verwegen
Und haßt ihn nicht, weil er mit glühnder Seele
Nach dem Unſchätzbaren zu ſtreben wagt!
Ihr ſelber habt ihm ſeinen Preis geſetzt,
Womit es zu erkaufen iſt — die Schranken
Sind offen für den Würdigen — Ich bin
Ein Prinz, ich hab' ein Leben dran zu wagen —
Kein Leben zwar des Glücks; doch iſt's mein Alles,
Und hätt' ich's tauſendmal, ich gäb' es hin.

Zelima (leiſe zu Turandot).

Hört ihr, Prinzeſſin? Um der Götter willen!
Drei leichte Räthſel! Er verdient's.

Adelma.

Wie edel! Welche Liebenswürdigkeit!
O, daß er mein ſein könnte! Hätt' ich damals
Gewußt, daß er ein Prinz geboren ſei,
Als ich der ſüßen Freiheit mich noch freute!
— O, welche Liebe flammt in meiner Bruſt,
Seitdem ich ihn mir ebenbürtig weiß!
— Muth, Muth, mein Herz! Ich muß ihn noch beſitzen.
(Zu Turandot.)
Prinzeſſin! Ihr verwirret euch! Ihr ſchweigt!
Bedenkt euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

Turandot.

Und er allein riſſ' mich zum Mitleid hin?
Nein, Turandot, du mußt dich ſelbſt beſiegen.
— Verwegener, wohlan, macht euch bereit!

Altoum.

Prinz, ihr beharrt noch?

Kalaf.

Sire! ich wiederhol' es:
Tod oder Turandot!

(Pantalon und Tartaglia geberden ſich ungeduldig.)

Altoum.

So leſe man
Das blutige Mandat. Er hör's und zittre!

(Tartaglia nimmt das Geſetzbuch aus dem Buſen, küßt es, legt es ſich auf die Bruſt, hernach auf die Stirn, dann überreicht er's dem Pantalon.)

Pantalon

(empfängt das Geſetzbuch, nachdem er ſich mit der Stirn auf die Erde geworfen, ſteht auf und lieſt dann mit lauter Stimme).

„Es kann ſich jeder Prinz um Turandot bewerben,
„Doch erſt drei Räthſel legt die Königin ihm vor.
„Löſt er ſie nicht, muß er vom Beile ſterben,
„Und ſchaugetragen wird ſein Haupt auf Peckins Thor.

„Löſt er die Räthſel auf, hat er die Braut gewonnen.
„So lautet das Geſetz. Wir ſchwören's bei der Sonnen."

(Nach geendigter Vorleſung küßt er das Buch, legt es ſich auf die Bruſt und Stirn und überreicht es dem Tartaglia, der ſich mit der Stirn auf die Erde wirft, es empfängt und dem Altoum präſentiert.)

Altoum

(hebt die rechte Hand empor und legt ſie auf das Buch).

O Blutgeſetz! du meine Qual und Pein!
Ich ſchwör's bei Fohis Haupt, du ſollſt vollzogen ſein.

(Tartaglia ſteckt das Buch wieder in den Buſen; es herrſcht eine lange Stille.)

Turandot (in declamatoriſchem Ton, aufſtehend).

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts deſto minder
Stets wieder jung und grün;
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht;
Doch kohlſchwarz iſt die zweite
Und ſieht die Sonne nicht.

Er ſetzet neue Ringe,
So oft er blühet, an.
Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menſchen an.
In ſeine grüne Rinden
Drückt ſich ein Name leicht,
Der nicht mehr iſt zu finden,
Wenn ſie verdorrt und bleicht.
So ſprich, kannſt du's ergründen,
Was dieſem Baume gleicht?

(Sie ſetzt ſich nieder.)

Kalaf

(nachdem er eine Zeit lang nachdenkend in die Höhe geſehen, verbeugt ſich gegen die Prinzeſſin).

Zu glücklich, Königin, iſt euer Sklav,
Wenn keine dunklern Räthſel auf ihn warten.

Dieſer alte Baum, der immer ſich erneut,
Auf dem die Menſchen wachſen und verblühen,
Und deſſen Blätter auf der einen Seite
Die Sonne ſuchen, auf der andern fliehen,
In deſſen Rinde ſich ſo mancher Name ſchreibt,
Der nur, ſo lang ſie grün iſt, bleibt:
— Er iſt — das Jahr mit ſeinen Tagen und Nächten.

Pantalon (freudig).

Tartaglia! Getroffen!

Tartaglia.

Auf ein Haar!

Doctoren (erbrechen die Zettel).

Optime! Optime! Optime! Das Jahr, das
Jahr, das Jahr! Es iſt das Jahr.

(Muſik fällt ein.)

Altoum (freudig).

Der Götter Gnade ſei mit dir, mein Sohn,
Und helfe dir auch durch die andern Räthſel!

Zelima (bei Seite).

O Himmel, ſchütz' ihn!

Adelma (gegen die Zuſchauer).

Himmel, ſchütz' ihn nicht!
Laß nicht geſchehn, daß ihn die Grauſame
Gewinne, und die Liebende verliere!

Turandot (entrüſtet, für ſich).

Er ſollte ſiegen? Mir den Ruhm entreißen?
Nein, bei den Göttern!

(Zu Kalaf.)

Selbſtzufriedner Thor!
Frohlocke nicht zu früh! Merk' auf und löſe!

(Steht wieder auf und fährt in declamatoriſchem Tone fort.)

Kennſt du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt ſich ſelber Licht und Glanz.
Ein andres iſt's zu jeder Stunde,
Und immer iſt es friſch und ganz.

Im engſten Raum iſt's ausgeführet,
Der kleinſte Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennſt du durch dieſes Bild allein.

Und kannſt du den Kryſtall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelſtein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall ſaugt er ein.
Der Himmel ſelbſt iſt abgemalet
In ſeinem wundervollen Ring;
Und doch iſt, was er von ſich ſtrahlet,
Oft ſchöner, als was er empfing.

Kalaf

(nach einem kurzen Nachdenken, ſich gegen die Prinzeſſin verbeugend).

Zürnt nicht, erhabne Schöne, daß ich mich
Erdreiſte, eure Räthſel aufzulöſen.
— Dies zarte Bild, das in den kleinſten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
Und der Kryſtall, in dem dies Bild ſich malt,
Und der noch Schönres von ſich ſtrahlt —
Er iſt das Aug, in das die Welt ſich drückt,
Dein Auge iſt's, wenn es mir Liebe blickt.

Pantalon (ſpringt freudig auf).

Tartaglia! Mein Seel! Ins ſchwarze Fleck
Geſchoſſen.

Tartaglia.

Mitten hinein, ſo wahr ich lebe!

Doctoren (haben die Zettel eröffnet).

Optime! Optime! Optime! Das Auge, das Auge!
Es iſt das Auge. (Muſik fällt ein.)

Altoum.

Welch unverhofftes Glück! Ihr güt'gen Götter!
O, laßt ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

Zelima (bei Seite).

O, wäre dies das letzte!

Adelma (gegen die Zuſchauer).

Weh mir! Er ſiegt! Er iſt für mich verloren!
(Zu Turandot.)
Prinzeſſin, euer Ruhm iſt hin! Könnt ihr's
Ertragen? Eure vor'gen Siege alle
Verſchlingt ein einz'ger Augenblick.

Turandot (ſteht auf in heftigem Zorn).

Eh ſoll
Die Welt zu Grunde gehn! Verwegner, wiſſe!
Ich haſſe dich nur deſto mehr, je mehr
Du hofft mich zu beſiegen, zu beſitzen.
Erwarte nicht das letzte Räthſel! Flieh'!
Weich' aus dem Divan! Rette deine Seele!

Kalaf.

Nur euer Haß iſt's, angebetete
Prinzeſſin, was mich ſchreckt und ängſtiget.
Dies unglückſel'ge Haupt ſink' in den Staub,
Wenn es nicht werth war, euer Herz zu rühren.

Altoum.

Steh' ab, geliebter Sohn! Verſuche nicht
Die Götter, die dir zweimal günſtig waren.
Jetzt kannſt du dein gerettet Leben noch,
Gekrönt mit Ehre, aus dem Divan tragen.
Nichts helfen dir zwei Siege, wenn der dritte
Dir, der entſcheidende, mißlingt — Je näher
Dem Gipfel, deſto ſchwerer iſt der Fall.
— Und du — laß es genug ſein, meine Tochter,
Steh' ab, ihm neue Räthſel vorzulegen.
Er hat geleiſtet, was kein andrer Prinz
Vor ihm. Gib ihm die Hand, er iſt ſie werth,
Und endige die Proben.

(Zelima macht flehende, Adelma drohende Geberden gegen Turandot.)

Turandot.

Ihm die Hand?
Die Proben ihm erlaſſen? Nein, drei Räthſel
Sagt das Geſetz. Es habe ſeinen Lauf.

Kalaf.

Es habe ſeinen Lauf. Mein Schickſal liegt
In Götterhand. Tod oder Turandot!

Turandot:

Tod alſo! Tod! Hörſt du's?

(Sie ſteht auf und fährt auf die vorige Art zu declamieren fort.)

Wie heißt das Ding, das Wen'ge ſchätzen,
Doch ziert's des größten Kaiſers Hand;
Es iſt gemacht, um zu verletzen,
Am nächſten iſt's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tauſend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben ſanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die älteſten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannſt du das Ding nicht rathen,
So weich' aus dieſen blühenden Staaten!

(Mit den letzten Worten reißt ſie ſich ihren Schleier ab.)

Sieh' her und bleibe deiner Sinne Meiſter!
Stirb oder nenne mir das Ding!

Kalaf

(außer ſich, hält die Hand vor die Augen).

O Himmelsglanz! O Schönheit, die mich blendet!

Altoum.

Gott, er verwirrt ſich, er iſt außer ſich.
Faß dich, mein Sohn! O, ſammle deine Sinne!

Zelima (für ſich).

Mir bebt das Herz.

Adelma (gegen die Zuſchauer).

Mein biſt du, theurer Fremdling!
Ich rette dich, die Liebe wird mich's lehren.

Pantalon (zu Kalaf).

Um Gottes willen, nicht den Kopf verloren!
Nehmt euch zuſammen! Herz gefaßt, mein Prinz!
O weh, o weh! Ich fürcht', er iſt geliefert.

Tartaglia (gravitätiſch für ſich).

Ließ' es die Würde zu, wir gingen ſelbſt zur Küche
Nach einem Eſſigglas.

Turandot

(hat den Prinzen, der noch immer außer Faſſung da ſteht, unverwandt betrachtet).

Unglücklicher!
Du wollteſt dein Verderben. Hab' es nun!

Kalaf

(hat ſich gefaßt und verbeugt ſich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot).

Nur eure Schönheit, himmliſche Prinzeſſin,
Die mich auf einmal überraſchend, blendend
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dies Ding von Eiſen, das nur Wen'ge ſchätzen,
Das Chinas Kaiſer ſelbſt in ſeiner Hand
Zu Ehren bringt am erſten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das, unſchuld'ger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden, wüſten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger ſchwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blühnde Land
Und ſähe rings die Saatgefilde grünen
Und hundert volkbelebte Städte ſteigen,
Von friedlichen Geſetzen ſtill beglückt,
Und ehrte nicht das köſtliche Geräthe,
Das allen dieſen Segen ſchuf — den Pflug?

Pantalon.

O, ſei gebenedeit! Laß dich umhalſen!
Ich halte mich nicht mehr vor Freud' und Jubel.

Tartaglia.

Gott ſegne Eure Majeſtät! Es iſt
Vorbei, und aller Jammer hat ein Ende.

Doctoren (haben die Zettel geöffnet).

Der Pflug, der Pflug! Es iſt der Pflug!

(Alle Inſtrumente fallen ein mit großem Geräuſch. Turandot iſt auf ihrem Thron in Ohnmacht geſunken.)

Zelima (um Turandot beſchäftigt).

Blickt auf, Prinzeſſin! Faſſet euch! Der Sieg
Iſt ſein; der ſchöne Prinz hat überwunden.

Adelma (an die Zuſchauer).

Der Sieg iſt ſein! Er iſt für mich verloren.
— Nein, nicht verloren! Hoffe noch, mein Herz!

(Altoum iſt voll Freude, bedient von Pantalon und Tartaglia, vom Throne geſtiegen. Die Doctoren erheben ſich alle von ihren Sitzen und ziehen ſich nach dem Hintergrund. Alle Thüren werden geöffnet. Man erblickt Volk. Alles dies geſchieht, während die Muſik fortdauert.)

Altoum (zu Turandot).

Nun hörſt du auf, mein Alter zu betrüben,
Grauſames Kind! Genug iſt dem Geſetz
Geſchehen, alles Unglück hat ein Ende.
— Kommt an mein Herz, geliebter Prinz! Mit Freuden
Begrüß' ich euch als Eidam!

Turandot

(iſt wieder zu ſich gekommen und ſtürzt in ſinnloſer Wuth von ihrem Throne, ſich zwiſchen beide werfend).

Haltet ein!
Er hoffe nicht, mein Ehgemahl zu werden!
Die Probe war zu leicht. Er muß aufs neu'
Im Divan mir drei andre Räthſel löſen.
Man überraſchte mich. Mir ward nicht Zeit
Vergönnt, mich zu bereiten, wie ich ſollte.

Altoum.

Grauſame Tochter, deine Friſt iſt um!
Nicht hoffe mehr, uns liſtig zu beſchwatzen.
Erfüllt iſt die Bedingung des Geſetzes,
Mein ganzer Divan ſoll den Ausſpruch thun.

Pantalon.

Mit eurer Gunſt, Prinzeſſin Kieſelherz!
Es braucht nicht neue Räthſel zuzuſpitzen
Und neue Köpfe abzuhacken — Da!
Hier ſteht der Mann! Der hat's errathen! Kurz:
Das Geſetz hat ſeine Endſchaft, und das Eſſen
Steht auf dem Tiſch — Was ſagt der Herr Collega?

Tartaglia.

Das Geſetz iſt aus, ganz aus, und damit Punctum.
Was ſagen Ihre Würden, die Doctoren?

Doctoren.

Das Geſetz iſt aus. Das Köpfen hat ein Ende.
Auf Leid folgt Freud. Man gebe ſich die Hände.

Altoum.

So trete man den Zug zum Tempel an.
Der Fremde nenne ſich, und auf der Stelle
Vollziehe man die Trauung —

Turandot (wirft ſich ihm in den Weg).

Aufſchub, Vater!
Um aller Götter willen!

Altoum.

Keinen Aufſchub!
Ich bin entſchloſſen. Undankbares Kind!
Schon allzulang zu meiner Schmach und Pein
Willfahr' ich deinem grauſamen Begehren.
Dein Urtheil iſt geſprochen; mit dem Blut
Von zehen Todesopfern iſt's geſchrieben,
Die ich um deinetwillen morden ließ.
Mein Wort hab' ich gelöſt, nun löſe du
Das deine, oder, bei dem furchtbarn Haupt
Des Fohi ſei's geſchworen —

Turandot (wirft ſich zu ſeinen Füßen).

O mein Vater!
Nur einen neuen Tag vergönnt mir —

Altoum.

Nichts!
Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel!

Turandot (außer ſich).

So werde mir der Tempel denn zum Grab!
Ich kann und will nicht ſeine Gattin ſein,
Ich kann es nicht. Eh tauſend Tode ſterben,
Als dieſem ſtolzen Mann mich unterwerfen.
Der bloße Name ſchon, ſchon der Gedanke,
Ihm unterthan zu ſein, vernichtet mich.

Kalaf.

Grauſame, Unerbittliche, ſteht auf!
Wer könnte euren Thränen widerſtehn?
(Zu Altoum.)
Laßt euch erbitten, Sire! Ich flehe ſelbſt
Darum. Gönnt ihr den Aufſchub, den ſie fordert.
Wie könnt' ich glücklich ſein, wenn ſie mich haßt!
Zu zärtlich lieb' ich ſie — Ich kann's nicht tragen,
Ihr Leiden, ihren Schmerz zu ſehn — Fühlloſe!
Wenn dich des treuſten Herzens treue Liebe
Nicht rühren kann, wohlan, ſo triumphiere!
Ich werde nie dein Gatte ſein mit Zwang.
O, ſäheſt du in dies zerriſſne Herz,
Gewiß, du fühlteſt Mitleid — Dich gelüſtet
Nach meinem Blut? Es ſei darum. Verſtattet,
Die Probe zu erneuern, Sire — Willkommen
Iſt mir der Tod. Ich wünſche nicht zu leben.

Altoum.

Nichts, nichts! Es iſt beſchloſſen. Fort zum Tempel!
Kein anderer Verſuch — Unkluger Jüngling!

Turandot (fährt raſend auf).

Zum Tempel denn! Doch am Altar wird eure Tochter
Zu ſterben wiſſen.
(Sie zieht einen Dolch und will gehen.)

Kalaf.

Sterben! Große Götter!
Nein, eh' es dahin kommt — Hört mich, mein Kaiser!
Gönn' eure Gnade mir die einz'ge Gunst.
— Zum zweitenmale will ich ihr im Divan,
Ich — ihr ein Räthsel aufzulösen geben.
Und dieses ist: Weß Stamms und Namens ist
Der Prinz, der, um das Leben zu erhalten,
Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen
Und Lasten um geringen Lohn zu tragen,
Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung
Noch unglückſel'ger ist, als je zuvor?
— Grausame Seele! Morgen früh im Divan
Nennt mir des Vaters Namen und des Prinzen.
Vermögt ihr's nicht, so laßt mein Leiden enden
Und schenkt mir diese theure Hand! Nennt ihr
Die Namen mir, so mag mein Haupt zum Opfer fallen.

Turandot.

Ich bin's zufrieden, Prinz! Auf die Bedingung
Bin ich die Eurige.

Zelima (für sich).

Ich soll von neuem zittern!

Adelma (seitwärts).

Ich darf von neuem hoffen!

Altoum.

Ich bin's nicht
Zufrieden. Nichts gestatt' ich. Das Gesetz
Will ich vollzogen wissen.

Kalaf (fällt ihm zu Füßen).

Mächt'ger Kaiser!
Wenn Bitten dich bewegen — wenn du mein,
Wenn du der Tochter Leben liebst, so duld' es!
Bewahren mich die Götter vor der Schuld,
Daß sich ihr Geist nicht sättige. Er weide
Mit Wollust sich an meinem Blut — Sie löse
Im Divan, wenn sie Scharfsinn hat, mein Räthsel!

Turandot (für ſich).

Er ſpottet meiner noch, wagt's, mir zu trotzen!

Altoum (zu Kalaf).

Unſinniger! Ihr wißt nicht, was ihr fordert,
Wißt nicht, welch einen Geiſt ſie in ſich hat,
Das Tiefſte auch verſteht ſie zu ergründen.
— Sei's denn! Die neue Probe ſei verſtattet!
Sie ſei des Bandes mit euch los, kann ſie
Im Divan morgen uns die Namen nennen.
Doch eines neuen Mordes Trauerſpiel
Geſtatt' ich nicht — Erräth ſie, was ſie ſoll,
So zieht in Frieden euren Weg — Genug
Des Blutes iſt gefloſſen. Folgt mir, Prinz!
— Unkluger Jüngling! Was habt ihr gethan?

(Der Marſch wird wieder gehört. Altoum geht gravitätiſch mit dem Prinzen, Pantalon, Tartaglia, den Doctoren und der Leibwache durch die Pforte ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelma, Zelima, Sklavinnen und Truffaldin mit den Verſchnittenen entfernen ſich durch die andere Pforte, ihren erſten Marſch wiederholend.)

Ein Zimmer im Serail.

Erſter Auftritt.

Adelma allein.

Jetzt oder nie entſpring' ich dieſen Banden.
Fünf Jahre trag' ich ſchon den glüh'nden Haß
In meiner Bruſt verſchloſſen, heuchle Freundſchaft
Und Treue für die Grauſame, die mir
Den Bruder raubte, die mein ganz Geſchlecht
Vertilgte, mich zu dieſem Sklavenloos
Herunterſtieß — In dieſen Adern rinnt,
Wie in den ihren, königliches Blut;
Ich achte mich, wie ſie, zum Thron geboren.
Und dienen ſoll ich ihr, mein Knie ihr beugen,
Die meines ganzen Hauſes Mörderin,
Die meines Falles blut'ge Urſach' iſt.
Nicht länger duld' ich den verhaßten Zwang,
Erſchöpft iſt mir die Kraft, ich unterliege
Der lang getragnen Bürde der Verſtellung.
Der Augenblick iſt da, mich zu befrein,
Die Liebe ſoll den Rettungsweg mir bahnen.

All' meine Künſte biet' ich auf — Entweder
Entdeck' ich ſein Geheimniß oder ſchreck' ihn
Durch Liſt aus dieſen Mauern weg — Verhaßte,
Du ſollſt ihn nicht beſitzen! Dieſen Dienſt
Will ich aus falſchem Herzen dir noch leiſten.
Mir ſelber dien' ich, ſüße Rache üb' ich,
Dein Herz zerreiß' ich, da ich deinem Stolz
Verräthriſch diene — ich durchſchaute dich!
Du liebſt ihn, aber darfſt es nicht geſtehn.
Du mußt ihn von dir ſtoßen und verwerfen,
Wider dich ſelber mußt du thöricht wüthen,
Den lächerlichen Ruhm dir zu bewahren;
Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Bruſt,
Ich kenn' ihn; nie vernarben ſeine Wunden.
— Dein Frieden iſt vorbei! Du haſt empfunden!

(Turandot erſcheint im Hintergrund, auf Zelima gelehnt, welche beſchäftigt iſt, ſie zu beruhigen.)

Sie kommt, ſie iſt's! Verzehrt von Scham und Wuth
Und von des Stolzes und der Liebe Streit!
Wie lab' ich mich an ihrer Liebe Pein!
— Sie nähert ſich — Laß hören, was ſie ſpricht!

Zweiter Auftritt.

Turandot im Geſpräch mit Zelima. Adelma, anfangs ungeſehen.

Turandot.

Hilf, rath mir, Zelima. Ich kann's nicht tragen,
Mich vor dem ganzen Divan überwunden
Zu geben! — Der Gedanke tödtet mich.

Zelima.

Iſt's möglich, Königin? Ein ſo edler Prinz,
So liebeathmend und ſo liebenswerth,
Kann nichts als Haß und Abſcheu —

Turandot.

Abſcheu? Haß?

(Sie beſinnt ſich.)

— Ich haſſ' ihn, ja. Abſcheulich iſt er mir!
Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.
In allen Landen wird man meine Schande
Erfahren, meiner Niederlage ſpotten.
O, rette mich — In aller Frühe, will
Mein Vater, ſoll der Divan ſich verſammeln,
Und löſ' ich nicht die aufgegebne Frage,
So ſoll in gleichem Augenblick das Band
Geflochten ſein — — „Weß Stamms und Namens iſt
„Der Prinz, der, um ſein Leben zu erhalten,
„Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen
„Und Laſten um geringen Preis zu tragen,
„Der endlich auf dem Gipfel ſeiner Hoffnung
„Noch unglückſel'ger iſt, als je zuvor?"
— Daß dieſer Prinz er ſelbſt iſt, ſeh' ich leicht;
Wie aber ſeinen Namen und Geſchlecht
Entdecken, da ihn niemand kennt, der Kaiſer
Ihm ſelbſt verſtattet, unerkannt zu bleiben?
Geängſtigt, wie ich war, geſchreckt, gedrängt,
Ging ich die Wette unbedachtſam ein.
Ich wollte Friſt gewinnen — aber wo
Die Möglichkeit, es zu errathen? Sprich!
Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

Zelima.

Es gibt hier kluge Frauen, Königin,
Die aus dem Thee- und Kaffeeſatz wahrſagen —

Turandot.

Du ſpotteſt meiner! Dahin kam's mit mir!

Zelima.

Wozu auch überall der fremden Künſte?
— O, ſeht ihn vor euch ſtehn, den ſchönen Prinzen!
Wie rührend ſeine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerriſſnem Herzen zu euch flehte!

Wie edelmüthig er, ſein ſelbſt vergeſſen,
Zu eures Vaters Füßen für euch bat,
Für euch, die kein Erbarmen mit ihm trug,
Zum zweitenmal ſein kaum gerettet Leben
Darbot, um eure Wünſche zu vergnügen!

Turandot (weggewendet).

Still, ſtill davon!

Zelima.

Ihr kehrt euch von mir ab!
Ihr ſeid gerührt! Ja, ja! Verbergt es nicht!
Und eine Thräne glänzt in eurem Auge —
O, ſchämt euch nicht der zarten Menſchlichkeit!
Nie ſah ich euer Angeſicht ſo ſchön.
O, macht ein Ende! Kommt —

(Adelma iſt im Begriff hervorzutreten.)

Turandot.

Nichts mehr von ihm!
Er iſt ein Mann. Ich haſſ' ihn, muß ihn haſſen.
Ich weiß, daß alle Männer treulos ſind,
Nichts lieben können als ſich ſelbſt; hinweg=
Geworfen iſt an dies verräthriſche Geſchlecht
Die ſchöne Neigung und die ſchöne Treue.
Geſchmeid'ge Sklaven, wenn ſie um uns werben,
Sind ſie Tyrannen gleich, wo ſie beſitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,
Das eigenſinnig heftige Begehren,
Das nennen ſie ihr Lieben und Verehren,
Das reißt ſie blind zu unerhörter That,
Das treibt ſie ſelber auf den Todespfad;
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.
— Nicht weiter, ſag' ich dir. Gewinnt er morgen,
Iſt mir der Tod nicht ſchrecklicher, als er.
Mich ſäh' die Welt, die mir gehäſſig iſt,
Zu dem gemeinen Loos herabgewürdigt
An eines Mannes und Gebieters Hand!

Turandot.

Abſcheu? Haß?

(Sie beſinnt ſich.)

— Ich haſſ' ihn, ja. Abſcheulich iſt er mir!
Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.
In allen Landen wird man meine Schande
Erfahren, meiner Niederlage ſpotten.
O, rette mich — In aller Frühe, will
Mein Vater, ſoll der Divan ſich verſammeln,
Und löſ' ich nicht die aufgegebne Frage,
So ſoll in gleichem Augenblick das Band
Geflochten ſein — — „Weß Stamms und Namens iſt
„Der Prinz, der, um ſein Leben zu erhalten,
„Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen
„Und Laſten um geringen Preis zu tragen,
„Der endlich auf dem Gipfel ſeiner Hoffnung
„Noch unglückſel'ger iſt, als je zuvor?"
— Daß dieſer Prinz er ſelbſt iſt, ſeh' ich leicht;
Wie aber ſeinen Namen und Geſchlecht
Entdecken, da ihn niemand kennt, der Kaiſer
Ihm ſelbſt verſtattet, unerkannt zu bleiben?
Geängſtigt, wie ich war, geſchreckt, gedrängt,
Ging ich die Wette unbedachtſam ein.
Ich wollte Friſt gewinnen — aber wo
Die Möglichkeit, es zu errathen? Sprich!
Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

Zelima.

Es gibt hier kluge Frauen, Königin,
Die aus dem Thee- und Kaffeeſatz wahrſagen —

Turandot.

Du ſpotteſt meiner! Dahin kam's mit mir!

Zelima.

Wozu auch überall der fremden Künſte?
— O, ſeht ihn vor euch ſtehn, den ſchönen Prinzen!
Wie rührend ſeine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerriſſnem Herzen zu euch flehte!

Wie edelmüthig er, ſein ſelbſt vergeſſen,
Zu eures Vaters Füßen für euch bat,
Für euch, die kein Erbarmen mit ihm trug,
Zum zweitenmal ſein kaum gerettet Leben
Darbot, um eure Wünſche zu vergnügen!

Turandot (weggewendet).

Still, ſtill davon!

Zelima.

Ihr kehrt euch von mir ab!
Ihr ſeid gerührt! Ja, ja! Verbergt es nicht!
Und eine Thräne glänzt in eurem Auge —
O, ſchämt euch nicht der zarten Menſchlichkeit!
Nie ſah ich euer Angeſicht ſo ſchön.
O, macht ein Ende! Kommt —

(Adelma iſt im Begriff hervorzutreten.)

Turandot.

Nichts mehr von ihm!
Er iſt ein Mann. Ich haſſ' ihn, muß ihn haſſen.
Ich weiß, daß alle Männer treulos ſind,
Nichts lieben können als ſich ſelbſt; hinweg=
Geworfen iſt an dies verräthriſche Geſchlecht
Die ſchöne Neigung und die ſchöne Treue.
Geſchmeid'ge Sklaven, wenn ſie um uns werben,
Sind ſie Tyrannen gleich, wo ſie beſitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,
Das eigenſinnig heftige Begehren,
Das nennen ſie ihr Lieben und Verehren,
Das reißt ſie blind zu unerhörter That,
Das treibt ſie ſelber auf den Todespfad;
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.
— Nicht weiter, ſag' ich dir. Gewinnt er morgen,
Iſt mir der Tod nicht ſchrecklicher, als er.
Mich ſäh' die Welt, die mir gehäſſig iſt,
Zu dem gemeinen Loos herabgewürdigt
An eines Mannes und Gebieters Hand!

Nein, nein! So tief ſoll Turandot nicht ſinken!
— Ich ſeine Braut? Eh' in das offne Grab
Mich ſtürzen, als in eines Mannes Arme!

(Adelma hat ſich wieder zurückgezogen.)

Zelima.

Wohl mag's euch koſten, Königin, ich glaub' es,
Von eurer ſtolzen Höh' herabzuſteigen,
Auf der die Welt euch ſtaunend hat geſehn.
Was iſt der eitle Ruhm, wenn Liebe ſpricht?
Geſteht es, eure Stunde iſt gekommen!
Weg mit dem Stolze! Weicht der ſtärkeren
Gewalt — Ihr haßt ihn nicht, könnt ihn nicht haſſen.
Warum dem eignen Herzen widerſtreben?
Ergebt euch dem geliebten Mann, und mag
Alsdann die Welt die Glückliche verhöhnen!

Adelma

(iſt horchend nach und nach näher gekommen und tritt jetzt hervor).

Wer von geringem Stand geboren iſt,
Dem ſteht es an, wie Zelima zu denken.
Ein königliches Herz fühlt königlich.
— Vergib mir, Zelima! Dir iſt es nicht gegeben,
An einer Fürſtin Platz dich zu verſetzen,
Die ſich ſo hoch wie unſre Königin
Geſtellt und jetzt, vor aller Menſchen Augen,
Im Divan ſo herunter ſteigen ſoll,
Von einem ſchlechten Fremdling überwunden.
Mit meinen Augen ſah ich den Triumph,
Den ſtolzen Hohn in aller Männer Blicken,
Als er die Räthſel unſrer Königin,
Als wären's Kinderfragen, ſpielend löſte,
Der überlegnen Einſicht ſtolz bewußt.
O, in die Erde hätt' ich ſinken mögen
Vor Scham und Wuth — Ich liebe meine ſchöne
Gebieterin; ihr Ruhm liegt mir am Herzen.
— Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Geſprochen, dieſes Mannes Frau!

Turandot.

Erbittre mich
Nicht mehr!

Zelima.

Das große Unglück, Frau zu werden!

Adelma.

Schweig, Zelima! Man will von dir nicht wissen,
Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.
Ich kann nicht schmeicheln. Grausam wär' es, hier
Zu schonen und die Wahrheit zu verhehlen.
Ist es schon hart genug, daß wir den Mann,
Den übermüthigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Trost darin, daß wir uns selbst
Mit freier Wahl und Gunst an ihn verschenken,
Und seine Großmuth fesselt seinen Stolz.
Doch welches Loos trifft unsre Königin,
Wie hat sie selbst sich ihr Geschick verschlimmert!
Nicht ihrer freien Gunst und Zärtlichkeit,
Sich selbst nur, seinem siegenden Verstand
Wird sie der Stolze zu verdanken haben;
Als seine Beute führt er sie davon —
Wird er sie achten, Großmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um sie zu kämpfen zwang,
Ihm nur als Preis des Sieges heimgefallen?
Wird er bescheiden seines Rechtes brauchen,
Das er nur seinem Recht verdankt?

Turandot (in der heftigsten Bewegung).

Adelma, wisse!
Find' ich die Namen nicht, mitten im Tempel
Durchstoß' ich diese Brust mit einem Dolch.

Adelma.

Faßt Muth, Gebieterin. Verzweifelt nicht!
Kunst oder List muß uns das Räthsel lösen.

Zelima.

Gut. Wenn Adelma mehr verſteht, als ich,
Und euch ſo zugethan iſt, wie ſie ſagt,
So helfe ſie und ſchaffe Rath.

Turandot.

Adelma!
Geliebte Freundin! Hilf mir, ſchaffe Rath!
Ich kenn' ihn nicht, weiß nicht, woher er kommt;
Wie kann ich ſein Geſchlecht und Namen wiſſen?

Adelma (nachſinnend).

Laß ſehn — Ich hab' es — hörte man ihn nicht
Im Divan ſagen, hier in dieſer Stadt,
In Peckin, lebe jemand, der ihn kenne?
Man muß nachſpüren, muß die ganze Stadt
Umkehren, weder Gold noch Schätze ſparen —

Turandot.

Nimm Gold und Edelſteine, ſpare nichts.
Kein Schatz iſt mir zu groß, nur, daß ich's wiſſe!

Zelima.

An wen uns damit wenden? Wo uns Raths
Erholen? — Und, geſetzt, wir fänden wirklich
Auf dieſem Wege ſeinen Stand und Namen,
Wird es verborgen bleiben, daß Beſtechung,
Nicht ihre Kunſt das Räthſel uns verrathen?

Adelma.

Wird Zelima wohl der Verräther ſein?

Zelima.

Das geht zu weit — Spart euer Gold, Prinzeſſin!
Ich ſchwieg, ich hoffte euer Herz zu rühren,
Euch zu bewegen, dieſen würdigſten
Von allen Prinzen, den ihr ſelbſt nicht haſſet,
Freiwillig zu belohnen — Doch ihr wollt es!
So ſiege meine Pflicht und mein Gehorſam!
— Wißt alſo! Meine Mutter Skirina
War eben bei mir, war entzückt, zu hören,
Daß dieſer Prinz die Räthſel aufgelöſt,

Und, von dem neuen Wettſtreit noch nichts wiſſend,
Verrieth ſie mir in ihrer erſten Freude,
Daß dieſer Prinz in ihrem Haus geherbergt,
Daß Haſſan ihn, ihr Gatte, ſehr wohl kenne,
Wie ſeinen Herrn und lieben Freund ihn ehre.
Ich fragte nun nach ſeinem Stand und Namen;
Doch, dies ſei noch ein Räthſel für ſie ſelbſt,
Spricht ſie, das Haſſan ſtandhaft ihr verberge;
Doch hofft ſie noch, es endlich zu ergründen.
— Verdien' ich es nun noch, ſo zweifle meine
Gebieterin an meiner Treu' und Liebe!

(Geht ab mit Empfindlichkeit.)

Turandot (ihr nacheilend).

Bleib', Zelima! Biſt du beleidigt? — Bleib'!
Vergib der Freundin!

Adelma (hält ſie zurück).

Laſſen wir ſie ziehen!
Prinzeſſin, auf die Spur hat Zelima
Geholfen; unſre Sache iſt es nun,
Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.
Denn Thorheit wär's, zu hoffen, daß uns Haſſan
Gutwillig das Geheimniß beichten werde,
Nun er den ganzen Werth deſſelben kennt.
Verſchlagne Liſt, ja, wenn die Liſt nicht hilft,
Gewalt muß das Geſtändniß ihm entreißen;
Drum ſchnell — Kein Augenblick iſt zu verlieren.
Herbei mit dieſem Haſſan ins Serail,
Eh' er gewarnt ſich unſerm Arm entzieht.
Kommt! Wo ſind eure Sklaven?

Turandot (fällt ihr um den Hals).

Wie du willſt,
Adelma! Freundin! Ich genehm'ge alles,
Nur, daß der Fremde nicht den Sieg erhalte! (Geht ab.)

Adelma.

Jetzt, Liebe, ſteh mir bei! Dich ruf' ich an,
Du Mächtige, die alles kann bezwingen!

Laß mich entzückt der Sklaverei entſpringen;
Der Stolz der Feindin öffne mir die Bahn!
Hilf die Verhaßte liſtig mir betrügen,
Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen!

(Geht ab.)

Vorhalle des Palaſtes.

Dritter Auftritt.

Kalaf und Barak kommen im Geſpräch.

Kalaf.

Wenn aber niemand lebt in dieſer Stadt,
Der Kundſchaft von mir hat, als du allein,
Du treue Seele — Wenn mein väterliches Reich
Viel hundert Meilen weit von hier entlegen
Und ſchon acht Jahre lang verloren iſt.
— Indeſſen, weißt du, lebten wir verborgen,
Und das Gerücht verbreitet unſern Tod —
Ach, Barak! Wer in Unglück fällt, verliert
Sich leicht aus der Erinnerung der Menſchen!

Barak.

Nein, es war unbedacht gehandelt, Prinz.
Vergebt mir. Der Unglückliche muß auch
Unmöglichs fürchten. Gegen ihn erheben
Die ſtummen Steine ſelber ſich als Zeugen;
Die Wand hat Ohren, Mauern ſind Verräther.
Ich kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
Das Glück begünſtigt euch, das ſchönſte Weib
Gewinnt ihr wider Hoffen und Erwarten,
Gewinnt mit ihr ein großes Königreich,
Und eure weib'ſche Zärtlichkeit raubt euch
Auf einmal alles wieder!

Kalaf.

Hätteſt du
Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz geſehn!

Barak.

Auf eurer Eltern Schmerz, die ihr zu Verlas
Troſtlos verlaſſen, hättet ihr und nicht
Auf eines Weibes Thränen achten ſollen!

Kalaf.

Schilt meine Liebe nicht! Ich wollt' ihr gerne
Gefällig ſein. Vielleicht, daß meine Großmuth
Sie rührt, daß Dankbarkeit in ihrem Herzen —

Barak.

Im Herzen dieſer Schlange Dankbarkeit?
Das hoffet nie.

Kalaf.

Entgehn kann ſie mir nicht.
Wie fände ſie mein Räthſel aus? Du, Barak,
Nicht wahr? Du haſt mich nicht verrathen? Nicht?
Vielleicht, daß du im Stillen deinem Weibe
Vertraut haſt, wer ich ſei?

Barak.

Ich? Keine Sylbe.
Barak weiß euren Winken zu gehorchen;
Doch weiß ich nicht, welch ſchwarze Ahnung mir
Den Sinn umnachtet und das Herz beklemmt!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Pantalon. Tartaglia und Brigella mit Soldaten.

Pantalon.

Sieh, ſieh! Da iſt er ja! Potz Element,
Wo ſteckt ihr, Prinz? Was habt ihr hier zu ſchaffen?
(Den Barak mit den Augen muſternd.)
Und wer iſt dieſer Mann, mit dem ihr ſchwatzt?

Barak (für ſich).

Weh' uns! Was wird das?

Tartaglia.

Sprecht! Wer iſt der Mann?

Kalaf.

Ich kenn' ihn nicht. Ich fand ihn hier nur ſo
Von ohngefähr, und weil ich müßig war,
Fragt' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.

Tartaglia.

Haltet zu Gnaden, Prinz! Ihr ſeid zu grad
Für dieſe falſche Welt; das gute Herz
Rennt mit dem Kopf davon — Heut früh im Divan!
Wie Teufel kamt ihr zu dem Narrenſtreich,
Den Vogel wieder aus der Hand zu laſſen?

Pantalon.

Laßt's gut ſein. Was geſchehn iſt, iſt geſchehn.
Ihr wißt nicht, lieber junger Prinz, wie tief ihr
Im Waſſer ſteht, wie euch von allen Seiten
Betrug umlauert und Verrätherſtricke
Umgeben — Laſſen wir euch aus den Augen,
So richtet man euch ab, wie einen Staar.

(Zu Barak.)

Herr Nachbar Naſeweis, ſteckt eure Naſe
Wo anders hin! — Beliebt es Eurer Hoheit
Ins Haus herein zu gehn — He da, Soldaten!
Nehmt ihn in eure Mitte! — Ihr, Brigella,
Wißt eure Pflicht — Bewachet ſeine Thür
Bis morgen frühe zu des Divans Stunde.
Kein Menſch darf zu ihm ein! So will's der Kaiſer.

(Zu Kalaf.)

Merkt ihr? Er iſt verliebt in euch und fürchtet,
Es möchte noch ein Unheil zwiſchen kommen.
Seid ihr bis morgen nicht ſein Schwiegerſohn,
So, fürcht' ich, tragen wir den alten Herrn
Zu Grabe — Nichts für ungut, Prinz! Doch das
Von heute Morgen war — mit eurer Gunſt —

Fünfter Auftritt.

Timur, ein Greis in dürftiger Kleidung. Barak.

Timur (entſetzt, für ſich).

Weh mir! Mein Sohn! Soldaten führen ihn
Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!
Gewiß, gewiß, daß der Tyrann von Tefflis,
Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Peckin
Verfolgen ließ und ſeine Rache ſättigt!
(Eilt ihm nach und ruft laut.)
Kalaf! Kalaf!

Barak

(tritt ihm in den Weg und hält ihm das Schwert auf die Bruſt).

Halt ein, Unglücklicher! Du biſt des Todes!

(Pauſe. Beide ſehen einander erſtaunt an. Unterdeſſen hat ſich Kalaf mit den Soldaten entfernt.)

Wer biſt du, Alter? Woher kommſt du, ſprich,
Daß du den Namen dieſes Jünglings weißt?

Timur.

Was ſeh' ich? Gott! Du, Barak? Du in Peckin?
Du ſein Verräther? Ein Rebell? Und zückſt
Das Schwert auf deinen König?

Barak (läßt erſtaunt das Schwert ſinken).

Große Götter!
Iſt's möglich? — Timur?

Timur.

Ja, Verräther!
Ich bin es, dein unglücklicher Monarch,
Von aller Welt, nun auch von dir verrathen!
Was zögerſt du? Nimm dieſes Leben hin!
Verhaßt iſt mir's, da ich die treuſten Diener
Um ſchnöden Vortheils willen undankbar
Und meinen Sohn dem Tod geopfert ſehe!

Pantalon.

Nun, Gott befohlen, Prinz!

(Zu Barak.)

Und ihr, Herr Schlingel!
Ihr thätet beſſer, eurer Arbeit nach
Zu gehn, als im Palaſt hier aufzupaſſen.
Verſteht ihr mich?

(Geht ab.)

Tartaglia (ſieht ihn ſcheel an).

Ja wohl! Ja wohl! Ihr habt mir
So ein gewiſſes Anſehn — eine Miene,
Die mir nicht außerordentlich gefällt.
Ich rath' euch Gutes, geht!

(Folgt dem Pantalon.)

Brigella (zu Kalaf.)

Erlaubt mir, Prinz,
Daß ich dem, der befehlen kann, gehorche.
Laßt's euch gefallen, in dies Haus zu gehn.

Kalaf.

Das will ich gerne.

(Zu Barak leiſe.)

Freund, auf Wiederſehn!
Zu beſſerer Gelegenheit! Leb wohl!

Barak.

Herr, ich bin euer Sklav!

Brigella.

Nur fort, nur fort,
Und macht den Ceremonien ein Ende!

(Kalaf folgt den Soldaten, die ihn in ihre Mitte nehmen; Timur tritt von der entgegengeſetzten Seite auf, bemerkt ihn und macht Geberden des Schreckens und Erſtaunens.)

Barak (ihm nachſehend).

Der Himmel ſteh' dir bei, treuherz'ge Unſchuld!
Was mich betrifft, ich hüte meine Zunge.

Nur, daß ſein Name nicht, noch auch der eure
Von euern Lippen komme — Merkt euch das!
Ich nenne mich hier Haſſan, nicht mehr Barak.

Timur.

Was für Geheimniſſe — Erklär' mir doch!

Barak.

Kommt! Hier iſt nicht der Ort, davon zu reden;
Folgt mir nach meiner Wohnung — Doch, was ſeh' ich?

(Skirina tritt aus dem Palaſt.)

Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!
Wir ſind entdeckt!

(Zu Skirina heftig.)

Was haſt du hier zu ſuchen?
Unglückliche! Wo kommſt du her?

Sechſter Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina.

Nun! Nun!
Aus dem Serail komm' ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, daß unſer Gaſt,
Der fremde Prinz, den Sieg davon getragen.
Die Neugier auch — nun ja — Ich wollte ſehn,
Wie dieſer männerſcheuen Unholdin
Der Brautſtand läßt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zel'ma.

Barak.

Dacht' ichs doch!
Weib! Weib! Du weißt nicht alles, und geſchwätzig
Wie eine Elſter läufſt du ins Serail;
Ich ſuchte dich, es dir zu unterſagen.
Umſonſt! Zu ſpät! Des Weibes Unverſtand
Rennt immer vor des Mannes weiſem Rath

Barak.

Herr! — Herr! — O Gott! Das iſt mein Fürſt, mein König!
Er iſt's! Nur allzuwohl erkenn' ich ihn.

(Fällt ihm zu Füßen.)

In dieſem Staub! In dieſer Niedrigkeit!
Ihr Götter, muß mein Auge dies erleben!
— Verzeiht, Gebieter, meiner blinden Wuth!
Die Liebe iſt's zu eurem Sohn, die Angſt,
Die treue Sorge, die mich hingeriſſen.
So lieb euch eures Sohnes Heil, ſo komme
Der Name Kalaf nie aus eurem Munde!
— Ich nenne hier mich Haſſan, nicht mehr Barak —
— Ach, weh mir! Wenn uns jemand hier behorchte!
Sagt, ob Elmaze, meine Königin,
Sich auch mit euch in dieſer Stadt befindet?

Timur.

Still, Barak, ſtill! O, ſprich mir nicht von ihr!
In unſerm traur'gen Aufenthalt zu Berlas
Verzehrte ſie der Gram um unſern Sohn,
— Sie ſtarb in dieſen lebensmüden Armen.

Barak.

O die Bejammernswürdige!

Timur.

Ich floh!
Ich konnt' es, einſam, dort nicht mehr ertragen.
Des Sohnes Spuren folgend, frag' ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern.
Und jetzt, da mich nach langem Irren endlich
Der Götter Hand hieher geleitet, iſt
Mein erſter Anblick der gefangne Sohn,
Den man zum Tode führt.

Barak.

Kommt, kommt, mein König!
Befürchtet nichts für euren Sohn! Vielleicht
Daß ihn, eh noch der nächſte Tag verlaufen,
Das höchſte Glück belohnt und euch mit ihm!

Nur, daß ſein Name nicht, noch auch der eure
Von euern Lippen komme — Merkt euch das!
Ich nenne mich hier Haſſan, nicht mehr Barak.

Timur.

Was für Geheimniſſe — Erklär' mir doch!

Barak.

Kommt! Hier iſt nicht der Ort, davon zu reden;
Folgt mir nach meiner Wohnung — Doch, was ſeh' ich?

(Skirina tritt aus dem Palaſt.)

Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!
Wir ſind entdeckt!

(Zu Skirina heftig.)

Was haſt du hier zu ſuchen?
Unglückliche! Wo kommſt du her?

Sechſter Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina.

Nun! Nun!
Aus dem Serail komm' ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, daß unſer Gaſt,
Der fremde Prinz, den Sieg davon getragen.
Die Neugier auch — nun ja — Ich wollte ſehn,
Wie dieſer männerſcheuen Unholdin
Der Brautſtand läßt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zel'ma.

Barak.

Dacht' ichs doch!
Weib! Weib! Du weißt nicht alles, und geſchwätzig
Wie eine Elſter läufſt du ins Serail;
Ich ſuchte dich, es dir zu unterſagen.
Umſonſt! Zu ſpät! Des Weibes Unverſtand
Rennt immer vor des Mannes weiſem Rath

Voraus — Was iſt nicht alles dort geträtſcht,
Geplaudert worden! Nur heraus! Mir iſt,
Ich höre dich in deiner albernen
Entzückung ſagen: Dieſer Unbekannte
Iſt unſer Gaſt; er wohnt bei uns; mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich,
Haſt du's geſagt!

Skirina.

Und wenn ich nun? Was wär's?

Barak.

Nein, nein, geſteh' es nur! Haſt du's geſagt?

Skirina.

Ich hab's geſagt. Warum ſollt' ich's verbergen?
Sie wollten auch den Namen von mir wiſſen,
Und — daß ich's nur geſtehe, ich verſprach's.

Barak.

Weh mir! Wir ſind verloren! — Raſende!

(Zu Timur ſich wendend.)

Wir müſſen fort! Wir müſſen fliehn!

Timur.

So ſag' mir doch, was für Geheimniſſe —

Barak.

Fort! Fort aus Pekin! Keine Zeit verloren!

(Truffaldin zeigt ſich im Hintergrund mit ſeinen Schwarzen.)

— Weh uns! Es iſt zu ſpät. Sie kommen ſchon!
Sie ſuchen mich, die Schwarzen, die Verſchnittnen
Der fürchterlichen Turandot — Sinnloſe!
In welchen Jammer ſtürzt uns deine Zunge!

(Truffaldin hat ihn bemerkt und bedeutet die Verſchnittenen durch Geberden, daß ſie ſich ſeiner bemächtigen ſollen.)

Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe du,
Verbirg dich, rette dich und dieſen Alten!

Timur.

So ſag' mir doch!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Truffaldin mit den Verſchnittenen.

Truffaldin

(iſt nach und nach näher gekommen, hat die Ausgänge beſetzt und tritt nun hervor, mit übertriebenen Geberden dem Barak den Degen auf die Bruſt haltend).

Halt an und ſteht! Nicht von der Stelle! Nicht
Gemuckſt! Der iſt des Todes, der ſich rührt.

Skirina.

O wehe mir!

Barak.

Ich weiß, ihr ſucht den Haſſan.
Hier bin ich, führt mich fort.

Truffaldin.

Bſt! Keinen Lärmen!
's iſt gut gemeint. Es ſoll euch eine ganz
Abſonderliche Gnad' und Ehr' geſchehn.

Barak.

Ja, ins Serail wollt ihr mich führen, kommt!

Truffaldin.

Gemach! Gemach! Ei, ſeht doch, welche Gunſt
Euch widerfährt! Ins Harem! ins Serail
Der Königin — Ihr glückliche Perſon!
's kommt keine Fliege ins Serail, ſie wird
Erſt wohl beſichtigt und beſchaut, ob ſie
Ein Männchen oder Weib, und, iſt's ein Männchen,
Wird's ohne Gnad' gekreuzigt und gepfählt.
— Wer iſt der Alte da?

Barak.

Ein armer Bettler,
Den ich nicht kenne — Kommt und laßt uns gehn.

Truffaldin

(betrachtet den Timur mit lächerlicher Genauigkeit).

Gemach! Gemach! Ein armer Bettler! Ei!
— Wir haben uns großmüthig vorgeſetzt,

Auch dieſes armen Bettlers Glück zu machen.

(Bemerkt und betrachtet die Skirina.)

— Wer iſt die Weibsperſon?

Barak.

Was zögerſt du?
Ich weiß, daß deine Königin mich erwartet.
Laß dieſen Greis! Das Weibsbild kenn' ich nicht,
Hab's nie geſehn und weiß nicht, wer ſie iſt.

Truffaldin (zornig).

Du kennſt ſie nicht? Du haſt ſie nie geſehn?
Verdammte Lüge! Was? Kenn' ich ſie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sklavin Zelima? Hab' ich ſie nicht
Zu hundert Malen im Serail geſehn,
Wenn ſie der Tochter weiße Wäſche brachte?

(Mit komiſcher Gravität zu den Verſchnittenen.)

Merkt, Sklaven, den Befehl, den ich euch gebe!
Die drei Perſonen hier nehmt in Verwahrung,
Bewacht ſie wohl, hört ihr, laßt ſie mit keiner
Lebend'gen Seele reden, und bei Nacht,
Sobald es ſtill iſt, führt ſie ins Serail!

Timur.

O Gott! Was wird aus mir!

Skirina.

Ich faſſ' es nicht.

Barak (zu Timur).

Was aus dir werden ſoll, und was aus mir?
Ich werde alles leiden. Leid' auch du!
Vergiß nicht, was ich dir empfahl — und, was
Dir auch begegne, hüte deine Zunge!
— Jetzt haſt du, thöricht Weib, was du gewollt.

Skirina.

Gott ſteh' uns bei!

Truffaldin (zu den Schwarzen).

Ergreift ſie! Fort mit ihnen!

(Gehen ab.)

Vorhof mit Säulen.

In der Mitte eine Tafel mit einem mächtig großen Becken, voll von Goldstücken.

Erster Auftritt.

Turandot. Zelima. Skirina. Timur. Barak.

(Barak und Timur stehen, jeder an einer Säule, einander gegenüber, die Verschnittenen um sie herum, alle mit entblößten Säbeln und Dolchen. Zelima und Skirina stehen weinend auf der einen, Turandot drohend und streng auf der andern Seite.)

Turandot.

Noch ist es Zeit. Noch lass' ich mich herab
Zu bitten — Dieser aufgehäufte Berg
Von Gold ist euer, wenn ihr mir in Gutem
Des Unbekannten Stand und Namen nennt.
Besteht ihr aber drauf, ihn zu verschweigen,
So sollen diese Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt seht, euer Herz durchbohren!
He da, ihr Sklaven! Machet euch bereit.

(Die Verschnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Brust.)

Barak (zu Skirina).

Nun, heillos Weib, nun ſiehſt du, Skirina,
Wohin uns deine Plauderhaftigkeit geführt.
— Prinzeſſin, ſättigt eure Wuth! Ich biete
Den Martern Trotz, die ihr erſinnen könnt,
Ich bin bereit, den herbſten Tod zu leiden.
— Herbei, ihr Schwarzen! Auf, ihr Marterknechte,
Tyranniſche Werkzeuge der Tyrannin,
Zerfleiſcht mich, tödtet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz Recht, ich kenne dieſen Prinzen
Und ſeinen Vater, beider Namen weiß ich;
Doch keine Marter preßt ſie von mir aus,
Kein Gold verführt mich; weniger als Staub,
Als ſchlechte Erde acht' ich dieſe Schätze!
Du, meine Gattin, jammre nicht um mich!
Für dieſen Alten ſpare deine Thränen
Für ihn erweiche dieſes Felſenherz,
Daß der Unſchuldige gerettet werde!
Sein ganz Verbrechen iſt, mein Freund zu ſein.

Skirina (flehend zu Turandot).

O Königin, Erbarmen!

Timur.

Niemand kümmre ſich
Um einen ſchwachen Alten, den die Götter
Im Zorn verfolgen, dem der Tod Erlöſung,
Das Leben eine Marter iſt. Ich will
Dich retten, Freund, und ſterben. Wiſſe denn,
Du Grauſame —

Barak (unterbricht ihn).

Um aller Götter willen, ſchweigt.
Der Name komme nicht aus eurem Munde!

Turandot (neugierig).

Du weißt ihn alſo, Greis?

Turandot

(in tiefes Staunen verloren, nicht ohne Rührung).

Ein König und in ſolcher Schmach! — Sein Vater!
Des unglückſel'gen Jünglings, den ich mich
Zu haſſen zwinge und nicht haſſen kann!
— O der Bejammernswürdige — Wie wird mir!
Das Herz im tiefſten Buſen wendet ſich!
Sein Vater! — Und er ſelbſt — Sagt' er nicht ſo?
Genöthiget, als niedrer Knecht zu dienen
Und Laſten um geringen Sold zu tragen!
O Menſchlichkeit! O Schickſal!

Barak.

Turandot,
Dies iſt ein König! Scheuet euch und ſchaudert
Zurück, die heil'gen Glieder zu verletzen!
Wenn ſolches Jammers Größe euch nicht rührt,
Euch nicht das Mitleid, nicht die Menſchlichkeit
Entwaffnen kann, laßt euch die Scham beſiegen,
Ehrt eures eignen greiſen Vaters Haupt
In dieſem Greis! — O, ſchändet euch nicht ſelbſt
Durch eine That, die euer Blut entehrte!
Genug, daß ihr die Jünglinge gemordet!
Schonet das Alter, das ohnmächtige,
Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!

Zelima (wirft ſich zu ihren Füßen).

Ihr ſeid bewegt, ihr könnt nicht widerſtehn.
O, gebt dem Mitleid und der Gnade Raum,
Laßt euch die Größe dieſes Jammers rühren!

Zweiter Auftritt.

Adelma zu den Vorigen.

Turandot (ihr entgegen).

Kommſt du, Adelma? Hilf mir! O, ſchaff' Rath!
Ich bin entwaffnet — Ich bin außer mir!
Dies iſt ſein Vater, ein Monarch und König!

Adelma.

Ich hörte alles. Fort mit dieſen beiden!
Schafft dieſes Gold hinweg, der Kaiſer naht!

Turandot.

Mein Vater? Wie?

Adelma.

Iſt auf dem Weg hieher.

(Zu den Schwarzen.)

Fort, eh wir überfallen werden! Sklaven,
Führt dieſe beiden in die unterſten
Gewölbe des Serails! Dort haltet ſie
Verborgen bis auf weitere Befehle!

(Zu Turandot.)

Es iſt umſonſt. Wir müſſen der Gewalt
Entſagen. Nichts kann retten, als die Liſt.
— Ich habe einen Anſchlag — Skirina,
Ihr bleibt zurück. Auch Zelima ſoll bleiben.

Barak (zu Timur).

Weh uns, mein Fürſt! Die Götter mögen wiſſen,
Welch neues Schreckniß ausgebrütet wird!
— Weib! Tochter! Seid getreu, o, haltet feſt,
Laßt euch von dieſen Schlangen nicht verführen!

Turandot (zu den Schwarzen).

Ihr wiſſet den Befehl. Fort, fort mit ihnen
In des Serails verborgenſte Gewölbe!

Timur.

Fall' eure ganze Rache auf mein Haupt!
Nur ihm, nur meinem Sohn erzeiget Mitleid!

Barak.

Mitleid in dieſer Furie? Verrathen
Iſt euer Sohn, und uns, ich ſeh' es klar,
Wird ew'ge Nacht dem Aug der Welt verbergen.
Man führt uns aus dem Angeſicht der Menſchen,
Wohin kein Lichtſtrahl und kein Auge dringt,
Und unſer Schmerz kein fühlend Ohr erreicht!
(Zur Prinzeſſin.)
Die Welt kannſt du, der Menſchen Auge blenden,
Doch zittre vor der Götter Rachgericht!
Magſt du im Schlund der Erde ſie verſtecken,
Laß tauſend Todtengrüfte ſie bedecken,
Sie bringen deine Uebelthat ans Licht.

(Er folgt mit Timur den Verſchnittenen, welche zugleich die Tafel und das Becken mit den Goldſtücken hinwegtragen.)

Dritter Auftritt.

Turandot. Adelma. Zelima und Skirina.

Turandot (zu Adelma).

Auf dich verlaſſ' ich mich, du einz'ge Freundin!
O, ſage, ſprich, wie du mich retten willſt.

Adelma.

Die Wachen, die auf Altoums Befehl
Des Prinzen Zimmer hüten, ſind gewonnen.
Man kann zu ihm hineingehn, mit ihm ſprechen —
Und was iſt dann nicht möglich, wenn wir klug
Die Furcht, die Ueberredung ſpielen laſſen!
Denn arglos iſt ſein Herz und gibt ſich leicht
Der Schmeichelſtimme des Verräthers hin.
Wenn Skirina, wenn Zelima mir nur
Behilflich ſind und ihre Rolle ſpielen,
So zweifelt nicht, mein Anſchlag ſoll gelingen.

Turandot (zu Skirina).

So lieb dir Hassans Leben, Skirina!
Er ist in meiner Macht, ich kann ihn tödten.

Skirina.

Was ihr befehlt, ich bin bereit zu allem,
Wenn ich nur meines Hassans Leben rette.

Turandot (zu Zelima).

So werth dir meine Gunst ist, Zelima —

Zelima.

Auf meinen Eifer zählt und meine Treue!

Adelma.

So kommt. Kein Augenblick ist zu verlieren.

(Sie gehen ab.)

Turandot.

Geht, geht! Thut, was sie sagt.

Vierter Auftritt.

Turandot allein.

Was sinnt Adelma?
Wird sie mich retten? Götter, steht ihr bei.
Kann ich mich noch mit diesem Siege krönen,
Weß Name wird dann größer sein, als meiner?
Wer wird es wagen, sich in Geisteskraft
Mit Turandot zu messen? — Welche Lust,
Im Divan, vor der wartenden Versammlung,
Die Namen ihm ins Angesicht zu werfen
Und ihn beschämt von meinem Thron zu weisen!
— Und doch ist mir's, als würd' es mich betrüben!
Mir ist, als säh' ich ihn, verzweiflungsvoll,
Zu meinen Füßen seinen Geist verhauchen,
Und dieser Anblick bringt mir an das Herz.
— Wie, Turandot? Wo ist der edle Stolz
Der großen Seele? Hat's ihn auch gekränkt,

Im Divan über dich zu triumphieren?
Was wird dein Antheil ſein, wenn er auch hier
Den Sieg dir abgewinnt? — Recht hat Adelma!
Zu weit iſt es gekommen! Umkehr iſt
Nicht möglich! — Du mußt ſiegen oder fallen!
Beſiegt von einem, iſt beſiegt von allen!

Fünfter Auftritt.

Turandot. Altoum. Pantalon und Tartaglia folgen ihm in einiger Entfernung nach.

Altoum
(in einem Briefe leſend und in tiefen Gedanken, für ſich).

So mußte dieſer blutige Tyrann
Von Teſſlis enden! Kalaf, Timurs Sohn,
Aus ſeiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande ſchweifend, muß hieher
Nach Peckin kommen und durch ſeltſame
Verkettung der Geſchicke glücklich werden!
So führt das Schickſal an verborgnem Band
Den Menſchen auf geheimnißvollen Pfaden;
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret ſich der Faden.

Pantalon (leiſe zu Tartaglia).

Rappelt's der Majeſtät? Was kömmt ſie an,
Daß ſie in Verſen mit ſich ſelber ſpricht?

Tartaglia (leiſe zu Pantalon).

Still, ſtill! Es iſt ein Bote angelangt
Aus fernen Landen — Was er brachte, mag
Der Teufel wiſſen!

Altoum
(ſteckt den Brief in den Buſen und wendet ſich zu ſeiner Tochter).

Turandot! Die Stunden
Entfliehen, die Entſcheidung rückt heran,
Und ſchlaflos irrſt du im Serail umher,

Zerquälſt dich, das Unmögliche zu wiſſen.
— Vergebens quälſt du dich. Es iſt umſonſt!
Ich aber hab' es ohne Müh' erfahren.
— Sieh dieſen Brief. Hier ſtehen beide Namen
Und alles, was ſie kenntlich macht. So eben
Bringt ihn ein Bote mir aus fernen Landen.
Ich halt' ihn wohl verſchloſſen und bewacht,
Bis dieſer nächſte Tag vorüber iſt.
Der unbekannte Prinz iſt wirklich König
Und eines Königs Sohn — Es iſt unmöglich,
Daß du erratheſt, wer ſie beide ſeien.
Ihr Reich liegt allzufern von hier, der Name
Iſt kaum zu Peckin ausgeſprochen worden.
— Doch ſieh, weil ich's als Vater mit dir meine,
Komm' ich in ſpäter Nacht noch her — Kann es
Dir Freude machen, dich zum zweitenmal
Im Divan dem Gelächter bloßzuſtellen,
Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungeduld
Drauf wartet, deinen Stolz gebeugt zu ſehn?
Denn abgeſinnt, du weißt's, iſt dir das Volk,
Kaum werd' ich ſeiner Wuth gebieten können,
Wenn du im Divan nun verſtummen mußt.
— Sieh, liebes Kind, dies führte mich hieher.

(Zu Pantalon und Tartaglia.)

Laßt uns allein!

(Jene entfernen ſich ungern und zaudernd.)

Sechſter Auftritt.

Turandot und Altoum.

Altoum

(wenn jene weg ſind, nähert ſich ihr und faſt ſie vertraulich bei der Hand).

Ich komme, deine Ehre
zu retten.

Turandot.

Meine Ehre, Sire? Spart euch
Die Müh! Nicht Rettung brauch' ich meiner Ehre —
Ich werde mir im Divan morgen selbst
Zu helfen wissen.

Altoum.

Ach, du schmeichelst dir
Mit eitler Hoffnung. Glaube mir's, mein Kind,
Unmöglich ist's, zu wissen, was du hoffst.
Ich les' in deinen Augen, deinen wild
Verwirrten Zügen deine Qual und Angst.
Ich bin dein Vater; sieh, ich hab' dich lieb.
— Wir sind allein — Sei offen gegen mich!
Bekenn' es frei — weißt du die beiden Namen?

Turandot.

Ob ich sie weiß, wird man im Divan hören.

Altoum.

Nein, Kind, du weißt sie nicht, kannst sie nicht wissen.
Wenn du sie weißt, so sag' mir's im Vertrauen.
Ich lasse dann den Unglücksel'gen wissen,
Daß er verrathen ist, und lass' ihn still
Aus meinen Staaten ziehn. So meidest du
Den Haß des Volks, und mit dem Sieg zugleich
Trägst du den Ruhm der Großmuth noch davon,
Daß du dem Ueberwundenen die Schmach
Der öffentlichen Niederlage sparest.
— Um dieses Einz'ge bitt' ich dich, mein Kind!
Wirst du's dem Vater, der dich liebt, versagen?

Turandot.

Ich weiß die Namen oder weiß sie nicht,
Genug! Hat er im Divan meiner nicht
Geschont, brauch' ich auch seiner nicht zu schonen.
Gerechtigkeit geschehe! Oeffentlich,
Wenn ich sie weiß, soll man die Namen hören.

Altoum

(will ungeduldig werden, zwingt ſich aber und fährt mit Mäßigung und Milde fort).

Durft' er dich ſchonen? Galt es nicht ſein Leben?
Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?
Dich zu gewinnen und ſich ſelbſt zu retten,
Mußt' er den Sieg im Divan dir entreißen.
— Nur einen Augenblick leg' deinen Zorn
Bei Seite, Kind — Gib Raum der Ueberlegung!
Sieh, dieſes Haupt ſetz' ich zum Pfand, du weißt
Die Namen nicht — Ich aber weiß ſie — hier
(auf den Brief zeigend)
Stehn ſie geſchrieben, und ich ſag' ſie dir.
— Der Divan ſoll ſich in der Früh' verſammeln,
Der Unbekannte öffentlich erſcheinen;
Mit ſeinem Namen redeſt du ihn an;
Er ſoll beſchämt, vom Blitz getroffen, ſtehen,
Verzweifelnd jammern und vor Schmerz vergehen;
Vollkommen ſei ſein Fall und dein Triumph.
— Doch nun, wenn du ſo tief ihn haſt gebeugt,
Erheb' ihn wieder! Frei, aus eigner Wahl
Reich' ihm die Hand und endige ſein Leiden.
— Komm, meine Tochter, ſchwöre mir, daß du
Das thun willſt, und ſogleich — wir ſind allein —
Sollſt du die Namen wiſſen. Das Geheimniß,
Ich ſchwöre dir, ſoll mit uns beiden ſterben.
So löſt der Knoten ſich erfreulich auf;
Du kröneſt dich mit neuem Siegesruhm,
Verſöhneſt dir durch ſchöne Edelthat
Die Herzen meines Volks, gewinnſt dir ſelbſt
Den Würdigſten der Erde zum Gemahl,
Erfreueſt, tröſteſt nach ſo langem Gram
In ſeinem hohen Alter deinen Vater.

Turandot

(iſt während dieſer Rede in eine immer zunehmende Bewegung gerathen).

Ach, wie viel arge Liſt gebraucht mein Vater!

— Was ſoll ich thun? Mich auf Adelmas Wort
Verlaſſen und dem ungewiſſen Glück
Vertraun? Soll ich vom Vater mir die Namen
Entdecken laſſen und den Nacken beugen
In das verhaßte Joch? — Furchtbare Wahl!

(Sie ſteht unentſchloſſen in heftigem Kampf mit ſich ſelbſt.)

Herunter, ſtolzes Herz, bequeme dich!
Dem Vater nachzugeben iſt nicht Schande!

(Indem ſie einige Schritte gegen Altoum macht, ſteht ſie plötzlich wieder ſtill.)

Doch wenn Adelma — ſie verſprach ſo kühn,
So zuverſichtlich — wenn ſie's nun erforſchte,
Und übereilt hätt' ich den Schwur gethan!

Altoum.

Was ſinneſt du und ſchwankeſt, meine Tochter,
In zweifelnden Gedanken hin und her?
Soll etwa dieſe Angſt mich überreden,
Daß du des Sieges dich verſichert halteſt?
O Kind, gib deines Vaters Bitte nach! —

Turandot.

Es ſei! Ich wag' es drauf. Ich will Adelma
Erwarten — So gar dringend iſt mein Vater?
Ein ſichres Zeichen, daß es möglich iſt,
Ich könne, was er fürchtet, durch mich ſelbſt
Erfahren — Er verſteht ſich mit dem Prinzen!
Nicht anders! Von ihm ſelbſt hat er die Namen;
Es iſt ein abgeredet Spiel; ich bin
Verrathen, und man ſpottet meiner!

Altoum.

Nun?
Was zauderſt du? Hör' auf, dich ſelbſt zu quälen!
Entſchließe dich!

Turandot.

Ich bin entſchloſſen — Morgen
In aller Früh' verſammle ſich der Divan.

Altoum.

Du biſt entſchloſſen, es aufs Aeußerſte,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

Turandot.

Entſchloſſen, Sire, die Probe zu beſtehen.

Altoum (in heftigem Zorn).

Unſinnige! Verſtockte! Blindes Herz!
Noch blinder als die Albernſte des Pöbels!
Ich bin gewiß, wie meines eignen Haupts,
Daß du dich öffentlich beſchimpfſt, daß dir's
Unmöglich iſt, das Räthſel aufzulöſen.
Wohlan! Der Divan ſoll verſammelt werden,
Und in der Nähe gleich ſei der Altar;
Der Prieſter halte ſich bereit, im Augenblick,
Da du verſtummſt, beim lauten Hohngelächter
Des Volks die Trauung zu vollziehn. Du haſt
Den Vater nicht gehört, da er dich flehte;
Leb' oder ſtirb, er wird dich auch nicht hören!

(Er geht ab.)

Turandot.

Adelma! Freundin! Retterin! Wo biſt du?
Verlaſſen bin ich von der ganzen Welt.
Mein Vater hat im Zorn mich aufgegeben,
Von dir allein erwart' ich Heil und Leben.

(Entfernt ſich auf der andern Seite.)

Die Scene verwandelt ſich in ein prächtiges Gemach mit mehreren Aus
Im Hintergrund ſteht ein orientaliſches Ruhebett für Kalaf. Es iſt finſtre

Siebenter Auftritt.

Kalaf. Brigella mit einer Fackel.

(Kalaf geht in tiefen Gedanken auf und ab; Brigella betrachtet ihn mi
ſchütteln.)

Brigella.

's hat eben Drei geſchlagen, Prinz, und ihr
Seid nun genau dreihundert ſechzigmal
In dieſem Zimmer auf und ab ſpaziert.
Verzeiht! Mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und wenn ihr ſelbſt ein wenig ruhen wolltet,
Es könnt' nicht ſchaden.

Kalaf.

Du haſt Recht, Brigella.
Mein ſorgenvoller Geiſt treibt mich umher;
Doch du magſt gehen und dich ſchlafen legen.

Brigella (geht, kommt aber gleich wieder zurück).

Ein Wort zur Nachricht, Hoheit — Wenn euch hier
Von ohngefähr ſo was erſcheinen ſollte —
Macht eure Sache gut — Ihr ſeid gewarnt!

Kalaf.

Erſcheinungen? Wie ſo? An dieſem Ort?

(Muſtert mit unruhigen Blicken das Zimmer.)

Brigella.

Du lieber Himmel! Uns iſt zwar verboten
Bei Lebensſtrafe, niemand einzulaſſen.
Doch — arme Diener! Herr, ihr wißt ja wohl!
Der Kaiſer iſt der Kaiſer, die Prinzeß
Iſt, ſo zu ſagen, Kaiſerin — und was
Die in den Kopf ſich ſetzt, das muß geſchehn!

's wird einem ſauer, Hoheit, zwiſchen zwei
Dachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
— Verſteht mich wohl. Man möchte ſeine Pflicht
Gern ehrlich thun — doch man erübrigte
Auch gern etwas für ſeine alten Tage.
Herr, unſereins iſt halter übel dran!

Kalaf.

Wie? Sollte man mir gar ans Leben wollen?
Brigella, rede!

Brigella.

Gott ſoll mich bewahren!
Allein bedenkt die Neugier, die man hat,
Zu wiſſen, wer ihr ſeid. Es könnte ſich
Zum Beiſpiel fügen, daß — durchs Schlüſſelloch —
Ein Geiſt — ein Unhold — eine Hexe käme,
Euch zu verſuchen — Gnug! Ihr ſeid gewarnt!
Verſteht mich — Arme Diener, arme Schelme!

Kalaf (lächelnd).

Sei außer Sorgen. Ich verſtehe dich,
Und werde mich in Acht zu nehmen wiſſen.

Brigella.

Thut das, und ſomit Gott befohlen, Herr.
Ums Himmels willen, bringt mich nicht ins Unglück!
(Gegen die Zuſchauer.)
Es kann geſchehen, daß man einen Beutel
Mit Golde ausſchlägt — möglich iſt's! Was mich betrifft,
Ich that mein Beſtes, und ich konnt' es nicht.
(Er geht ab.)

Kalaf.

Er hat mir Argwohn in mein Herz gepflanzt.
Wer könnte mich hier überfallen wollen?
Und laß die Teufel aus der Hölle ſelbſt
Ankommen, dieſes Herz wird ſtandhaft bleiben.
(Er tritt ans Fenſter.)

Der Tag iſt nicht mehr weit, ich werde nun
Nicht lange mehr auf dieſer Folter liegen.
Indeß verſuch' ich es, ob ich vielleicht
Den Schlaf auf dieſe Augen locken kann.

(Indem er ſich auf das Ruhebett niederlaſſen will, öffnet ſich eine von den Thüren.)

Achter Auftritt.

Kalaf. Skirina in männlicher Kleidung und mit einer Maske vor dem Geſicht.

Skirina (furchtſam ſich nähernd).

Mein lieber Herr — Herr — O, wie zittert mir
Das Herz!

Kalaf (auffahrend).

Wer biſt du, und was ſuchſt du hier?

Skirina (nimmt die Maske vom Geſicht).

Kennt ihr mich nicht? Ich bin ja Skirina,
Des armen Haſſans Weib und eure Wirthin.
Verkleidet hab' ich durch die Wachen mich
Herein geſtohlen — Ach! was hab' ich euch
Nicht alles zu erzählen — Doch die Angſt
Erſtickt mich, und die Kniee zittern mir;
Ich kann vor Thränen nicht zu Worte kommen.

Kalaf.

Sprecht, gute Frau. Was habt ihr mir zu ſagen?

Skirina (ſich immer ſchüchtern umſehend).

Mein armer Mann hält ſich verſteckt. Es ward
Der Turandot geſagt, daß er euch kenne.
Nun wird ihm nachgeſpürt an allen Orten,
Ihn ins Serail zu ſchleppen und ihm dort
Gewaltſam euren Namen abzupreſſen.
Wird er entdeckt, ſo iſt's um ihn geſchehn;
Denn eher will er unter Martern ſterben,
Als euch verrathen.

Kalaf.

Treuer, wackrer Diener!
— Ach, die Unmenſchliche.

Skirina.

Ihr habt noch mehr
Von mir zu hören — Euer Vater iſt
In meinem Haus.

Kalaf.

Was ſagſt du? Große Götter!

Skirina.

Von eurer Mutter zum troſtloſen Wittwer
Gemacht —

Kalaf.

O meine Mutter!

Skirina.

Hört mich weiter!
Er weiß, daß man euch hier bewacht; er zittert
Für euer Leben; er iſt außer ſich;
Er will verzweifelnd vor den Kaiſer bringen,
Sich ihm entdecken, koſt' es, was es wolle;
Mit meinem Sohne, ruft er, will ich ſterben!
Vergebens ſuch' ich ihn zurück zu halten,
Sein Ohr iſt taub, er hört nur ſeinen Schmerz.
Nur das Verſprechen, das ich ihm gethan,
Ein tröſtend Schreiben ihm von eurer Hand
Mit eures Namens Unterſchrift zu bringen,
Das ihm Verſichrung gibt von eurem Leben,
Hielt ihn vom Aeußerſten zurück! So hab' ich mich
Hieher gewagt und in Gefahr geſetzt,
Dem kummervollen Greiſe Troſt zu bringen.

Kalaf.

Mein Vater hier in Peckin! Meine Mutter
Im Grab! — Du hintergehſt mich, Skirina!

Skirina.

Mich ſtrafe Fohi, wenn ich euch das lüge!

Kalaf.

Bejammernswerther Vater! Arme Mutter!

Skirina (dringend).

Kein Augenblick iſt zu verlieren! Kommt!
Bedenkt euch nicht; ſchreibt dieſe wen'gen Worte.
Fehlt euch das Nöthige, ich bracht' es mit.

(Sie zieht eine Schreibtafel hervor.)

Genug, wenn dieſer kummervolle Greis
Zwei Zeilen nur von eurer Hand erhält,
Daß ihr noch lebt, und daß ihr Gutes hofft.
Sonſt treibt ihn die Verzweiflung an den Hof,
Er nennt ſich dort, und alles iſt verloren.

Kalaf.

Ja, gib mir dieſe Tafel!

(Er iſt im Begriff zu ſchreiben, hält aber plötzlich inne und ſieht ſie forſchend an.)

Skirina!
Haſt du nicht eine Tochter im Serail?
— Ja, ja, ganz recht. Sie dient als Sklavin dort
Der Turandot; dein Mann hat mir's geſagt.

Skirina.

Nun ja! Wie kommt ihr darauf?

Kalaf.

Skirina!
Geh nur zurück und ſage meinem Vater
Von meinetwegen, daß er ohne Furcht
Geheimen Zutritt bei dem Kaiſer fordre
Und ihm entdecke, was ſein Herz ihn heißt.
Ich bin's zufrieden.

Skirina (betroffen).

Ihr verweigert mir
Den Brief? Ein Wort von eurer Hand genügt.

Kalaf.

Nein, Skirina, ich ſchreibe nicht. Erſt morgen
Erfährt man, wer ich bin — Ich wundre mich,
Daß Haſſans Weib mich zu verrathen ſucht.

Skirina.

Ich euch verrathen! Guter Gott!

(Für ſich.)

Adelma mag denn ſelbſt ihr Spiel vollenden.

(Zu Kalaf.)

Wohl, Prinz, wie's euch beliebt! Ich geh' nach Hauſe,
Ich richte eure Botſchaft aus; doch glaubt' ich nicht,
Nach ſo viel übernommener Gefahr
Und Mühe euren Argwohn zu verdienen.

(Im Abgehen.)

Adelma wacht, und dieſer ſchlummert nicht.

(Entfernt ſich.)

Kalaf.

Erſcheinungen! — Du ſagteſt recht, Brigella!
Doch, daß mein Vater hier in Peckin ſei,
Und meine Mutter todt, hat dieſes Weib
Mit einem heil'gen Eide mir bekräftigt!
Kommt doch das Unglück nie allein! Ach, nur
Zu glaubhaft iſt der Mund, der Böſes meldet!

(Die entgegengeſetzte Thür öffnet ſich.)

Noch ein Geſpenſt! Laß ſehen, was es will!

Neunter Auftritt.

Kalaf. Zelima.

Zelima.

Prinz, ich bin eine Sklavin der Prinzeſſin
Und bringe gute Botſchaft.

Kalaf.

Gäb's der Himmel!
Wohl wär' es Zeit, daß auch das Gute käme!
Ich hoffe nichts, ich ſchmeichle mir mit nichts;
Zu fühllos iſt das Herz der Turandot.

Zelima.

Wohl wahr, ich leugn' es nicht — und dennoch, Prinz
Gelang es euch, dies stolze Herz zu rühren.
Euch ganz allein; ihr seid der Erste — Zwar
Sie selbst besteht darauf, daß sie euch hasse;
Doch ich bin ganz gewiß, daß sie euch liebt.
Die Erde thu' sich auf und reiße mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich das lüge!

Kalaf.

Gut, gut, ich glaube dir. Die Botschaft ist
Nicht schlimm. Hast du noch Mehreres zu sagen?

Zelima (näher tretend).

Ich muß euch im Vertrauen sagen, Prinz,
Der Stolz, der Ehrgeiz treibt sie zur Verzweiflung.
Sie sieht nun ein, daß sie Unmögliches
Sich aufgebürdet, und vergeht vor Scham,
Da sie im Divan nach so vielen Siegen
Vor aller Welt zu Schanden werden soll.
Der Abgrund öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen euch berichte!

Kalaf.

Ruf' nicht so großes Unglück auf dich her!
Ich glaube dir. Geh, sage der Prinzessin,
Leicht sei es ihr, in diesem Streit zu siegen;
Mehr als durch ihren glänzenden Verstand
Wird sich ihr Ruhm erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn sie der Welt beweist,
Sie könne Mitleid fühlen, könne sich
Entschließen, einen Liebenden zu trösten
Und einen greisen Vater zu erfreun.
Ist dies etwa die gute Botschaft, sprich,
Die ich zu hören habe?

Zelima.

Nein, mein Prinz,
Wir geben uns so leichten Kaufes nicht;

Man muß Geduld mit unſrer Schwachheit haben.
— Hört an!

Kalaf.

Ich höre.

Zelima.

Die Prinzeſſin ſchickt mich.
— Sie bittet euch um einen Dienſt — Laßt ſie
Die Namen wiſſen, und im Uebrigen
Vertraut euch kühnlich ihrer Großmuth an.
Sie will nur ihre Eigenliebe retten,
Nur ihre Ehre vor dem Divan löſen.
Voll Güte ſteigt ſie dann von ihrem Thron
Und reicht freiwillig euch die ſchöne Rechte.
— Entſchließt euch, Prinz. Ihr waget nichts dabei.
Gewinnt mit Güte dieſes ſtolze Herz,
So wird nicht Zwang, ſo wird die Liebe ſie,
Die zärtlichſte, in eure Arme führen.

Kalaf

(ſieht ihr ſcharf ins Geſicht, mit einem bittern Lächeln).

Hier, Sklavin, haſt du den gewohnten Schluß
Der Rede weggelaſſen.

Zelima.

Welchen Schluß?

Kalaf.

Die Erde öffne ſich und ſchlinge mich
Hinab, wenn ich Unwahres euch berichte.

Zelima.

So glaubt ihr, Prinz, daß ich euch Lügen ſage?

Kalaf.

Ich glaub' es feſt — und glaub' es ſo gewiß,
Daß ich in dein Begehren nimmermehr
Kann willigen. Kehr' um zu der Prinzeſſin!
Sag' ihr, mein einz'ger Ehrgeiz ſei ihr Herz,
Und meiner glühnden Liebe möge ſie
Verzeihn, daß ich die Bitte muß verſagen.

Zelima.

Bedachtet ihr, was dieſer Eigenſinn
Euch koſten kann?

Kalaf.

Mag er mein Leben koſten!

Zelima.

Es bleibt dabei, er wird's euch koſten, Prinz!
— Beharrt ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?

Kalaf.

Nichts!

Zelima.

Lebet wohl!

(Im Abgehen.)

Die Mühe konnt' ich ſparen!

Kalaf (allein).

Geht, weſenloſe Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Andre Sorgen ſind's,
Die mir das Herz beklemmen — Skirinas
Bericht iſt's, was mich ängſtiget — Mein Vater
In Peckin! Meine Mutter todt! — Muth, Muth, mein Herz
In wenig Stunden iſt das Loos geworfen.
Könnt' ich den kurzen Zwiſchenraum im Arm
Des Schlafs verträumen! Der gequälte Geiſt
Sucht Ruhe, und mich däucht, ich fühle ſchon
Den Gott die ſanften Flügel um mich breiten.

(Er legt ſich auf das Ruhebett und ſchläft ein.)

Zehnter Auftritt.

Adelma tritt auf, das Geſicht verſchleiert, eine Wachskerze in der Hand. Kalaf ſchlafend.

Adelma.

Nicht alles ſoll mißlingen — Hab' ich gleich
Vergebens alle Künſte des Betrugs
Verſchwendet, ihm die Namen zu entlocken,

So werd' ich doch nicht eben ſo umſonſt
Verſuchen, ihn aus Peckin wegzuführen
Und mit dem ſchönen Raube zu entfliehn.
— O heißerflehter Augenblick! Jetzt, Liebe,
Die mir bis jetzt den kühnen Muth verliehn,
So manche Schranke mir ſchon überſtiegen,
Dein Feuer laß auf meinen Lippen glühn!
Hilf mir in dieſem ſchwerſten Kampfe ſiegen!

(Sie betrachtet den Schlafenden.)

Der Liebſte ſchläft. Sei ruhig, pochend Herz,
Erzittre nicht! Nicht gern, ihr holden Augen,
Scheuch' ich den goldnen Schlummer von euch weg;
Doch ſchon ergraut der Tag, ich darf nicht ſäumen.

(Sie nähert ſich ihm und berührt ihn ſanft.)

Prinz, wachet auf!

Kalaf (erwachend).

Wer ſtöret meinen Schlummer?
Ein neues Trugbild? Nachtgeſpenſt, verſchwinde!
Wird mir kein Augenblick der Ruh vergönnt?

Adelma.

Warum ſo heftig, Prinz? Was fürchtet ihr?
Nicht eine Feindin iſt's, die vor euch ſteht;
Nicht euren Namen will ich euch entlocken.

Kalaf.

Iſt dies dein Zweck, ſo ſpare deine Müh.
Ich ſag' es dir voraus, du wirſt mich nicht betrügen.

Adelma.

Betrügen? Ich? Verdien' ich den Verdacht?
Sagt an, war hier nicht Skirina bei euch,
Mit einem Brief euch liſtig zu verſuchen?

Kalaf.

Wohl war ſie hier.

Adelma.

Doch hat ſie nichts erlangt?

Kalaf.

Daß ich ein ſolcher Thor geweſen wäre!

Adelma.

Gott ſei's gedankt! — War eine Sklavin hier,
Mit trüglicher Vorſpieglung euch zu blenden?

Kalaf.

Solch eine Sklavin war in Wahrheit hier,
Doch zog ſie leer ab — wie auch du wirſt gehn.

Adelma.

Der Argwohn ſchmerzt, doch leicht verzeih' ich ihn.
Lernt mich erſt kennen! Setzt euch! Hört mich an
Und dann verdammt mich als Betrügerin!

(Sie ſetzt ſich, er folgt.)

Kalaf.

So redet denn und ſagt, was ich euch ſoll.

Adelma.

Erſt ſeht mich näher an — Beſchaut mich wohl!
Wer denkt ihr, daß ich ſei?

Kalaf.

Dies hohe Weſen,
Der edle Anſtand zwingt mir Ehrfurcht ab.
Das Kleid bezeichnet eine niedre Sklavin,
Die ich, wo ich nicht irre, ſchon im Divan
Geſehen und ihr Loos beklagt.

Adelma.

Auch ich
Hab' euch — die Götter wiſſen es, wie innig —
Bejammert, Prinz! Es ſind fünf Jahre nun,
Da ich, noch ſelber eine Günſtlingin
Des Glücks, in niederm Sklavenſtand euch ſah.
Schon damals ſagte mir's mein Herz, daß euch
Geburt zu einem beſſern Loos berufen.
Ich weiß, daß ich gethan, was ich gekonnt,
Euch ein unwürdig Schickſal zu erleichtern,
Weiß, daß mein Aug ſich euch verſtändlich machte,
Soweit es einer Königstochter ziemte.

(Sie entſchleiert ſich).

Seht her, mein Prinz, und ſagt mir, dies Geſicht,
Habt ihr es nie geſehn in eurem Leben?

Kalaf.

Adelma! Ew'ge Götter! Seh' ich recht?

Adelma.

Ihr ſehet in unwürd'gen Sklavenbanden
Die Tochter Keicobads, des Königes
Der Karazanen, einſt zum Thron beſtimmt,
Jetzt zu der Knechtſchaft Schmach herabgeſtoßen.

Kalaf.

Die Welt hat euch für todt beweint. In welcher
Geſtalt, weh mir, muß ich euch wieder finden!
Euch hier als eine Sklavin des Serails,
Die Königin, die edle Fürſtentochter!

Adelma.

Und als die Sklavin dieſer Turandot,
Der grauſamen Urſache meines Falles!
Vernehmt mein ganzes Unglück, Prinz! Mir lebte
Ein Bruder, ein geliebter, theurer Jüngling,
Den dieſe ſtolze Turandot, wie euch,
Bezauberte — Er wagte ſich im Divan —

(Sie hält inne, von Schluchzen und Thränen unterbrochen.)

Unter den Häuptern, die man auf dem Thore
Zu Peckin ſieht — entſetzensvoller Anblick!
Erblicktet ihr auch das geliebte Haupt
Des theuren Bruders, den ich noch beweine.

Kalaf.

Unglückliche! So log die Sage nicht!
So iſt ſie wahr, die klägliche Geſchichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!

Adelma.

Mein Vater Keicobad, ein kühner Mann,
Nur ſeinem Schmerz gehorchend, überzog
Die Staaten Altoums mit Heeresmacht,
Des Sohnes Mord zu rächen — Ach, das Glück

War ihm nicht günſtig! Männlich fechtend fiel er
Mit allen ſeinen Söhnen in der Schlacht.
Ich ſelbſt, mit meiner Mutter, meinen Schweſtern,
Ward auf Befehl des wüthenden Beziers,
Der unſern Stamm verfolgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um; nur mich
Errettete die Menſchlichkeit des Kaiſers,
Der in dem Augenblick ans Ufer kam.
Er ſchalt die Gräuelthat und ließ im Strom
Nach meinem jammervollen Leben fiſchen.
Schon halb entſeelt werd' ich zum Strand gezogen;
Man ruft ins Leben mich zurück; ich werde
Der Turandot als Sklavin übergeben,
Zu glücklich noch, das Leben als Geſchenk
Von eines Feindes Großmuth zu empfangen.
O, lebt in eurem Buſen menſchliches Gefühl,
So laßt mein Schickſal euch zu Herzen gehn!
Denkt, was ich leide! Denkt, wie es ins Herz
Mir ſchneidet, ſie, die meinen ganzen Stamm
Vertilgt, als eine Sklavin zu bedienen.

Kalaf.

Mich jammert euer Unglück. Ja, Prinzeſſin,
Aufricht'ge Thränen zoll' ich eurem Leiden —
Doch euer grauſam Loos, nicht Turandot
Klagt an — Eu'r Bruder fiel durch eigne Schuld,
Euer Vater ſtürzte ſich und ſein Geſchlecht
Durch übereilten Rathſchluß ins Verderben.
Sagt, was kann ich, ſelbſt ein Unglücklicher,
Ein Ball der Schickſalsmächte, für euch thun?
Erſteig' ich morgen meiner Wünſche Gipfel,
So ſollt ihr frei und glücklich ſein — Doch jetzt
Kann euer Unglück nichts als meins vermehren.

Adelma.

Der Unbekannten konntet ihr mißtrauen;
Ihr kennt mich nun — Der Fürſtin werdet ihr,
Der Königstochter, glauben, was ſie euch

Aus Mitleid ſagen muß und lieber noch
Aus Zärtlichkeit, aus Liebe ſagen möchte.
— O, möchte dies befangne Herz mir trauen,
Wenn ich jetzt wider die Geliebte zeuge!

Kalaf.

Adelma, ſprecht, was habt ihr mir zu ſagen?

Adelma.

Wißt alſo, Prinz — Doch nein, ihr werdet glauben,
Ich ſei gekommen, euch zu täuſchen, werdet
Mit jenen feilen Seelen mich verwechſeln,
Die für das Sklavenjoch geboren ſind.

Kalaf.

Quält mich nicht länger! Ich beſchwör' euch, ſprecht,
Was iſt's? Was habt ihr mir von ihr zu ſagen,
Die meines Lebens einz'ge Göttin iſt?

Adelma (bei Seite).

Gib, Himmel, daß ich jetzt ihn überrede!
(Zu Kalaf ſich wendend.)
Prinz, dieſe Turandot, die ſchändliche,
Herzloſe, falſche hat Befehl gegeben,
Euch heut am frühen Morgen zu ermorden.
— Dies iſt die Liebe eurer Lebensgöttin!

Kalaf.

Mich zu ermorden?

Adelma.

Ja, euch zu ermorden!
Beim erſten Schritt aus dieſem Zimmer tauchen
Sich zwanzig Degenſpitzen euch ins Herz,
So hat es die Unmenſchliche befohlen.

Kalaf

(ſteht ſchnell auf und geht gegen die Thüre).

Ich will die Wache unterrichten.

Adelma (hält ihn zurück).

Bleibt!
Wo wollt ihr hin? Ihr hofft noch, euch zu retten?
Unglücklicher, ihr wißt nicht, wo ihr ſeid,

Daß euch des Mordes Netze rings umgeben!
Dieſelben Wachen, die der Kaiſer euch
Zu Hütern eures Lebens gab, ſie ſind —
Gedingt von ſeiner Tochter, euch zu tödten.

Kalaf

(außer ſich, laut und heftig mit dem Ausdruck des innigſten Leidens).

O Timur! Timur! Unglückſel'ger Vater!
So muß dein Kalaf endigen! Du mußt
Nach Peckin kommen, auf ſein Grab zu weinen!
Das iſt der Troſt, den dir dein Sohn verſprach!
— Furchtbares Schickſal!

(Er verhüllt ſein Geſicht, ganz ſeinem Schmerz hingegeben.)

Adelma (für ſich, mit frohem Erſtaunen).

Kalaf! Timurs Sohn!
Glückſel'ger Fund! — Fall' es nun, wie es wolle!
Entgeh' er meinen Schlingen auch, ich trage
Mit dieſen Namen ſein Geſchick in Händen.

Kalaf.

So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Schutz mir an die Seite gab,
Verrathen! Ach, wohl ſagte mir's vorhin
Der feilen Sklaven einer, daß Beſtechung
Und Furcht des Mächtigen das ſchwache Band
Der Treue löſen — Leben, fahre hin!
Vergeblich iſt's, dem grauſamen Geſtirn,
Das uns verfolgt, zu widerſtehn — Du ſollſt
Den Willen haben, Grauſame — dein Aug
An meinem Blute weiden! Süßes Leben,
Fahr' hin! Nicht zu entfliehen iſt dem Schickſal.

Adelma (mit Feuer).

Prinz, zum Entfliehen zeig' ich euch die Wege,
Nicht müß'ge Thränen bloß hab' ich für euch.
Gewacht hab' ich indeß, geſorgt, gehandelt,
Kein Gold geſpart, die Hüter zu beſtechen.
Der Weg iſt offen. Folgt mir! Euch vom Tode,
Mich aus den Banden zu befreien, komm' ich.

Die Pferde warten, die Gefährten ſind
Bereit. Laßt uns aus dieſen Mauern fliehen,
Worauf der Fluch der Götter liegt. Der Khan
Von Berlas iſt mein Freund, iſt mir durch Bande
Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
Er wird uns ſchützen, ſeine Staaten öffnen,
Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
Zurück zu nehmen, daß ich's mit euch theile,
Wenn ihr der Liebe Opfer nicht verſchmäht.
Verſchmäht ihr's aber und verachtet mich,
So iſt die Tartarei noch reich genug
An Fürſtentöchtern, dieſer Turandot
An Schönheit gleich und zärtlicher als ſie.
Aus ihnen wählt euch eine würdige
Gemahlin aus! Ich — will mein Herz beſiegen.
Nur rettet, rettet dieſes theure Leben!

(Sie ſpricht das Folgende mit immer ſteigender Lebhaftigkeit, indem ſie ihn bei der Hand ergreift und mit ſich fortzureißen ſucht.)

O, kommt! Die Zeit entflieht, indem wir ſprechen.
Die Hähne krähn, ſchon regt ſich's im Palaſt,
Todbringend ſteigt der Morgen ſchon herauf.
Fort, eh der Rettung Pforten ſich verſchließen!

Kalaf.

Großmüthige Adelma! Einz'ge Freundin!
Wie ſchmerzt es mich, daß ich nach Berlas euch
Nicht folgen, nicht der Freiheit ſüß Geſchenk,
Nicht euer väterliches Reich zurück
Euch geben kann! — Was würde Altoum
Zu dieſer heimlichen Entweichung ſagen?
Macht' ich nicht ſchändlichen Verraths mich ſchuldig,
Wenn ich, des Gaſtrechts heilige Gebräuche
Verletzend, aus dem innerſten Serail
Die werthgehaltne Sklavin ihm entführte?
— Mein Herz iſt nicht mehr mein, Adelma. Selbſt
Der Tod, den jene Stolze mir bereitet,
Wird mir willkommen ſein von ihrer Hand.

— Flieht ohne mich, flieht, und geleiten euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schickſal.
Noch tröſtlich iſt's, für Turandot zu ſterben,
Wenn ich nicht leben kann für ſie — Lebt wohl!

Adelma.

Sinnloſer! Ihr beharrt? Ihr ſeid entſchloſſen?

Kalaf.

Zu bleiben und den Mordſtreich zu erwarten.

Adelma.

Ha, Undankbarer! Nicht die Liebe iſt's,
Die euch zurückhält — Ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht mir zu folgen!
Verſchmähet meine Hand, verachtet mich;
Nur flieht, nur rettet, rettet euer Leben!

Kalaf.

Verſchwendet eure Worte nicht vergebens!
Ich bleibe und erwarte mein Geſchick.

Adelma.

So bleibet denn! Auch ich will Sklavin bleiben,
Ohn' euch verſchmäh' ich auch der Freiheit Glück.
Laß ſehn, wer von uns beiden, wenn es gilt,
Dem Tode kühner trotzt!

(Von ihm wegtretend.)

Wär' ich die erſte,
Die durch Beſtändigkeit ans Ziel gelangte?

(Für ſich. Mit Accent.)

Kalaf! Sohn Timurs!

(Verneigt ſich ſpottend.)

Unbekannter Prinz!
Lebt wohl!

(Geht ab.)

Kalaf (allein).

Wird dieſe Schreckensnacht nicht enden?
Wer hat auf ſolcher Folter je gezittert?
Und endet ſie, welch neues größres Schreckniß
Bereitet mir der Tag! Aus welchen Händen!

Hat meine edelmüthig treue Liebe
Solches um dich verdient, tyranniſch Herz?
— Wohlan! Den Himmel färbt das Morgenroth,
Die Sonne ſteigt herauf, und allen Weſen
Bringt ſie das Leben, mir bringt ſie den Tod!
Geduld, mein Herz, dein Schickſal wird ſich löſen!

Eilfter Auftritt.

Brigella. Kalaf.

Brigella.

Der Divan wird verſammelt, Herr. Die Stunde
Iſt da. Macht euch bereit!

Kalaf

(mißt ihn mit wilden, ſcheuen Blicken).

Biſt du das Werkzeug?
Wo haſt du deinen Dolch verſteckt? Mach's kurz!
Vollziehe die Befehle, die du haſt!
Du raubſt mir nichts, worauf ich Werth noch legte.

Brigella.

Was für Befehle, Herr? Ich habe keinen
Befehl, als euch zum Divan zu begleiten,
Wo alles ſchon verſammelt iſt.

Kalaf (nach einigem Nachſinnen reſigniert).

Laß uns denn gehn!
Ich weiß, daß ich den Divan lebend nicht
Erreichen werde — Sieh, ob ich dem Tod
Beherzt entgegen treten kann.

Brigella (ſieht ihn erſtaunt an).

Was Teufel ſchwatzt er da von Tod und Sterben?
Verwünſchtes Weibervolk! Sie haben ihn
In dieſer ganzen Nacht nicht ſchlafen laſſen;
Nun iſt er gar im Kopf verrückt!

Kalaf (wirft das Schwert auf den Boden).

Da liegt
Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre ſetzen.
Die Grauſame erfahre wenigſtens,
Daß ich die unbeſchützte Bruſt von ſelbſt
Dem Streich des Todes dargeboten habe!

(Er geht ab und wird, ſo wie er hinaustritt, von kriegeriſchem Spiel empfangen.)

Die Scene iſt die vom zweiten Aufzug.

Im Hintergrund des Divans ſteht ein Altar mit einer chineſiſchen Gottheit und zwei Prieſtern, welche nach Aufziehung eines Vorhangs ſichtbar werden. — Bei Eröffnung des Akts ſitzt Altoum auf ſeinem Throne. Pantalon und Tartaglia ſtehen zu ſeinen beiden Seiten; die acht Doctoren an ihrem Platz, die Wache unter dem Gewehre.

Erſter Auftritt.

Altoum. Pantalon. Tartaglia. Doctoren. Wache. Gleich darauf Kalaf.

Kalaf

(tritt mit einer ſtürmiſchen Bewegung in den Saal, voll Argwohn hinter ſich ſchauend. In der Mitte der Scene verbeugt er ſich gegen den Kaiſer, dann für ſich).

Wie? Ich bin lebend hier — Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die zwanzig Schwerter in der Bruſt
Zu fühlen, und, von niemand angefallen,
Hab' ich den ganzen Weg zurückgelegt?
So hätte mir Adelma falſche Botſchaft
Verkündet — oder Turandot entdeckte
Die Namen, und mein Unglück iſt gewiß!

Altoum.

Mein Sohn! ich ſehe deinen Blick umwölkt,
Dich quälen Furcht und Zweifel — Fürchte nichts mehr!
Bald werd' ich deine Stirn' erheitert ſehn,
In wenig Stunden endet deine Prüfung.
— Geheimniſſe von freudenreichem Inhalt
Hab' ich für dich — Noch will ich ſie im Buſen
Verſchließen, theurer Jüngling, bis dein Herz,
Der Freude offen, ſie vernehmen kann.
— Doch merke dir: Nie kommt das Glück allein;
Es folgt ihm ſtets, mit reicher Gaben Fülle
Beladen, die Begleitung nach — Du biſt
Mein Sohn, mein Eidam! Turandot iſt dein!
Dreimal hat ſie in dieſer Nacht zu mir
Geſendet, mich beſchworen und gefleht,
Sie von der furchtbarn Probe loszuſprechen.
Daraus erkenne, ob du Urſach haſt,
Sie mit getroſtem Herzen zu erwarten.

Pantalon (zuverſichtlich).

Das könnt ihr, Hoheit! Auf mein Wort! Was das
Betrifft, damit hat's ſeine Richtigkeit!
Nehmt meinen Glückwunſch an! Heut iſt die Hochzeit.
Zweimal ward ich in dieſer Nacht zu ihr
Geholt; ſie hatt' es gar zu eilig; kaum
Ließ ſie mir Zeit, den Fuß in die Pantoffel
Zu ſtecken; ungefrühſtückt ging ich hin;
Es war ſo grimmig kalt, daß mir der Bart
Noch zittert — Aufſchub ſollt' ich ihr verſchaffen,
Rath ſchaffen ſollt' ich — Bei der Majeſtät
Fürſprach' einlegen — Ja, was ſollt' ich nicht!
's war mir ein rechtes Gaudium und Labſal,
Ich leugn' es nicht, ſie deſperat zu ſehn.

Tartaglia.

Ich ward um ſechs Uhr zu ihr hin beſchieden;
Der Tag brach eben an; ſie hatte nicht
Geſchlafen und ſah aus, wie eine Eule.

Wohl eine halbe Stunde bat ſie mich,
Gab mir die ſchönſten Worte, doch umſonſt!
Ich glaube gar, ich hab' ihr bittre Dinge
Geſagt vor Ungeduld und grimm'ger Kälte.

Altoum.

Seht, wie ſie bis zum letzten Augenblick
Noch zaudert! Doch ſie ſperret ſich umſonſt.
Gemeſſene Befehle ſind gegeben,
Daß ſie durchaus im Divan muß erſcheinen,
Und iſt's mit Güte nicht, ſo iſt's mit Zwang.
Sie ſelbſt hat mich durch ihren Eigenſinn
Berechtigt, dieſe Strenge zu gebrauchen.
Erfahre ſie die Schande nun, die ich
Umſonſt ihr ſparen wollte — Freue dich,
Mein Sohn! Nun iſt's an dir, zu triumphieren!

Kalaf.

Ich dank' euch, Sire. Mich freuen kann ich nicht.
Zu ſchmerzlich leid' ich ſelbſt, daß der Geliebten
Um meinetwillen Zwang geſchehen ſoll.
Viel lieber wollt' ich — Ach, ich könnte nicht!
Was wäre Leben ohne ſie? — Vielleicht
Gelingt es endlich meiner zärtlichen
Bewerbung, ihren Abſcheu zu beſiegen,
Ihn einſt vielleicht in Liebe zu verwandeln.
Mein ganzes Wollen ſoll ihr Sklave ſein,
Und all mein höchſtes Wünſchen ihre Liebe.
Wer eine Gunſt bei mir erlangen will,
Wird keines andern Fürſpruchs nöthig haben,
Als eines Winks aus ihrem ſchönen Aug.
Kein Nein aus meinem Munde ſoll ſie kränken,
Solang die Parce meinen Faden ſpinnt;
Soweit die Welle meines Lebens rinnt,
Soll ſie mein einzig Träumen ſein und Denken!

Altoum.

Auf denn! Man zögre länger nicht! Der Divan
Werde zum Tempel! Man erhebe den Altar!

Der Prieſter halte ſich bereit! Sie ſoll
Bei ihrem Eintritt gleich ihr Schickſal leſen
Und ſoll erfahren, daß ich wollen kann,
Was ich ihr ſchwur.

(Der hintere Vorhang wird aufgezogen; man erblickt den chineſiſchen Götzen, den Altar und die Prieſter, alles mit Kerzen beleuchtet.)

Man öffne alle Pforten!
Das ganze Volk ſoll freien Eingang haben!
Zeit iſt's, daß dieſes undankbare Kind
Den tauſendfachen Kummer uns bezahle,
Den ſie auf unſer greiſes Haupt gehäuft.

(Man hört einen lugubren Marſch mit gedämpften Trommeln. Bald darauf zeigt ſich Truffaldin mit Verſchnittenen, hinter ihnen die Sklavinnen, darauf Turandot, alle in ſchwarzen Flören, die Frauen in ſchwarzen Schleiern.)

Pantalon.

Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klagmuſik!
Welch trauriges Gepräng! Ein Hochzeitmarſch,
Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

(Der Aufzug erfolgt ganz auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Ceremonien wie im zweiten Akt.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Turandot. Adelma. Zelima. Ihre Sklavinnen und Verſchnittenen.

Turandot

(nachdem ſie ihren Thron beſtiegen, und eine allgemeine Stille erfolgt, zu Kalaf).

Dies Trau'rgepränge, unbekannter Prinz,
Und dieſer Schmerz, den mein Gefolge zeigt,
Ich weiß, iſt eurem Auge ſüße Weide.
Ich ſehe den Altar geſchmückt, den Prieſter
Zu meiner Trauung ſchon bereit, ich leſe
Den Hohn in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunſt und tiefe Wiſſenſchaft nur immer

Vermochten, hab' ich angewandt, den Sieg
Euch zu entreißen, dieſem Augenblick,
Der meinen Ruhm vernichtet, zu entfliehen;
Doch endlich muß ich meinem Schickſal weichen.

Kalaf.

O, läſe Turandot in meinem Herzen,
Wie ihre Trauer meine Freude dämpft,
Gewiß, es würde ihren Zorn entwaffnen.
War's ein Vergehn, nach ſolchem Gut zu ſtreben?
Ein Frevel wär's, es zaghaft aufzugeben!

Altoum.

Prinz, der Herablaſſung iſt ſie nicht werth.
An ihr iſt's jetzo, ſich herabzugeben!
Kann ſie's mit edelm Anſtand nicht, mag ſie
Sich darein finden, wie ſie kann — Man ſchreite
Zum Werk! Der Inſtrumente froher Schall
Verkünde laut —

Turandot.

Gemach! Damit iſt's noch zu früh!

(Aufſtehend und zu Kalaf ſich wendend.)

Vollkommner konnte mein Triumph nicht ſein,
Als dein getäuſchtes Herz in ſüße Hoffnung
Erſt einzuwiegen und mit einemmal
Nun in den Abgrund wieder dich zu ſchleudern.

(Langſam und mit erhobner Stimme.)

Hör', Kalaf, Timurs Sohn, verlaß den Divan!
Die beiden Namen hat mein Geiſt gefunden.
Such' eine andre Braut — Weh dir und allen,
Die ſich im Kampf mit Turandot verſuchen!

Kalaf.

O, ich Unglücklicher!

Altoum.

Iſt's möglich? Götter!

Pantalon.

Heil'ge Katharina!

(Zu Tartaglia.)

Geht heim! Laßt euch den Bart auszwicken, Doctor!

Tartaglia.

Allhöchster Tien! Mein Verstand steht still!

Kalaf.

Alles verloren! Alle Hoffnung todt!
— Wer steht mir bei? Ach, mir kann niemand helfen!
Ich bin mein eigner Mörder; meine Liebe
Verlier' ich, weil ich allzusehr geliebt!
— Warum hab' ich die Räthsel gestern nicht
Mit Fleiß verfehlt, so läge dieses Haupt
Jetzt ruhig in dem ew'gen Schlaf des Todes,
Und meine bange Seele hätte Luft.
Warum, zu güt'ger Kaiser, mußtet ihr
Das Blutgesetz zu meinem Vortheil mildern,
Daß ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,
Wenn sie mein Räthsel aufgelöst — So wäre
Ihr Sieg vollkommen und ihr Herz befriedigt!

(Ein unwilliges Gemurmel entsteht im Hintergrund.

Altoum.

Kalaf! Mein Alter unterliegt dem Schmerz;
Der unversehne Blitzstrahl schlägt mich nieder.

Turandot (bei Seite zu Zelima).

Sein tiefer Jammer rührt mich, Zelima!
Ich weiß mein Herz nicht mehr vor ihm zu schützen.

Zelima (leise zu Turandot).

O, so ergebt euch einmal! Macht ein Ende!
Ihr seht, ihr hört, das Volk wird ungeduldig!

Adelma (für sich).

An diesem Augenblick hängt Tod und Leben!

Kalaf.

Und braucht's denn des Geſetzes Schwert, ein Leben
Zu endigen, das länger mir zu tragen
Unmöglich iſt?

(Er tritt an den Thron der Turandot.)

Ja, Unverſöhnliche!
Sieh hier den Kalaf, den du kennſt — den du
Als einen namenloſen Fremdling haßteſt,
Den du jetzt kennſt und fortfährſt zu verſchmähn!
Verlohnte ſich's, ein Daſein zu verlängern,
Das ſo ganz werthlos iſt vor deinen Augen?
Du ſollſt befriedigt werden, Grauſame.
Nicht länger ſoll mein Anblick dieſe Sonne
Beleidigen — Zu deinen Füßen —

(Er zieht einen Dolch und will ſich durchſtechen. In demſelben Augenblick macht Adelma eine Bewegung, ihn zurück zu halten, und Turandot ſtürzt von ihrem Thron.)

Turandot

(ihm in den Arm fallend, mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe).

Kalaf!

(Beide ſehen einander mit unverwandten Blicken an und bleiben eine Zeit lang unbeweglich in dieſer Stellung.)

Altoum.

Was ſeh' ich!

Kalaf (nach einer Pauſe).

Du? Du hinderſt meinen Tod?
Iſt das dein Mitleid, daß ich leben ſoll,
Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Liebe?
Meiner Verzweiflung denkſt du zu gebieten?
— Hier endet deine Macht. Du kannſt mich tödten;
Doch mich zum Leben zwingen kannſt du nicht.
Laß mich, und, wenn noch Mitleid in dir glimmt,
So zeig' es meinem jammervollen Vater.

Er iſt zu Peckin, er bedarf des Troſtes;
Denn auch des Alters letzte Stütze noch,
Den theuren, einz'gen Sohn raubt ihm das Schickſal.

(Er will ſich tödten.)

Turandot (wirft ſich ihm in die Arme).

Lebt, Kalaf! Leben ſollt ihr — und für mich!
Ich bin beſiegt. Ich will mein Herz nicht mehr
Verbergen — Eile, Zelima, den beiden
Verlaſſenen, du kennſt ſie, Troſt zu bringen,
Freiheit und Freude zu verkünden — Eile!

Zelima.

Ach, und wie gerne!

Adelma (für ſich).

Es iſt Zeit zu ſterben.
Die Hoffnung iſt verloren.

Kalaf.

Träum' ich, Götter?

Turandot.

Ich will mich keines Ruhms anmaßen, Prinz,
Der mir nicht zukommt. Wiſſet denn — es wiſſ'
Es alle Welt! Nicht meiner Wiſſenſchaft,
Dem Zufall, eurer eignen Uebereilung
Verdank' ich das Geheimniß eures Namens.
Ihr ſelbſt, ihr ließet gegen meine Sklavin
Adelma beide Namen euch entſchlüpfen.
Durch ſie bin ich dazu gelangt — Ihr alſo habt
Geſiegt, nicht ich, und euer iſt der Preis.
— Doch nicht bloß, um Gerechtigkeit zu üben
Und dem Geſetz genug zu thun — nein, Prinz!
Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
Schenk' ich mich euch — Ach, es war euer, gleich
Im erſten Augenblick, da ich euch ſah!

Adelma.

O nie gefühlte Marter!

Kalaf

(der dieſe ganze Zeit über wie ein Träumender geſtanden, ſcheint jetzt erſt zu ſich ſelbſt zu kommen und ſchließt die Prinzeſſin mit Entzückung in ſeine Arme).

Ihr die Meine?
O, tödte mich nicht, Uebermaß der Wonne!

Altoum.

Die Götter ſegnen dich, geliebte Tochter,
Daß du mein Alter endlich willſt erfreun.
Verziehen ſei dir jedes vor'ge Leid,
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

Pantalon.

Hochzeit! Hochzeit! Macht Platz, ihr Herrn Doctoren!

Tartaglia.

Platz! Platz! Der Bund ſei alſogleich beſchworen!

Adelma.

Ja, lebe, Grauſamer, und lebe glücklich
Mit ihr, die meine Seele haßt!
(Zu Turandot.)
Ja, wiſſe,
Daß ich dich nie geliebt, daß ich dich haſſe
Und nur aus Haß gehandelt, wie ich that.
Die Namen ſagt' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reißen und mit ihm,
Der meine Liebe war, eh du ihn ſahſt,
In glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch dieſe Nacht, da ich zu deinem Dienſt
Geſchäftig ſchien, verſucht' ich alle Liſten —
Selbſt die Verleumdung ſpart' ich nicht — zur Flucht
Mit mir ihn zu bereden; doch umſonſt!
In ſeinem Schmerz entſchlüpften ihm die Namen
Und ich verrieth ſie dir; du ſollteſt ſiegen,
Verbannt von deinem Angeſicht ſollt' er
In meinen Arm ſich werfen — Eitle Hoffnung!
Zu innig liebt' er dich und wählte lieber,
Durch dich zu ſterben, als für mich zu leben!

Verloren hab' ich alle meine Mühen;
Nur eins ſteht noch in meiner Macht. Ich ſtamme
Wie du, von königlichem Blut und muß erröthen,
Daß ich ſo lange Sklavenfeſſeln trug.
In dir muß ich die blut'ge Feindin haſſen.
Du haſt mir Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern,
Mir alles, was mir theuer war, geraubt,
Und nun auch den Geliebten raubſt du mir.
So nimm auch noch die Letzte meines Stammes,
Mich ſelbſt zum Raube hin — Ich will nicht leben!

(Sie hebt den Dolch, welchen Turandot dem Kalaf entriſſen, von der Erde

Verzweiflung zückte dieſen Dolch; er hat
Das Herz gefunden, das er ſpalten ſoll.

(Sie will ſich erſtechen.)

Kalaf (fällt ihr in den Arm).

Faßt euch, Adelma!

Adelma.

Laß mich, Undankbarer!
In ihrem Arm dich ſehen? Nimmermehr!

Kalaf.

Ihr ſollt nicht ſterben. Eurem glücklichen
Verrathe dank' ich's, daß dies ſchöne Herz,
Dem Zwange feind, mich edelmüthig frei
Beglücken konnte — Gütiger Monarch,
Wenn meine heißen Bitten was vermögen,
So habe ſie die Freiheit zum Geſchenk,
Und unſers Glückes erſtes Unterpfand
Sei eine Glückliche!

Turandot.

Auch ich, mein Vater,
Vereinige mein Bitten mit dem ſeinen.
Zu haſſenswerth, ich fühl' es, muß ich ihr
Erſcheinen; mir verzeihen kann ſie nie
Und könnte nie an mein Verzeihen glauben.
Sie werde frei, und iſt ein größer Glück

Für sie noch übrig, so gewährt es ihr.
Wir haben viele Thränen fließen machen
Und müssen eilen, Freude zu verbreiten.

Pantalon.

Ums Himmelswillen, Sire, schreibt ihr den Laufpaß,
So schnell ihr könnt, und gebt ihr, wenn sie's fordert,
Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
Mir ist ganz weh und bang, daß unsre Freude
In Rauch aufgeh', solang ein wüthend Weib
Sich unter einem Dach mit euch befindet.

Altoum (zu Turandot).

An solchem Freudentag, den du mir schenkst,
Soll meine Milde keine Grenzen kennen.
Nicht bloß die Freiheit schenk' ich ihr. Sie nehme
Die väterlichen Staaten auch zurück
Und theile sie mit einem würd'gen Gatten,
Der klug sei und den Mächtigen nicht reize.

Adelma.

Sire — Königin — ich bin beschämt, verwirrt,
So große Huld und Milde drückt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern — Jetzt vergönnt mir
Zu schweigen und von eurem Angesicht
Zu gehn — Denn nur der Thränen bin ich fähig,
Die unaufhaltsam diesem Aug' entströmen.

(Sie geht ab mit verhülltem Gesicht, noch einen glühenden Blick auf Kalaf werfend, ehe sie scheidet.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen ohne Adelma. Gegen das Ende Timur, Barak, Skirina und Zelima.

Kalaf.

Mein Vater, o, wo find' ich dich, wo bist du,
Daß ich die Fülle meines Glücks in deinen Busen
Ausgieße?

Turandot (verlegen und beſchämt).

Kalaf, euer edler Vater iſt
Bei mir, iſt hier — In dieſem Augenblicke
Fühlt er ſein Glück — Verlangt nicht mehr zu wiſſen,
Nicht ein Geſtändniß, das mich ſchamroth macht,
Vor allen dieſen Zeugen zu vernehmen.

Altoum.

Timur bei dir? Wo iſt er? — Freue dich,
Mein Sohn! Dies Kaiſerreich haſt du gewonnen;
Auch dein verlornes Reich iſt wieder dein.
Ermordet iſt der grauſame Tyrann,
Der dich beraubte! Deines Volkes Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron,
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.
Durch alle Länder hat dich ſeine Botſchaft
Geſucht, und ſelbſt zu mir iſt ſie gedrungen.
— Dies Blatt enthält das Ende deines Unglücks.

(Ueberreicht ihm einen Brief.)

Kalaf

(wirft einen Blick hinein und ſteht eine Zeit lang in ſprachloſer Rührung).

Götter des Himmels! Mein Entzücken iſt
Droben bei euch — die Lippe iſt verſiegelt.

(In dieſem Augenblicke öffnet ſich der Saal. Timur und Barak treten herein, von Zelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf ſeinen Vater erblickt, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Barak ſinkt zu Kalafs Füßen, indem ſich Zelima und ihre Mutter vor der Turandot niederwerfen, welche ſie gütig aufhebt. Altoum, Pantalon und Tartaglia ſtehen gerührt. Unter dieſen Bewegungen fällt der Vorhang.)

Der Paraſit

oder

die Kunſt ſein Glück zu machen.

Ein Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen.

Perſonen.

Narbonne, Miniſter.
Madame Belmont, ſeine Mutter.
Charlotte, ſeine Tochter.
Selicour, La Roche, Firmin, } Subalternen des Miniſters.
Karl Firmin, des Letztern Sohn, Lieutenant.
Michel, Kammerdiener des Miniſters.
Robineau, ein junger Bauer, Selicours Vetter.

Die Scene iſt zu Paris in einem Vorgemach des Miniſters.

Erſter Auftritt.

Firmin der Vater und Karl Firmin.

Karl. Welch glücklicher Zufall! — Denken Sie doch, Vater!

Firmin. Was iſt's?

Karl. Ich habe ſie wieder gefunden.

Firmin. Wen?

Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, ſuchte ich ſie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das erſtemal, daß ich zu Ihnen aufs Bureau komme, führt mein Glücksſtern ſie mir entgegen.

Firmin. Aber wie denn?

Karl. Denken Sie doch nur! Dieſes herrliche Mädchen, das ich zu Colmar im Haus ihrer Tante beſuchte — dieſe Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde — ſie iſt die Tochter! —

Firmin. Weſſen?

Karl. Ihres Principals, des neuen Miniſters. — Ich kannte ſie immer nur unter dem Namen Charlotte.

Firmin. Sie iſt die Tochter?

Karl. Des Herrn von Narbonne.

Firmin. Und du liebſt ſie noch?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub' ich; ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. — Und gut, daß Sie mich störten! Denn was hätte ich ihr sagen können! Meine Verwirrung mußte ihr sichtbar werden, und meine Gefühle verrathen! — Ich beherrsche mich nicht mehr. Seit den sechs Monaten, daß ich von ihr getrennt bin, ist sie mein einziger Gedanke — sie ist der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beifall, den man mir gezollt, ihr allein gebührt er; denn meine Liebe ist der Gott, der mich begeistert.

Firmin. Ein Poet und ein Verliebter überredet sich Vieles, wenn er zwanzig Jahre alt ist. — Auch ich habe in deinen Jahren meine Verse und meine Zeit verloren. — Schade, daß über dem schönen Wahn des Lebens beste Hälfte dahin geht. — Und wenn doch nur wenigstens einige Hoffnung bei dieser Liebe wäre! — Aber nach etwas zu streben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Narbonne ist eines reichen und vornehmen Mannes Tochter — Unser ganzer Reichthum ist meine Stelle und deine Lieutenantsgage.

Karl. Aber ist das nicht ein wenig Ihre eigene Schuld, mein Vater? Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach könnten Sie nicht streben! Wollten Sie Ihren Werth geltend machen, Sie wären vielleicht selbst Minister, anstatt sein Commis zu sein, und Ihr Sohn dürfte ungescheut seine Ansprüche zu Charlotten erheben.

Firmin. Dein Vater ist das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut sein, mein Sohn, ich weiß besser, was ich werth bin! Ich habe einige Uebung, und bin zu brauchen — Aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln und sehen sich von unverschämten Glückspilzen verdrängt — Nein, mein Sohn! Laß uns nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr werth sein, als dieser Selicour, Ihr Vorgesetzter — dieser aufgeblasene Hohlkopf, der unter dem vorigen Minister Alles machte, der sich durch Niederträchtigkeiten in seine Gunst einschmeichelte, Stellen vergab, Pensionen erschlich, und der jetzt auch schon bei dem neuen Minister Alles gilt, wie ich höre?

Firmin. Was haſt du gegen dieſen Selicour? Wird ſein Geſchäft nicht gethan, wie es ſein ſoll?

Karl. Ja, weil Sie ihm helfen. — Sie können nicht leugnen, daß Sie drei Viertheile ſeiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechſelſeitig zu Gefallen ſein. Verſeh' ich ſeine Stelle, ſo verſieht er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht! Darum ſollten Sie an ſeinem Platze ſtehen, und er an dem Ihren.

Firmin. Ich will keinen andern aus ſeinem Platze verdrängen, und bin gern da, wo ich ſtehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie ſollten ſo hoch ſtreben, als Sie reichen können. — Daß Sie unter dem vorigen Miniſter ſich in der Entfernung hielten, machte ihrer Denkungsart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur deſto mehr. — Sie fühlten ſich zu edel, um durch die Gunſt erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienſt gebührte. Aber Narbonne, ſagt man, iſt ein vortrefflicher Mann, der das Verdienſt aufſucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Beſcheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlaſſen?

Firmin. Deine Leidenſchaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienſt zu übertreiben. — Sei es auch, daß Selicour für ſein mittelmäßiges Talent zu hoch hinaus will, er iſt redlich und meint es gut. Mag er ſeine Arbeit thun oder durch einen andern thun laſſen — wenn ſie nur gethan wird! — Und geſetzt, er taugte weniger, tauge ich um deſſentwillen mehr? Wächſt mir ein Verdienſt zu aus ſeinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen, und nach keinem höhern Ziel geſtrebt. Soll ich in meinem Alter meine Geſinnung ändern? Mein Platz ſei zu ſchlecht für mich! Immerhin! Weit beſſer, als wenn ich zu ſchlecht für meine Stelle wäre!

Karl. Und ich müßte alſo Charlotten entſagen?

Zweiter Auftritt.

La Roche. Beide Firmin.

Firmin. Kommt da nicht La Roche?

La Roche (niedergeſchlagen). Er ſelbſt.

Firmin. So ſchwermüthig? Was iſt Ihnen begegnet?

La Roche. Sie gehen aufs Bureau! Wie glücklich ſind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen genießen, und auf dem Wall promenieren.

Firmin. La Roche! Was iſt das? Sollten Sie nicht mehr —

La Roche (zuckt die Achſeln). Nicht mehr. — Mein Platz iſt vergeben. Seit geſtern Abend hab' ich meinen Laufpaß erhalten.

Karl. Um Gotteswillen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Laſſen Sie ſich ja nichts gegen ſie merken. Sie iſt krank; ſie würde den Tod davon haben.

Karl. Sorgen Sie nicht. Von uns ſoll ſie nichts erfahren.

Firmin. Aber ſagen Sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Geringſte vorzuwerfen? Ich will mich nicht ſelbſt loben; aber ich kann ein Regiſter halten, meine Correſpondenz führen, denk' ich, ſo gut als ein anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten iſt nichts zu ſagen. — Auf dem Bureau bin ich der Erſte, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch — verabſchiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugniß geben.

Karl. Aber wer kann Ihnen dieſen ſchlimmen Dienſt geleiſtet haben?

La Roche. Wer? Es iſt ein Freundſchaftsdienſt von dem Selicour.

Karl. Iſt's möglich?

La Roche. Ich hab' es von guter Hand.

Firmin. Aber wie?

La Roche. Der Selicour iſt aus meinem Ort, wie Sie wiſſen. Wir haben beide gleiches Alter. Sein bischen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Cantor in unſerm

Dorf. Ich hab' ihn in die Geſchäfte eingeführt. Zum Dank dafür ſchickt er mich jetzt fort, um, ich weiß nicht welchen Vetter von dem Kammerdiener unſers neuen Miniſters in meinen Platz einzuſchieben.

Karl. Ein ſaubres Plänchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rath zu ſchaffen?

La Roche. Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin! — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. Sie denken rechtſchaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle iſt mir's nicht zu thun; aber rächen will ich mich. Dieſer unverſchämte Bube, der gegen ſeine Obern ſo geſchmeidig, ſo kriechend iſt, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungeſtraft ein Bein unterſchlagen zu können. — Aber nimm dich in Acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner ſoll dir ſehr ernſthafte Händel anrichten! — Und ſollt' es mir meine Stelle, meine Verſorgung auf immer koſten — ich muß Rache haben! Für meine Freunde gehe ich ins Feuer; aber meine Feinde mögen an mich denken.

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergeſſen iſt die Rache des braven Mannes.

La Roche. Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Burſche zu entlarven, iſt ein gutes, ein verdienſtliches Werk. — Seine Stelle, das wiſſen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechts wegen Ihnen — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerſchwitzt euch, laßt's euch ſauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umſonſt vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienſte? Wer bekümmert ſich darum? — Kriecht, ſchmeichelt, macht den Krummbuckel, ſtreicht den Katzenſchwanz, das empfiehlt ſeinen Mann! Das iſt der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hat's dieſer Selicour gemacht, und ihr ſeht, wie wohl er ſich dabei befindet!

Firmin. Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

La Roche. Ich ihm Unrecht! Nun, nun — ich will mich eben für keinen tiefen Menſchenkenner geben; aber dieſen Selicour, den ſeh' ich durch! den hab' ich — ich kenne mich ſelbſt nicht ſo gut, als ich den kenne. — Schon in der Schule ſah man, welch

Früchtchen das geben würde! Das schwänzelte um den Lehrmeister herum und horchte und schmeichelte, und wußte sich fremdes Verdienst zuzueignen, und seine Eier in fremde Nester zu legen. Das erschrack vor keiner Niederträchtigkeit, um sich einzuschmeicheln, einzunisten. Als er älter ward, ging das alles ins Große. Bald spielte er den Heuchler, bald den Spaßmacher, wie's die Zeit heischte; mit jedem Winde wußte er zu segeln. Denken Sie nicht, daß ich ihn verleumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Minister zuging. — Nun, er ist todt — ich will ihm nichts Böses nachreden. — Aber wie wußte dieser Selicour seinen Schwächen, seinen Lastern durch die schändlichsten Kupplerdienste zu schmeicheln! — Und kaum fällt der Minister, so ist er der Erste, der ihn verläßt, der ihn verläugnet!

Karl. Aber wie kann er sich bei dem neuen Herrn behaupten, der ein so würdiger Mann ist?

La Roche. Wie? Mit Heucheln. Der weiß sich nach seinen Leuten zu richten und seinen Charakter nach den Umständen zu verändern. — Auch auf eine gute Handlung kommt's ihm nicht an, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, so wenig, als auf ein Bubenstück, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Narbonne hat einen durchdringenden Geist und wird seinen Mann bald ausgefunden haben.

La Roche. Das ist's eben, was er fürchtet. — Aber so leer sein Kopf an allen nützlichen Kenntnissen ist, so reich ist er an Kniffen. — So, zum Beispiel, spielt er den Ueberhäuften, den Geschäftvollen und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entschlüpfen, wo seine Unwissenheit ans Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er sich mit keinen kleinen Projecten; ich kenne sie recht gut, ob er sie gleich tief zu verbergen glaubt.

Firmin. Wie so? Was sind das für Projecte?

La Roche. Narbonne, der bei dem Gouvernement jetzt sehr viel zu sagen hat, sucht eine fähige Person zu einem großen Gesandtschaftsposten. Er hat die Präsentation; wen er dazu empfiehlt, der ist's. Nun hat dieser Narbonne auch eine einzige Tochter, siebzehn Jahre alt, schön und liebenswürdig und von unermeßlichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Selicour, in einem

ſo hohen Poſten aus dem Land und dem hellſehenden Miniſter aus den Augen zu kommen, ſo kann er mit Hilfe eines geſchickten und discreten Secretärs ſeine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt ſie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut das alsdann dem Schwiegerſohn des Miniſters? Der Miniſter muß alſo zuerſt gewonnen werden, und da gibt man ſich nun die Miene eines geübten Diplomatikers. — Die Mutter des Miniſters iſt eine gute ſchwatzhafte Alte, die eine Kennerin ſein will, und ſich viel mit der Muſik weiß. — Bei dieſer Alten hat er ſich eingeniſtet, hat ihr Charaden und Sonette vorgeſagt, ja, und der Stümper hat die Dreiſtigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane geleſen; bei ihr macht er den Empfindſamen, den Verliebten, und ſo iſt er der Liebling des ganzen Hauſes, von der Mutter gehätſchelt, von der Tochter geſchätzt. Die Geſandtſchaft iſt ihm ſo gut als ſchon gewiß, und nächſtens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör' ich! Er ſollte die Kühnheit haben, ſich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe, die ich anbete!

La Roche. Sie lieben ſie? Sie?

Firmin. Er iſt ein Narr! Er iſt nicht bei Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör' ich! Iſt's möglich? — Nein, nein, Herr Firmin! dieſe Liebe iſt ganz und gar keine Narrheit — Wart — wart, die kann uns zu etwas führen. — Dieſe Liebe kommt mir erwünſcht — die paßt ganz in meine Projecte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieſer Selicour iſt in die Luft geſprengt! In die Luft, ſag' ich. — Rein verloren! — In ſeinem Ehrgeiz ſoll ihn der Vater, in ſeiner Liebe ſoll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Firmin. Aber ich bitte Sie —

La Roche. Laßt nur mich machen! Laßt mich machen, ſag' ich! Und über kurz oder lang ſind Sie Ambaſſadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heirathen!

Firmin. Ich Ambaſſadeur!

La Roche. Nun! Nun! Warum nicht? Sie verdienten es beſſer, ſollt' ich meinen, als dieſer Selicour.

Firmin. Lieber La Roche! Eh Sie uns andern ſo große Stellen verſchaffen, dächte ich, Sie ſorgten, Ihre eigne wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unſerm Freund! So iſt er! Immer unternehmend! immer Plane ſchmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und daß der Freund es ſo leicht nimmt, das hat ihm ſchon ſchwere Händel angerichtet!

La Roche. Es mag ſein, ich verſpreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber alles, was ich ſehe, belebt meine Hoffnung, und der Verſuch kann nichts ſchaden. — Für mich ſelbſt möchte ich um keinen Preis eine Intrigue ſpielen — aber dieſen Selicour in die Luft zu ſprengen, meinen Freunden einen Dienſt zu leiſten — das iſt löblich, das iſt köſtlich, das macht mir ein himmliſches Vergnügen — und an dem Erfolg — an dem iſt gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan ſchon in Ordnung? —

La Roche. In Ordnung — wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber das wird ſich finden, wird ſich finden.

Firmin. Ei! — Ei! Dieſer gefährliche Plan iſt noch nicht weit gediehen, wie ich ſehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehn; dieſer Selicour ſoll es mir nicht abgewinnen, das ſoll er nicht, dafür ſteh' ich. — Was braucht's der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bei dem Miniſter, es iſt nicht ſchwer, bei ihm vorzukommen; er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit —

La Roche. Ei was! Ich bin nicht furchtſam. — Ich fürchte niemand. — Kurz und gut — ich ſpreche den Miniſter — ich öffne ihm die Augen. — Er ſieht, wie ſchändlich er betrogen iſt —

das ist das Werk einer halben Stunde — der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommensten Triumph. — Ja, ich stehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er so mit Schande aus dem Hause muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche — Mich und meine Liebe lassen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! — Ich hoffe nichts — ich darf meine Wünsche nicht so hoch erheben — Aber für meinen Vater können Sie nie zu viel thun.

Firmin. Laß du mich für mich selbst antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luftiges Project ist's, das Sie sich ausgesonnen haben! Ein leeres Hirngespinnst! — Und wäre der Erfolg ebenso sicher, als er es nicht ist, so würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Diese glänzenden Stellen sind nicht für mich, und ich bin nicht für sie; Neigung und Schicksal haben mir eine bescheidenere Sphäre angewiesen. Warum soll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht suchen, und ich bin zu stolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen andern für mich betteln zu lassen. — Sorgen Sie also nur für sich selbst! Sie haben Freunde genug; es wird sich jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt also beide meine Dienste nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht!

(Er geht ab.)

Firmin. Er ist ein Narr; aber ein guter, und sein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es ist der Minister mit seiner Mutter — Laß uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg gestellt hätte. —

(Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Madame Belmont.

Mad. Belmont. War Herr Selicour ſchon bei dir?

Narbonne. Ich hab' ihn heute noch nicht geſehen!

Mad. Belmont. Das mußt du doch geſtehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in dieſem Manne beſitzeſt.

Narbonne. Er ſcheint ſehr brav in ſeinem Fach. Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in dieſe große Stadt und in einen ſo ſchwierigen Poſten verſetzt ſehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan iſt, ſo muß ich's für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne, wie Selicour, begegnete.

Mad. Belmont. Der alles verſteht — dem nichts fremd iſt! Geſchmack und Kenntniß — die geiſtreichſte Unterhaltung, die angenehmſten Talente. — Muſik, Malerei, Verſe; man frage, wonach man will, er iſt in allem zu Hauſe.

Narbonne. Nun, und meine Tochter?

Mad. Belmont. Gut, daß du mich darauf bringſt. Sie hat ihre ſiebzehn Jahre; ſie hat Augen; dieſer Selicour hat ſo viele Vorzüge. — Und er iſt galant! Sein Ausdruck belebt ſich in ihrer Gegenwart. — O es iſt mir nicht entgangen! Dieſe Delicateſſe, dieſe zarten Aufmerkſamkeiten, die er ihr beweiſt, ſind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Narbonne. Nun, es wäre keine üble Partie für unſer Kind! Ich ſehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt; hab' ich nicht ſelbſt meinen Weg von unten auf gemacht? Und dieſer Selicour kann es mit ſeinem Geiſt, ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Rechtſchaffenheit noch weit bringen. Ich habe ſelbſt ſchon bei einem ehrenvollen Poſten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann ſucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich will ſeine Fähigkeiten prüfen — zeigt er ſich, wie ich nicht zweifle, eines ſolchen Poſtens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, ſo werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Mad. Belmont. Das iſt mein einziger Wunſch! Er iſt ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebſter Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Karbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünsche mich doch wieder aufs Land hinaus — denn hier muß ich die Zeit abpassen, um meinen Vater zu sehen.

Karbonne. Ja, ich selbst vermisse meine redlichen Landleute. Mit ihnen scherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Posten soll meine Gemüthsart nicht verändern; man kann ein Geschäftsmann sein, und doch seine gute Laune behalten.

Mad. Belmont. Mich entzückt dieser Aufenthalt. Ich — ich bin hier wie im Himmel. Mit aller Welt schon bin ich bekannt — alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bei dem Lycée abonnieren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu sehen! —

Mad. Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Officier —

Mad. Belmont. Welchen Officier?

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Mad. Belmont. Der zu Colmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der sich immer mit Ihnen unterhielt —

Mad. Belmont. Ein artiger junger Mensch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Mad. Belmont. Der auch so hübsche Verse machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Mad. Belmont. Nun, da er hier ist, wird er sich auch wohl bei uns melden.

Karbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läßt diesmal auf sich warten!

Mad. Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (alles becomplimentierend). Ganz zum Entzücken ich Sie alle hier beisammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Narbonne, Papiere übergebend). Hier überbring' ich den bewußten Aufsatz — ich hielt's für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

Narbonne. Vortrefflich!

Selicour (der Madame ein Billet übergebend). Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge besprochen.

Mad. Belmont. Allerliebst!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring' ich diesen moralischen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch gelesen, Herr Selicour?

Selicour. Das erste Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Eltern hilflos, im Stich gelassen von undankbaren Kindern! — Gräuel, die ich nicht fasse — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unseres Lebens die Sorgen auf, die sie unserer hilflosen Kindheit beweisen?

Mad. Belmont. In alles, was er sagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delicates zu legen!

Selicour (zu Narbonne). In unsern Bureaux ist eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz ist von Bedeutung, und Viele bewerben sich darum.

Narbonne. Auf Sie verlass' ich mich, Sie werden die Ansprüche eines jeden zu prüfen wissen — die Dienstjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtschaffenheit sind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergesse, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geſchäfte! —

Narbonne. Ich bitte Sie recht ſehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

Selicour. Aber ich hätte vor Tiſche noch ſo mancherlei auszufertigen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie ſcheunigſt wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihrer Kenntniß, von Ihrer Rechtſchaffenheit iſt's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab' es gut mit Ihnen vor.

(Er geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Mad. Belmont. Sie können es ſich gar nicht vorſtellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dächt' ich. — Unſere Verwandten, unſere Freunde ſpeiſen dieſen Abend hier. — Wird man Sie auch ſehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geſchäfte —

Mad. Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben, ſonſt würde unſerm Feſt ſeine Krone fehlen. Sie ſind die Seele unſerer Geſellſchaft! — Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht ſehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ich, Mama? Nun ja! Ihre und Papa's Freunde ſind mir immer herzlich willkommen.

Mad. Belmont. Schon gut! Schon gut! Jetzt zieh dich an! Es iſt die höchſte Zeit! — Sie müſſen wiſſen, Herr Selicour, daß ich bei dem Putz präſidiere.

Selicour. So kommt die ſchöne Kunſt noch der ſchönen Natur zu Hilfe — wer könnte da widerſtehen?

Mad. Belmont. Er iſt ſcharmant! Scharmant iſt er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geiſtreiches und Galantes zu ſagen.

(Geht mit Charlotten.)

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel (im Hereintreten). Endlich iſt ſie fort! — Nun kann i mein Wort anbringen! — Hab' ich die Ehre, mit Herrn Selicour -

Selicour (grob und verdrießlich). Das iſt mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! —

Selicour. Muß ich auch hier beläſtigt werden? Was wi man von mir? —

Michel. Mein Herr!

Selicour. Gewiß eine Bettelei — ein Anliegen. — Ich kan nicht dienen. —

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier iſt der Ort nicht — In meine Cabinet mag man einmal wieder anfragen! —

Michel. Einen ſo übeln Empfang glaubte ich nicht —

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht, um etwas zu bitten — i komme, dem Herrn Selicour meine gehorſame Dankſagung abzu ſtatten.

Selicour. Dankſagung? Wofür?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verſchafft habe

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erſt ſeit geſtern hier im Hauſe, weil mi mein Herr auf dem Lande zurückließ. Als ich Ihnen ſchrieb, hat ich nicht die Ehre, Sie von Perſon zu kennen.

Selicour. Was Sie ſagen, mein Wertheſter! Sie wäre im Dienſt des Miniſters?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrthum! Monſieur Miche Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Miniſters! - Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſieur Michel! — Wah haftig, ich ſchäme mich — ich bin untröſtlich, daß ich Sie ſo barſ angelaſſen. Auf Ehre, Monſieur Michel! — Ich hielt Sie für eine Commis.

Michel. Und wenn ich es auch wäre! —

Selicour. Man wird von ſo vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock anſehen. —

Michel. Aber gegen alle kann man höflich ſein, dächt' ich!

Selicour. Freilich! Freilich! Es war eine unglückliche Zerſtreuung! —

Michel. Eine ſehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es thut mir leid, ſehr leid — ich kann mir's in Ewigkeit nicht vergeben —

Michel. Laſſen wir's gut ſein!

Selicour. Nun! Nun! — ich habe Ihnen meinen Eifer bewieſen — der liebe, liebe Neffe, der wäre denn nun verſorgt!

Michel. Eben komm' ich von ihm her; er iſt nicht auf den Kopf gefallen, der Burſch!

Selicour. Der junge Mann wird ſeinen Weg machen. Zählen Sie auf mich.

Michel. Schreibt er nicht ſeine ſaubere Hand?

Selicour. Er ſchreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie —

Selicour. Ja! Das iſt das Weſen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie laſſen Sie ſich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiſte, ſtreng anbefohlen, um nichts zu ſollicitieren. — Er iſt ſo etwas wunderlich, der Herr!

Selicour. Iſt er das? So! So! — Sie kennen ihn wohl ſehr gut, den Herrn Miniſter?

Michel. Da er auf einem vertrauten Fuß mit ſeiner Dienerſchaft umgeht, ſo weiß ich ihn auswendig, — und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaub's! Ich glaub's! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehen Sie, Monſieur Michel! Mein Grundſatz iſt: Handle recht, ſcheue niemand.

Michel. Schön geſagt!

Selicour. Nun alſo weiter! Fahren Sie nur fort, Monſieur Michel! — Der gute Herr iſt alſo ein wenig eigen, ſagen Sie?

Michel. Er iſt wunderlich, aber gut. Sein Herz iſt lauter, wie Gold!

Selicour. Er iſt reich, er iſt ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in ſeinen beſten Jahren. — Geſtehen Sie's nur — er haßt die Weiber nicht, der liebe, würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour (lächelt fein). He! He! So einige kleine Liebſchaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl ſein; aber er iſt über dieſen Punkt —

Selicour. Verſtehe, verſtehe, Monſieur Michel! Sie ſind beſcheiden und wiſſen zu ſchweigen. — Ich frage in der beſten Abſicht von der Welt; denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Vorſtädten ſucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier, und für wen?

Michel. Das will ich ſchon noch herausbringen. — Aber laſſen Sie ſich ja nichts verlauten, hören Sie?

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend. —

Selicour. Und da glauben Sie, daß er jetzt noch ſein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sei's was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müſſen Sie einen chriſtlichen Mantel auf ſeine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat ſein? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich haſſe die ſchlechten Auslegungen — In den Tod haſſe ich, was einer üblen Nachrede gleicht. — Man muß immer das Beſte von ſeinen Wohlthätern denken. — Nun! Nun! Nun, wir ſehen uns wieder, Monſieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! ich bin noch ganz ſchamroth darüber! (Gibt ihm die Hand.)

Michel (weigert ſich). O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz und weiß mich zu beſcheiden.

Selicour. Ohne Umſtände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monſieur Michel! —

Michel. Das werd' ich mich nimmer unterſtehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! Mein Freund! Kein Unterſchied zwiſchen uns. Ich bitte mir's recht aus, Monſieur Michel! —

(Indem ſich beide becomplimentieren, fällt der Vorhang.)

Erſter Auftritt.

Narbonne und Selicour ſitzen.

Narbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour (unbehaglich). — Ja!

Narbonne. Es liegt mir ſehr viel an dieſer Unterredung. — Ich habe ſchon eine ſehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, ſie wird ſich um ein Großes vermehren, ehe wir auseinander gehen. Zur Sache alſo, und die falſche Beſcheidenheit bei Seite. Sie ſollen in der Diplomatik und im Staatsrecht ſehr bewandert ſein, ſagt man?

Selicour. Ich habe viel darin gearbeitet und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für ſehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Narbonne. Gut! Gut! Fürs erſte alſo laſſen Sie hören — Welches halten Sie für die erſten Erforderniſſe zu einem guten Geſandten?

Selicour (ſtockend). Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geſchäften.

Narbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der ſtrengſten Redlichkeit beſtehe.

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

Narbonne. Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorstellt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

Selicour. Das ist's, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten und wisse sich ein Ansehen zu geben. —

Narbonne. Ein Ansehen, ja, aber ohne Anmaßung.

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er habe ein wachsames Auge auf alles, was —

Selicour (unterbricht ihn). Ueberall habe er die Augen; er wisse das Verborgenste auszuspüren —

Narbonne. Ohne den Aufpasser zu machen.

Selicour. So mein' ich's. Ohne eine ängstliche Neugierde zu verrathen.

Narbonne. Ohne sie zu haben. — Er wisse zu schweigen, und eine bescheidene Zurückhaltung —

Selicour (rasch). Sein Gesicht sei ein versiegelter Brief.

Narbonne. Ohne den Geheimnißkrämer zu machen. —

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er besitze einen Geist des Friedens, und suche jeder gefährlichen Mißhelligkeit —

Selicour. Möglichst vorzubeugen.

Narbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniß von der Volksmenge der verschiedenen Länder —

Selicour. Von ihrer Lage — ihren Erzeugnissen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilance. —

Narbonne. Ganz recht.

Selicour (im Fluß der Rede). Ihren Verfassungen — ihren Bündnissen — ihren Hilfsquellen — ihrer bewaffneten Macht. —

Narbonne. Zum Beispiel: angenommen also, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verschickte — so würden Sie wohl von diesen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

Selicour (verlegen). Ich — muß geſtehen, daß — Ich habe mich mehr mit Italien beſchäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

Narbonne. So! Hm!

Selicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu ſtudieren.

Narbonne. Von Italien alſo!

Selicour. Das Land der Cäſaren feſſelte billig meine Aufmerkſamkeit zuerſt. Hier war die Wiege der Künſte, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabenſten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Narbonne. Wohl! Wohl! Aber auf unſer Thema zurück zu kommen!

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach, die ſchönen Künſte haben ſo viel Anziehendes! Es läßt ſich ſo Vieles dabei denken!

Narbonne. Venedig iſt's, was mir zunächſt einfällt.

Selicour. Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufſatz angefangen, worin ich mich über alles ausführlich verbreite. — Ich eile, ihn herzuholen. — (Steht auf.)

Narbonne. Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Geduld.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es iſt jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour (ſehr eilig). Ich will nicht ſtören.

Narbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieſer Jemand wird ſich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Narbonne. Das Dringendſte iſt mir jetzt unſere Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es ſei in ein paar Minuten geſchehen, ſagt der Herr, und habe gar große Eile.

(Selicour geht ab.)

Narbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Beſuch fort iſt.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen ſein.

Narbonne (zu Michel). Laßt ihn eintreten!

Dritter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

La Roche (mit vielen Bücklingen). Ich bin wohl — ich vermuthe — es iſt des Herrn Miniſters Excellenz, vor dem ich —

Narbonne. Ich bin der Miniſter. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte ſehr um Vergebung — ich — ich komme — es iſt — ich ſollte — ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Reſpect —

Narbonne. Ei, ſo laſſen Sie den Reſpect und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewiſſen, die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Narbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geſchenkt, der weder Fähigkeit noch Gewiſſen hat.

Narbonne. Und wer iſt dieſer Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Narbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieſer Selicour iſt eben ſo unwiſſend, als er niederträchtig iſt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Narbonne. Eine kleine Geduld! (Klingelt. — Michel kommt.) Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mit Nichten, Ihr Excellenz! — Er iſt uns bei dieſem Geſpräche keineswegs nöthig.

Narbonne. Nicht für Sie, das glaub' ich, aber das iſt nun einmal meine Weiſe. Ich nehme keine Anklage wider Leute an,

die ſich nicht vertheidigen können. — Wenn er Ihnen gegenüber ſteht, mögen Sie ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es iſt aber doch mißlich, jemand ins Angeſicht —

Narbonne. Wenn man keine Beweiſe hat, allerdings — Iſt das Ihr Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu ſagen. — Er iſt ein feiner Schelm, ein beſonnener Spitzbube. — Ei nun! Meinetwegen auch ins Angeſicht! — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie ſollen ſehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Narbonne. Wohl! Wohl! Das wird ſich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Narbonne. Kennen Sie dieſen Herrn?

Selicour (ſehr verlegen). Es iſt Herr La Roche.

Narbonne. Ich habe Sie rufen laſſen, ſich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche (nachdem er gehuſtet). Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß wir Schulkameraden zuſammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit ſchuldig iſt. Wir fingen beide unſern Weg zugleich an — es ſind jetzt fünfzehn Jahre — und traten beide in dem nämlichen Bureau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — ſitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der ſein Jugendfreund war, ſeit vielen Jahren vergeſſen, das mag ſein! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer ſo langen Vergeſſenheit an ſeinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weiſe aus ſeinem Brod zu treiben, wie er gethan hat, das iſt hart, das muß mich aufbringen! Er kann nicht das geringſte Böſe wider mich ſagen; ich aber ſage von ihm und behaupte dreiſt, daß dieſer Herr

Selicour, der jetzt gegen Euer Excellenz den redlichen Mann spielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen; Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bei seinen schlechten Stückchen redlich beigestanden. Wie ein spitzbübischer Lakai weiß der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton seines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler ist er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermüthiger Gesell! Niederträchtig, wenn er etwas sucht, und hochmüthig, unverschämt gegen alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges; aber über diese menschliche Schwachheit ist er jetzt weit hinaus. — Nun hat er sich in eine prächtige Stelle eingeschlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachsen ist. Auf sich allein zieht er die Augen seines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herr Firmin, läßt er nicht aufkommen.

Narbonne. Firmin! Wie? — Ist Herr Firmin in unsern Bureaux?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Narbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geschäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Colmar die Bekanntschaft Ihrer Tochter.

Narbonne. Karl Firmin! Ja, ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Narbonne. — Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, das wär' es! Ich habe genug gesagt, denk' ich!

Narbonne (zu Selicour). Verantworten Sie sich!

Selicour. Des Undanks zeiht man mich. — Mich des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche sollte mich besser kennen! — An meinem Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er so lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beschuldigungen gegen einen Mann, den er seit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit seinem Verdacht so rasch zuzufahren, meine Handlungen aufs schlimmste auszulegen, und mich mit dieser Hitze, dieser Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie sehr ich sein Freund bin —

La Roche. Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf! — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Narbonne. Er hat Sie ausreden laſſen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten.

Selicour. Man hat einem andern ſeine Stelle gegeben, das iſt wahr, und keiner verdiente dieſe Zurückſetzung weniger als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anſtatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir aufs Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich geſteh' es, hatte ich gewartet und mich ſchon im voraus der angenehmen Ueberraſchung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche ſüße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Excellenz heut ſagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuſchlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geſchäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin keiner von denen, die eine Laſt auf ſich nehmen, der ſie nicht gewachſen ſind, um ſie einem andern heimlich aufzuladen und ſich ſelbſt das Verdienſt zuzueignen.

Selicour. Die Stelle ſchickt ſich für dich, Kamerad! Glaub' mir, der dich beſſer kennt, als du ſelbſt. (Zu Narbonne.) — Er iſt ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll geſunden Verſtands; er verdient den Vorzug vor allen ſeinen Mitbewerbern. — Ich laſſe Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin iſt's, den er anführt. — Das Beiſpiel iſt nicht gut gewählt, ſo trefflich auch der Mann iſt. — Erſtlich iſt ſeine jetzige Stelle nicht ſchlecht — aber ihm gebührt allerdings eine beſſere, und ſie iſt auch ſchon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Excellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Poſten verſetzt werden ſollte, den mir mein gütiger Gönner beſtimmt. — Ich ſei meinem jetzigen Amte nicht gewachſen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben beſitze. — Aber man ſollte bedenken, daß dieſe Anklage mehr meinen Gönner trifft, als mich ſelbſt! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachſen, ſo iſt der Chef zu tadeln, der es mir anver-

traut und mit meinem ſchwachen Talent ſo oft ſeine Zufriedenheit bezeugt. — Ich ſoll endlich der Mitſchuldige des vorigen Miniſters geweſen ſein! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören laſſen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo ſich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten. — Zwanzigmal wollte ich dieſem unfähigen Miniſter den Dienſt aufkündigen; nichts hielt mich zurück, als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu ſein. Welche ſüße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böſes verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getrotzt; die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Anſehen war! Er fiel, und ich zollte ſeinem Unglück das herzlichſte Mitleid. Iſt das ein Verbrechen, ich bin ſtolz darauf und rühme mich deſſelben. — Es iſt hart, ſehr hart für mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden ſehe — daß ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich ſchätze und liebe! — Aber komm! Laß uns Frieden machen, ſchenke mir deine Freundſchaft wieder, und alles ſei vergeſſen!

La Roche. Der Spitzbube! — Rührt er mich doch faſt ſelbſt!

Narbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünſchte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

Narbonne. Herr La Roche! Es iſt brav und löblich, einen Böſewicht, wo er auch ſtehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigenſinnig beſtehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er haßt mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beſte Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er iſt hitzig vor der Stirn — er lebt von ſeiner Stelle — das entſchuldigt ihn! Er glaubte ſein Brod zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich geſteh' es — Komm! Komm! Laß dich umarmen, alles ſei vergeſſen!

La Roche. Ich ihn umarmen? In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie er's anſtellt, weiß ich nicht, um mich ſelbſt — um Euer Excellenz zu betrügen — aber kurz! Ich bleibe bei meiner Anklage.

— Kein Friede zwiſchen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt habe!

Narbonne. Ich bin von ſeiner Unſchuld überzeugt — wenn nicht Thatſachen, vollwichtige Beweiſe mich eines Andern überführen.

La Roche. Thatſachen! Beweiſe! Tauſend für einen!

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweiſe genug — die Menge — aber das iſt' eben — ich kann nichts damit beweiſen! — Solchen abgefeimten Schelmen läßt ſich nichts beweiſen — Vormals war er ſo arm wie ich; jetzt ſitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er ſeinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß ſich ſein ganzer Reichthum davon herſchreibt — ſo kann ich das zwar nicht, wie man ſagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiß es, die Wahrheit iſt's, ich will darauf leben und ſterben.

Selicour. Dieſe Anklage iſt von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der ſtrengſten Unterſuchung! — Was ich beſitze, iſt die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes; ich habe es mit ſaurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten; es friſtet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! Erlogen! Ich kann es freilich nicht beweiſen! Aber gelogen! Unverſchämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie ſich!

Selicour. Mein Gott! Was erleb' ich! Mein Freund La Roche iſt's, der ſo hart mit mir umgeht! — Was für ein Wahnſinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, ſoll ich über dieſe Wuth lachen oder böſe werden. — Aber lachen auf Koſten eines Freundes der ſich für beleidigt hält — nein, das kann ich nicht! das iſt zu ernſthaft! — Deinen alten Freund ſo zu verkennen! — Komm doch zu dir ſelbſt, lieber La Roche, und bringe dich wenigſtens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine ſo treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe.

Narbonne. Die Wahrheit zu ſagen, Herr La Roche, dieſe Halsſtarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß

auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu ſein? — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch faſt ſelbſt, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwiſchen uns und keine Verſöhnung! Hier, ſehe ich, würde alles weitere Reden vergeblich ſein; aber wiewohl der Spitzbube mich aufs Aeußerſte treibt, lieber tauſendmal Hungers ſterben, als ihm mein Brod verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden!

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Narbonne. Begreifen Sie dieſe hartnäckige Verſtocktheit —

Selicour. Hat nichts zu ſagen! Er iſt ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder beſänftigen.

Narbonne. Er iſt raſch und unbeſonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann ſein.

Selicour. Ein ſeelenguter Mann, dafür ſteh' ich — dem aber der Kopf ein wenig verſchoben iſt. — Es kann auch ſein, daß ihn ſonſt jemand gegen mich aufhetzt.

Narbonne. Meinen Sie?

Selicour. Es mag ſo etwas dahinter ſtecken. — Wer weiß, irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieſer arme Teufel iſt nur eine Maſchine.

Narbonne. Wer ſollte aber —

Selicour. Es gibt ſo Viele, die meinen Untergang wünſchen!

Narbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ich unterdrücke ihn! Denn daß ich ſo etwas von Herrn Firmin denken ſollte — Pfui! Pfui! Das wäre ſchändlich! Das iſt nicht möglich!

Narbonne. So denk' ich auch! Der Mann ſcheint mir dazu viel zu rechtlich und zu beſcheiden.

Selicour. Beſcheiden, ja, das iſt er!

Narbonne. Sie kennen ihn alſo?

Selicour. Wir ſind Freunde.

Narbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Firmin, muß ich ſagen, iſt ein Mann, wie man ſich ihn für das Bureau eigentlich wünſcht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geſchickter Arbeiter. Nicht zwar, als ob es ihm an Verſtand und Kenntniſſen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wiſſen, aber man ſieht's ihm nicht an.

Narbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab' ihm ſchon längſt darum angelegen, ſich zu zeigen — aber vielleicht fühlt er ſich für eine ſubalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihn indeſſen —

Narbonne. Bemühen Sie ſich nicht! — Gegen einen Mann von Verdienſten kann unſer einer unbeſchadet ſeines Rangs die erſten Schritte thun. — Ich ſelbſt will Herrn Firmin aufſuchen. — Aber jetzt wieder auf unſer voriges Thema zurück zu kommen, das dieſer La Roche unterbrochen hat. —

Selicour (verlegen). Es iſt ſchon etwas ſpät. —

Narbonne. Hat nichts zu ſagen.

Selicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz ſein.

Narbonne (ſieht nach der Uhr). Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir können es ja auf morgen —

Narbonne. Gut! Auch das!

Selicour. Ich will alſo —

Narbonne. Noch ein Wort —

Selicour. Was beliebt?

Narbonne. Ein Geſchäft kann ich Ihnen wenigſtens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Muth erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Narbonne. Mein Vorgänger hat durch ſeine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen einreißen laſſen, die trotz aller unſerer Bemühungen noch nicht abgeſtellt ſind. Es wäre daher ein Memoire

aufzuſetzen, worin man alle Gebrechen aufdeckte und der Regierung ſelbſt ohne Schonung die Wahrheit ſagte.

Selicour. Erlauben aber Euer Excellenz — eine ſolche Schrift könnte für ihren Verfaſſer, könnte für Sie ſelbſt bedenkliche Folgen haben.

Narbonne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine perſönliche Rückſicht darf in Anſchlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das iſt würdig gedacht!

Narbonne. Sie ſind der Mann zu dieſem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu ſagen. Sie kennen das Uebel ſo gut und beſſer noch, als ich ſelbſt.

Selicour. Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerlei Meinung.

Narbonne. Ohne Zweifel. Dies Geſchäft hat Eile. Ich verlaſſe Sie; verlieren Sie keine Zeit; es iſt gerade jetzt der günſtige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde abſenden. — Kurz und bündig — es kann mit Wenigem viel geſagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit!

(Er geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Mad. Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte erwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wiſſen.

Selicour. Wovon iſt die Rede, Madame?

Mad. Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte ſoll ſich dabei hören laſſen.

Selicour. Sie ſingt ſo ſchön!

Mad. Belmont. Sie geben ſich auch zuweilen mit Verſen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in ſeinem Leben Verſe!

Mad. Belmont. Nun, ſo machen Sie uns ein Lied oder ſo etwas für heute Abend!

Selicour. Eine Romanze meinen Sie?

Mad. Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir beſonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genies erſetzen könnte —

Mad. Belmont. Schon gut! Schon gut! Ich verſtehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings ſo ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung — Ich bin die ganze Nacht aufgeweſen, um Acten durchzugehen und Rechnungen zu corrigieren!

Mad. Belmont. Eine niederträchtige Beſchäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! Die Blume der Dichtkunſt erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balſam der Herzen, heilige Freundſchaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau (hinter der Scene). Nu! Nu! Wenn er drinn iſt, wird mir's wohl auch erlaubt ſein, denk' ich —

Mad. Belmont. Was gibt's da?

Robineau (im Eintreten). Dieſes Bedientenpack bildet ſich mehr ein, als ſeine Herrſchaft. — Ich will den Herrn Selicour ſprechen.

Selicour. Ich bin's.

Robineau. Das will ich bald ſehen. — Ja, mein Seel, das iſt er! — Leibhaftig — Ich ſeh' ihn noch, wie er ſich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun ſeh' Er jetzt auch 'mal mich an — betracht' Er mich wohl. Ich bin wohl ein bischen verändert — Kennt Er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineaus Chriſtoph, des Winzers, der die dicke Madelon heirathete, Seines Großvaters Muhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach ſo!

Robineau. Nun — Vetter pflegen ſich ſonſt zu umarmen, denk' ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seid mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laßt uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hauſe.

Mad. Belmont. Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß, Madame, Sie ſind gar zu gütig! Man muß ihm ſein ſchlichtes Weſen zu gute halten; er iſt ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich ſehr lieb habe.

Mad. Belmont. Das ſieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme ſo eben an, Herr Vetter!

Selicour. So — und woher denn?

Robineau. Ei, woher ſonſt als von unſerm Dorf. — Dieſes Paris iſt aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon über zwei Stunden, daß ich aus dem Poſtwagen geſtiegen, treib' ich mich herum, um Ihn und den La Roche aufzuſuchen, Er weiß ja, Seinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun, da find' ich Ihn ja endlich, und nun mag's gut ſein!

Selicour. Er kommt in Geſchäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geſchäften! Hat ſich wohl! Ein Geſchäft hab' ich freilich —

Selicour. Und welches denn?

Robineau. I nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! Ha!

Robineau. Nun, das Geſchäft iſt wichtig genug, denk' ich.

Selicour (zu Madame Belmont). Excuſieren Sie.

Mad. Belmont. Er beluſtigt mich.

Selicour. Er iſt ſehr kurzweilig.

Robineau. Peter, der Kärrner, meinte, der Vetter habe ſich in Paris ſeine Pfeifen gut geſchnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da ſei er ein loſer Schelm geweſen; da hätt's geheißen: Der verdirbt nicht — der wird ſeinen Weg ſchon machen! — Wir hatten auch ſchon von Ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten

gar zu ſchön, als daß wir ſie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, ſagte mein Vater zu mir: Geh' hin, Chriſtoph! ſuche den Vetter Selicour in Paris auf! Die Reiſe wird dich nicht reuen — Vielleicht machſt du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madame! Die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Zunge ſagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da ſo vor mir ſah, ſehen Sie, ſo ging mir das Herz auf.

Mad. Belmont. Ei, das iſt ganz natürlich.

Robineau. Hör' Er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt! theil' Er mir's doch mit.

Selicour. Sei immer rechtſchaffen, wahr und beſcheiden! Das iſt mein ganzes Geheimniß, Vetter, weiter hab' ich keins. — Es iſt doch alles wohl zu Hauſe?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat ſeine Suſanne geheirathet; ſie wird bald niederkommen, und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter ſtehen. Es iſt alles in guten Umſtänden, bis auf Seine arme Mutter. — Die meint, es wär' doch hart, daß ſie Noth leiden müſſe und einen ſo ſteinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leiſe). Halt's Maul, Dummkopf!

Mad. Belmont. Was ſagt er von der Mutter?

Selicour (laut). Iſt's möglich? Die tauſend Thaler, die ich ihr geſchickt, ſind alſo nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was das doch für ſchlechte Anſtalten ſind auf dieſen Poſten — Die arme, gute Mutter! Was mag ſie ausgeſtanden haben!

Mad. Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das verſteht ſich! Sogleich bitte ich den Miniſter um Urlaub — es iſt eine gerechte Forderung. Ich kann darauf beſtehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen iſt alles abgethan! — Sie hat ſich nicht in Paris niederlaſſen wollen, wie ſehr ich ſie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu ſehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden; denn zu uns ſagte ſie, ſie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß ſelbſt nicht immer, was ſie will! — Aber ſie nothleidend zu wiſſen — ach Gott! das jammert mich und ſchneidet mir ins Herz.

Mad. Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! Aber Sie werden bald Rath geſchafft haben. Ich gehe jetzt und laſſe Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich iſt die Gattin, die Sie einſt beſitzen wird. Ein ſo pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden!

(Ab.)

Achter Auftritt.

Selicour und Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über Ihn — eine ſo herzliche Aufnahme hätt' ich mir gar nicht von Ihm erwartet. Der iſt gar ſtolz und hochmüthig, hieß es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour (nachdem er wohl nachgeſehen, ob Madame Belmont fort iſt). Sage mir, du Eſel! Was fällt dir ein, daß du mir hier ſo zur Unzeit über den Hals kommſt!

Robineau. Nun, nun! Wie ich Ihm ſchon ſagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen! Der Schafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! Wie Er mit mir umgeht; ich laſſe mir nicht ſo begegnen.

Selicour. Du thuſt wohl gar empfindlich — ſchade um deinen Zorn — Von ſeinem Dorf weg nach Paris zu laufen! Der Tagdieb!

Robineau. Aber was das auf einmal für ein Betragen iſt, Herr Vetter! — Erſt der freundliche Empfang und jetzt dieſen

barſchen Ton mit mir! — Das iſt nicht ehrlich und gerade gehan delt, nehm' Er mir's nicht übel, das iſt falſch — und wenn i das weiter erzählte, wie Er mit mir umgeht — 's würde Ih ſchlechte Ehre bringen! ja, das würd' es!

Selicour (erſchrocken). Weiter erzählen! Was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Unterſteh' dich, Bube! — Ich will dich unter bringen — ich will für die Mutter ſorgen. Sei ruhig, ich ſchaff dir einen Platz! Verlaß dich darauf!

Robineau. Nun, wenn Er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort Auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, hör' Er, Vetter! Ich möchte ſo gern ein rech ruhiges und bequemes Brod. Wenn Er mich ſo bei der Acci unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich drauf; ich ſchaffe dich an den rechte Platz — Ins Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals un Kopf! —

(Ab.)

Erſter Auftritt.

La Roche und Karl Firmin begegnen einander.

La Roche. Ich ſuchte Sie ſchon längſt. — Hören Sie! — Nun, ich hab' Wort gehalten — ich hab' ihn dem Miniſter abgeſchildert, dieſen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es iſt alſo vorbei mit ihm? Ganz vorbei?

La Roche. Das nun eben nicht! — Noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen ſagen, er hat ſich herausgelogen, daß ich da ſtand, wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler ſtellte ſich gerührt, er ſpielte den zärtlichen Freund, den Großmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundſchaftsverſicherungen und will mich bei dem Bureau als Chef anſtellen.

Karl. Wie? Was? Das iſt ja ganz vortrefflich! Da wünſche ich Glück.

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn; ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld zu thun wäre; für ſo falſch und verrätheriſch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit ſeinem ſüßen Geſchwätz! Ich war aber ſein Narr nicht und hab' es rundweg ausgeſchlagen!

Karl. Und ſo ſind wir noch, wo wir waren? U
Vater iſt nicht beſſer daran, als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber laſſen Sie mich nur
Laſſen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten
mich geſchlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten
möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir
Einſamkeit ausdachte, ſind die ganze Ausbeute, die ich zurü

La Roche. Vortrefflich! Brav! Machen Sie Verſe a
Geliebte! Unterdeſſen will ich die Spur meines Wildes ve
Der Schelm betrügt ſich ſehr, wenn er glaubt, ich habe
Plan aufgegeben.

Karl. Lieber La Roche! Das iſt unter unſerer Würde.
wir dieſen Elenden ſein ſchmutziges Handwerk treiben u
durch unſer Verdienſt erzwingen, was er durch Niederträ
erſchleicht.

La Roche. Weg mit dieſem Stolz! Es iſt Schwachheit,
Vorurtheil! — Wie? Wollen wir warten, bis die Redlich
Welt regiert — da würden wir lange warten müſſen. Alles
det Ränke! Wohl, ſo wollen wir einmal für die gute Sa
Gleiches verſuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — D
Sie Ihre Verſe, bilden Sie Ihr Talent aus; ich will es g
machen, ich — das iſt meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergeſſen. — Sie
ſich heute übel ertappen laſſen.

La Roche. Und es wird nicht das letztemal ſein. —
thut nichts! Ich ſchreite vorwärts, ich laſſe mich nicht abſch
ich werde ihm ſo lange und ſo oft zuſetzen, daß ich ihm
doch Eins beibringe. Ich bin lange ſein Narr geweſen; jet
ich auch ihm einen Poſſen ſpielen. Laſſen wir's den Bu
forttreiben, wie er's angefangen, ſo werde ich bald der Schelm
Ihr Vater der Dummkopf ſein müſſen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er iſt es ſelbſt!

Karl. Ich kann ſeinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurückgehen und mein Gedicht vollenden.

(Ab.)

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es iſt beſſer, ich bleibe. Der Geck glaubte ſonſt, ich fürchte mich vor ihm!

Zweiter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach, ſieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche. Ihn ſelbſt, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beſchämt, wie ich ſehe.

La Roche. Nicht ſonderlich.

Selicour. Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat ſeine Bolzen umſonſt verſchoſſen.

La Roche. Hat nichts zu ſagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zuſetzten — Sie haben mir Leid gethan mit Ihren närriſchen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne iſt jetzt nicht zugegen. — Zwingt euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seid unverſchämt nach Herzensgelüſten.

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüſtet euch mit eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

Selicour. Freilich, es kann einen ſtolz machen, über einen ſo fürchterlichen Gegner geſiegt zu haben.

La Roche. Wenn ich's heute nicht recht machte, in eurer Schule will ich's bald beſſer lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu ſchaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläßt m das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe alſo des ehrlichen Firmin — Sieh, ſieh!

La Roche. Er muß dir oft aus der Noth helfen, dieſer el liche Firmin.

Selicour. Was gibt er dir für deine Ritterſchaft?

La Roche. Was bezahlſt du ihm für die Exercitien, die er d ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in Acht, Freund Roche! — Ich könn dir ſchlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böſe, Freund Selicour! — Der Zor verräth ein böſes Gewiſſen.

Selicour. Freilich ſollte ich über deine Thorheit nur lache

La Roche. Du verachteſt einen Feind, der dir zu ſchwac ſcheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen!

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Selicour (allein).

Sie wollen den Firmin zum Geſandten haben. — Gemad Kamerad! — So weit ſind wir noch nicht. — Aber Firmin betru ſich immer ſo gut gegen mich. — Es iſt der Sohn vermuthlich - der junge Menſch, der ſich mit Verſen abgibt, ganz gewiß — ur dieſer La Roche iſt's, der ſie hetzt! — Dieſer Firmin hat Verdienſ ich muß es geſtehen, und wenn ſie je ſeinen Ehrgeiz aufwecken, kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhüt werden! — Aber in welcher Klemme ſehe ich mich! — Eben die beiden Firmins wären mir jetzt gerade höchſt nöthig, der Vater m ſeinen Einſichten und der Sohn mit ſeinen Verſen — Laß u fürs erſte Nutzen von ihnen ziehen, und dann ſchafft man ſie ſi ſchon gelegentlich vom Halſe.

Vierter Auftritt.

Firmin der Vater und Selicour.

Selicour. Sind Sie's, Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären —

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armſeligkeit — Lieber Firmin, es iſt mir ein rechter Troſt, Sie zu ſehen. — Man hat uns veruneinigen wollen!

Firmin. Uns veruneinigen?

Selicour. Ganz gewiß. Aber es ſoll ihnen nicht gelingen, hoff' ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewieſen, denk' ich, da dieſer tollköpfige La Roche mich bei dem Miniſter anſchwärzen wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das abſcheulichſte preisgegeben.

Firmin. Er hat ſeine Stelle verloren. — Setzen Sie ſich an ſeinen Platz.

Selicour. Er iſt ein Undankbarer! Nach allem, was ich für ihn gethan habe — Und es geſchehe, ſagte er, um Ihnen dadurch einen Dienſt zu leiſten. — Er diente Ihnen aber ſchlecht, da er mir zu ſchaden ſuchte. — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiß beſſer, als dieſer Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir ſchon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lärmende Treiben der Bureaux iſt Ihnen verhaßt, das weiß ich; Sie lieben nicht, in der geräuſchvollen Stadt zu leben. — Es ſoll für Sie geſorgt werden, Herr Firmin! — Sie ſuchen ſich irgend ein einſames ſtilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich ſchicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es ſoll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie —

Selicour. Das ſind aber bloß noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glücklich, der auf der ländlichen Flur ſeine Tage

lebt! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es mir nicht! Ich bin die Stadt gebannt, ein Lastthier der Verhältnisse, den Pfeilen Bosheit preisgegeben. Auch hielt ich's für die Pflicht eines gu Verwandten, einen Vetter, der sich hier niederlassen wollte, i Hals und Kopf wieder aufs Land zurück zu schicken. — Der g Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reisekosten — denn, sagen selbst, ist's nicht unendlich besser, auf dem Land in der Dunkel frei zu leben, als hier in der Stadt sich zu placken und zu quälen?

Firmin. Das ist meine Meinung auch. — Aber was wol Sie eigentlich bei mir?

Selicour. Nun, wie ich sagte, vor allen Dingen mich der Freundschaft meines lieben Mitbruders überzeugen — alsdann — Sie haben mir so oft schon aus der Verlegenheit holfen; ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen so viel — so Vi schuldig — Mein Posten bringt mich um — mir liegt so Vi auf dem Halse — wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, herum zu kommen — Sie sind zufrieden mit unserm Miniſte

Firmin. Ich bewundre ihn.

Selicour. Ja, das nenn' ich einmal einen fähigen C Und wahrlich, es war auch die höchste Noth, daß ein solcher den Platz kam, wenn nicht alles zu Grunde gehen sollte. — ist noch nicht alles, wie es soll, sagte ich ihm heute — wollen daß alles seinen rechten Gang gehe, so müßten Sie ein Men einreichen, worin alles, was noch zu verbessern ist, mit der str sten Wahrheit angezeigt wäre. — Diese meine Idee hat er Eifer ergriffen und will eine solche Schrift unverzüglich aufg haben. — Er trug sie mir auf — aber die unendlichen Gesch die auf mir liegen — in der That, ich zittre, wenn ich an e Zuwachs denke. —

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich — nicht w

Selicour. Nun ja, ich will's gestehen!

Firmin. Sie konnten sich diesmal an keinen Bessern wen

Selicour. O das weiß ich! Das weiß ich!

Firmin. Denn da ich so lange Zeit von den Mißbräu unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — so habe ich, nicht bloß als müßiger Zuschauer darüber zu seufzen, meine

ſchwerden und Verbeſſerungsplane dem Papiere anvertraut — und ſo findet ſich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich ſchon gethan iſt! — Ich hatte mir keinen beſtimmten Gebrauch dabei gedacht — ich ſchrieb bloß nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Iſt's möglich? Sie hätten —

Firmin. Es liegt alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Selicour. Ob ich das will! O mit Freuden! — Das iſt ja ein ganz erwünſchter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere ſind nicht in der beſten Ordnung!

Selicour. O dieſe kleine Mühe übernehm' ich gern — Noch heute Abend ſoll der Miniſter das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfaſſer; Sie ſollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wiſſen, daß mir's darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes ſtifte, gleichviel, unter welchem Namen.

Selicour. Würdiger, ſcharmanter Mann! Niemand läßt Ihrem beſcheidenen Verdienſt mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir alſo die Papiere —

Firmin. Ich kann ſie gleich holen, wenn Sie ſo lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdeſſen Geſellſchaft leiſten. — Aber ſagen Sie ihm nichts davon — hören Sie! Ich bitte mir's aus!

Selicour. So! Warum denn nicht?

Firmin. Aus Urſachen.

Selicour. Nun, wenn Sie ſo wollen! Es wird mir zwar ſauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verſchweigen. — (Wenn Firmin fort iſt.) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, ſein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl (kommt, in einem Papier leſend, das er beim Anblick Selicours ſchnell verbirgt). Schon wieder dieſer Selicour — (Will gehen.)

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie ſo die Geſellſchaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — (Für ſich.) Daß ich dem Schwätzer in den Weg laufen mußte!

Selicour. Ich habe mich ſchon längſt darnach geſehnt, Sie zu ſehen, mein Beſter! — Was machen die Muſen? Wie fließen uns die Verſe? — Der gute Herr Firmin hat allerlei dagegen, ich weiß aber, er hat Unrecht. — Sie haben ein ſo entſchiednes Talent! — Wenn die Welt Sie nur erſt kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh ſprach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter unſers Herrn Miniſters — und man hat ſchon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bei welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerin — ich weiß nicht, wie ſie dazu kommt — Man ſchmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen. — Wie? Wenn Sie ihr auf eine geſchickte feine Art den Hof machten — deſſentwegen wollte ich Sie eben aufſuchen. — Sie verlangte ein paar Couplets von mir für dieſen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein andrer, aber der Witz iſt eingeroſtet in den leidigen Geſchäften! Wie wär's nun, wenn Sie ſtatt meiner die Verschen machten. — Sie vertrauten ſie mir an — ich leſe ſie vor — man iſt davon bezaubert — man will von mir wiſſen — Ich — ich nenne Sie! Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles iſt voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, ſo iſt der neue Poet fertig, eben ſo berühmt durch ſeinen Witz, als ſeinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Ausſicht!

Selicour. Es ſteht ganz in Ihrer Gewalt, ſie wirklich zu machen!

Karl (für ſich). Er will mich beſchwatzen! Es iſt lauter Falſchheit; ich weiß es recht gut, daß er falſch iſt — aber, wie ſchwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beſchwatzen. — (Zu Selicour.) Man verlangt alſo für dieſen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen — wo ſich auf eine ungezwungene Art ſo ein feiner Zug zum Lobe des Miniſters anbringen ließe. —

Karl. Den Lobredner zu machen iſt meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunſt ſoll durch mich nicht ſo erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch ſo verdient iſt, iſt Schmeichelei, wenn man es an die Großen richtet.

Selicour. Der ganze Stolz eines ächten Muſenſohns! Nichts von Lobſprüchen alſo — aber ſo etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

Karl (ſieht ſein Papier an). Konnte ich denken, da ich ſie niederſchrieb, daß ich ſo bald Gelegenheit haben würde?

Selicour. Was? Wie? Das ſind doch nicht gar Verſe —

Karl. O verzeihen Sie! Eine ſehr ſchwache Arbeit —

Selicour. Ei was! Mein Gott! Da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geſchwind! — Sie ſollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu ſein — dieſe Kleinigkeiten — dieſe artigen Spielereien thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen alles. — Geben Sie! Geben Sie! — Wie! Sie ſtehen an? Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich ſein — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt ſein — Behalten Sie Ihre Verſe! Es iſt Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabei beabſichtete.

Karl. Wenn nur —

Selicour. Wenn Sie ſich zieren —

Karl. Ich weiß aber nicht —

Selicour (reißt ihm das Papier aus der Hand). Sie ſind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater ſelbſt ſoll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! (Er ſteckt das Papier in die rechte Taſche.)

Sechſter Auftritt.

Beide Firmins. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten! (Gibt ihm das Papier heimlich.)

Selicour. Ich weiß zu ſchweigen. (Er ſteckt das Papier in die linke Rocktaſche.)

Karl (für ſich). That ich Unrecht, ſie ihm zu geben — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Verſen machen?

Selicour. Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köſtliche Viertelſtunde geſchenkt — aber man vergißt ſich in Ihrem Umgang. — Der Miniſter wird auf mich warten — ich reiße mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bei ſo würdigen Perſonen. (Geht ab, mit beiden Händen an ſeine Rocktaſchen greifend.)

Siebenter Auftritt.

Beide Firmins.

Firmin. Das iſt nun der Mann, den du einen Ränkeſchmied und Kabalenmacher nennſt — und kein Menſch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — aber je mehr er Ihnen ſchön thut, deſto weniger trau' ich ihm — Dieſer ſüße Ton, den er bei Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grund richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! — Nein, mein Sohn! Und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden ſollte — ſo will ich doch ſo ſpät als möglich das Schlechte von andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — der Miniſter will Sie beſuchen.

Karl. Meinen Vater? —

Firmin. Mich?

La Roche. Ja, Sie! — Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie ſchon ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatten. — Dieſem Selicour iſt auch gar nicht wohl dabei zu Muthe — So iſt mein heutiger Schritt doch zu etwas gut geweſen.

Karl. O ſo ſehen Sie ſich doch wider Ihren eigenen Willen ans Licht hervorgezogen! — Welche glückliche Begebenheit!

Firmin. Ja, ja! Du ſiehſt mich in deinen Gedanken ſchon als Ambaſſadeur und Miniſter — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wird's alles ſein!

La Roche. Nein, nein, ſag' ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntſchaft machen — Und das iſt's nicht allein! Nein, nein! Die Augen ſind ihm endlich aufgegangen! Dieſer Selicour, ich weiß es, iſt ſeinem Fall nahe! Noch heute — es iſt ſchändlich und abſcheulich — doch ich ſage nichts. — Der Miniſter ließ in Ihrem Hauſe nach Ihnen fragen; man ſagte ihm, Sie ſeien auf dem Bureau. — Ganz gewiß ſucht er Sie hier auf! Sagt' ich's nicht? Sieh, da iſt er ſchon! (Er tritt nach dem Hintergrunde zurück.)

Neunter Auftritt.

Narbonne zu den Vorigen.

Narbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen geſehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einſichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtſchaffenheit, Ihre Beſcheidenheit rühmen. Männer Ihrer Art brauche ich höchſt nöthig —

Ich komme deßwegen mir Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem schweren Amte auszubitten, das mir anvertraut ist. — Wollen Sie mir Ihre Freundschaft schenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beschämt mich und macht mich stolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieses gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr gesagt, als wahr ist, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in diesem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zu viel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienst.

Narbonne. Das ist also Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Narbonne. Der Karl Firmin, dessen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert?

Narbonne. Sie haben mir sehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen gesagt.

Karl. Möchte ich so viele Güte verdienen!

Narbonne. Es soll mich freuen, mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden. — Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht ist, Sie aufzusuchen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unfähige einer schimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebt, sucht selbst das Auge seines Chefs und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewußt ist. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige sind immer bei der Hand, um sich mit ihrem anmaßlichen Verdienste zu brüsten. — Wie soll man das wahre Verdienst unterscheiden, wenn es sich mit seinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken stellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man *nicht thut*, so wie für das Böse, welches man *zuläßt*, verantwortlich ist.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater?

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde sie mit Freuden ergreifen!

Karbonne. Und mehr verlang' ich nicht — Damit wir besser mit einander bekannt werden, so speisen Sie beide diesen Abend bei mir. Sie finden eine angenehme Gesellschaft — ein paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt sein, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht stolzer geworden ist, wird Sie aufs freundlichste empfangen, das versprech' ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl (für sich). Ich werde Charlotten sehn!

La Roche (bei Seite). Die Sachen sind auf gutem Weg — der Augenblick ist günstig — frisch, noch einen Ausfall auf diesen Selicour! (Kommt vorwärts.) So lassen Sie endlich dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun ist noch übrig, auch das Laster zu entlarven — Glücklicherweise finde ich Sie hier und kann da fortfahren, wo ich es diesen Morgen gelassen. — Dieser Selicour brachte mich heute zum Stillschweigen — ich machte es ungeschickt, ich gesteh' es, daß ich so mit der Thür ins Haus fiel; aber wahr bleibt wahr! Ich habe doch recht! Sie verlangten Thatsachen — Ich bin damit versehen.

Karbonne. Was? Wie?

La Roche. Dieser Mensch, der sich das Ansehen gibt, als ob er seiner Mutter und seiner ganzen Familie zur Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter schön empfangen, der heute in seiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm in die Stadt kam, um eine kleine Versorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit seinen Verwandten um — und wie schlecht sein Herz ist, davon kann seine nothleidende Mutter —

Firmin. Sie thun ihm sehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieser Vetter, den er soll fortgejagt haben, kehrt mit seinen Wohlthaten überhäuft und von falschen Hoffnungen geheilt in sein Dorf zurück!

Karbonne. Eben mit diesem Vetter hat er sich recht gut betragen.

La Roche. Wie? Was?

Narbonne. Meine Mutter war ja bei dem Gespräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht so der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Schön, Herr Firmin! Reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er ist abwesend, es ist meine Pflicht, ihn zu vertheidigen. —

Narbonne. Diese Gesinnung macht Ihnen Ehre, Herr Firmin; auch hat sich Herr Selicour in Ansehung Ihrer noch heute eben so betragen. — Wie erfreut es mich, mich von so würdigen Personen umgeben zu sehen — (Zu La Roche.) Sie aber, der den armen Selicour so unversöhnlich verfolgt, Sie scheinen mir wahrlich der gute Mann nicht zu sein, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen sah, bringt Ihnen wahrlich schlechte Ehre!

La Roche (für sich). Ich möchte bersten — aber nur Geduld!

Narbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer besser zu denken, je mehr Schlimmes man mir von ihm sagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl (betroffen). Wie so?

Narbonne. Meine Mutter hat gewisse Plane, die ich vollkommen gutheiße — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — Diesen Abend ein Mehreres — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (Zu Karl.) Sie, mein junger Freund, legen sich auf die Dichtkunst, hör' ich; meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Lassen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören — Auch ich liebe die Musen, ob ich gleich ihrem Dienst nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umstände.

(Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Karl. Ich werde ſie ſehen! Ich werde ſie ſprechen! — Aber dieſe gewiſſen Plane der Großmutter — Gott! ich zittre. — Es iſt gar nicht mehr zu zweifeln, daß ſie dieſem Selicour beſtimmt iſt.

Firmin. Nun, mein Sohn! Das iſt ja heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

Firmin. Sei'n Sie außer Sorgen! Ich hoffe, alles wieder ins Gleiche zu bringen. — (Zu Karl.) Betrage dich klug, mein Sohn! Wenigſtens unter den Augen des Miniſters vergiß dich nicht!

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie ſich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lection.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß dir ſein Beiſpiel wenigſtens zu einer Warnung dienen. — Muth gefaßt, La Roche! Wenn meine Fürſprache etwas gilt, ſo iſt Ihre Sache noch nicht verloren.

(Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was ſagen Sie? Iſt das erlaubt, daß Ihr Vater ſelbſt mich Lügen ſtraft und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Beſter Freund, ich habe heute früh Ihre Dienſte verſchmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hilfe. Es iſt nicht mehr zu zweifeln, daß man ihr den Selicour zum Gemahl beſtimmt. Ich bin nicht werth, ſie zu beſitzen, aber noch weniger verdient es dieſer Nichtswürdige!

La Roche. Braucht's noch eines Sporns, mich zu hetzen? Sie ſind Zeuge geweſen, wie man mich um ſeinetwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß

der Miniſter ihm noch heute eine ſehr wichtige und kitzliche Arbe aufgetragen, die noch vor Abend fertig ſein ſoll. Er wird ſie en weder gar nicht leiſten, oder doch etwas höchſt Elendes zu Mark bringen. So kommt ſeine Unfähigkeit ans Licht. Trotz ſeiner ſüß lichten Manieren haſſen ihn alle und wünſchen ſeinen Fall. Keine wird ihm helfen, dafür ſteh' ich, ſo verhaßt iſt er! —

Karl. Meinen Vater will ich ſchon davon abhalten. — Ich ſehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abſchwatzte Sollte er wohl die Stirne haben, ſich in meiner Gegenwart für den Verfaſſer auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten! Er darf uns nicht beiſammen antreffen. — Du nennſt dich meinen Meiſter, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — — dein Lehrling formiert ſich, und noch vor Abend ſollſt du bei ihm in die Schule gehen!

(Gehen ab.)

Erſter Auftritt.

Madame Belmont. Charlotte.

Mad. Belmont. Bleib da, Charlotte! wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, ehe die Geſellſchaft kommt. — Sage mir, mein Kind! Was hältſt du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Madame?

Mad. Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienſtvoller, würdiger Mann ſcheint er mir zu ſein.

Mad. Belmont. Das hör' ich gerne! Ich freue mich, liebes Kind, daß du eine ſo gute Meinung von ihm haſt — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, ſo wird Herr Selicour bald dein Gemahl ſein.

Charlotte (betroffen). Mein Gemahl! —

Mad. Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Mad. Belmont. Wir glaubten, nicht beſſer für dein Glück ſorgen zu können.

Charlotte. Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gern einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Großmama! — Ich weiß nicht — dieſer Herr Selicour, den ich übrigens hochſchätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, ſo — ſo empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Mad. Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen möcht' ich's ſogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm Unrecht thue; aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

Mad. Belmont. Schon gut! Dieſe Furcht kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein! Hören Sie! —

Mad. Belmont. Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muß ich wiſſen, glaube mir — Bin ich nicht auch einmal jung geweſen? — Uebrigens ſteht dieſe Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der alles weiß — ein Mann von Geſchmack — ein feiner Kenner — und ein ſo gefälliger, bewährter Freund. — Auch reißt man ſich in allen Häuſern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt ſeiner Mutter wegen bekümmert, ſo hatte er mir dieſen Abend eine Romanze für dich verſprochen — denn er kann alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen ſein. — Aber ich hör' ihn kommen! Er läßt doch niemals auf ſich warten! Wahrlich, es gibt ſeines Gleichen nicht!

Zweiter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein Möglichſtes gethan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Mad. Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich ſchon fertig? — In der That, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Mad. Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin sie mir meldet, daß sie endlich —

Mad. Belmont. Daß sie die tausend Thaler erhalten — nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich sonst die Fassung haben können? — Aber, dem Himmel sei Dank! — jetzt ist mir dieser Stein vom Herzen, und in der ersten Freude setzte ich diese Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Mad. Belmont (zu Charlotten). Er hätte dich gejammert, wenn du ihn gesehen hättest — Da war's, wo ich sein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh' ich sie gelesen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bei Ihnen! Ei, ei, liebe Mutter! Sie ziehen mir ihn von nöthigeren Dingen ab. — Er hat so dringend zu thun, und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen.

Mad. Belmont. Sieh, sieh, mein Sohn! Will er nicht gar böse werden!

Narbonne. Was soll aus dem Aufsatz werden, der doch so wichtig und so dringend ist?

Selicour. Der Aufsatz ist fertig. Hier ist er!

Narbonne. Was, schon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabei gespart habe.

Narbonne. Aber wie ist das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz schwer gemacht — Ich konnte es nicht

dabei bewenden laſſen, ſie bloß müßig zu beklagen — dem Papiere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbeſſerungsplane an, und ſo trifft es ſich, daß die Arbeit, die Sie mir auftrugen, ſchon ſeit lange im Stillen von mir gemacht iſt — Es ſollte mir wahrlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von ſelbſt zur Einſicht gekommen wäre und in Ihrer Perſon einen Mann aufgeſtellt hätte, der alles wieder in Ordnung bringt. — Jetzt iſt der Zeitpunkt da, von dieſen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geſchehen.

Mad. Belmont. Nun, mein Sohn! Du kannſt zufrieden ſein, denk' ich — Herr Selicour hat deinen Wunſch erfüllt, eh' er ihn wußte; hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichſten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freuden ſeh' ich, daß wir einverſtanden ſind — Geben Sie, Herr Selicour, noch heute Abend ſende ich den Aufſatz an die Behörde.

Selicour (für ſich). Alles geht gut — Jetzt dieſen Firmin weggeſchafft, der mir im Weg iſt. (Laut.) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu ſagen — aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche dieſen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. —

Narbonne. Nicht den mindeſten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach allem, was ich ſehe, hat dieſer La Roche meine Stelle ſchon an jemanden vergeben. —

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer ſehr gut gedacht von Herrn Firmin, aber, ich geſteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wie? Sie haben mir ja noch heute ſeine Gutmüthigkeit gerühmt.

Selicour. Iſt auch dem Gutmüthigſten bis auf einen gewiſſen Punkt zu trauen? — Ich ſehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallſtricke. —

Karbonne. Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn beſſer, und ich ſtehe für ihn.

Selicour. Ich wünſchte, daß ich eben ſo von ihm denken könnte.

Karbonne. Der ſchändliche Undank dieſes La Roche muß Sie natürlicherweiſe mißtrauiſch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, ſo werden Sie ſogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

Selicour. Wie das?

Karbonne. Er wird im Augenblick ſelbſt hier ſein.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Karbonne. Hier — Ich konnte mir's nicht verſagen. Ich hab' ihn geſehen!

Selicour. Geſehen! Vortrefflich!

Karbonne. Er und ſein Sohn ſpeiſen dieſen Abend mit uns.

Selicour. Speiſen — Sein Sohn! Vortrefflich!

Mad. Belmont und **Charlotte.** Karl Firmin!

Karbonne. Der junge Officier, deſſen Verdienſte Sie mir ſo oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachteſſen eingeladen.

Mad. Belmont. Ich werde ſie mit Vergnügen willkommen heißen.

Karbonne (zu Selicour). Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte ſehr — ganz im Gegentheil!

Mad. Belmont. Ich bin dem Vater ſchon im voraus gut um des Sohnes willen. Und was ſagt unſere Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

Karbonne. Sie können ſich alſo ganz offenherzig gegen einander erklären.

Selicour. O das bedarf's nicht — im geringſten nicht — Wenn ich's geſtehen ſoll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichſten Mann gehalten — und that ich ihm einen Augenblick Unrecht, ſo bekenne ich mit Freuden meinen Irrthum — Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er mein Freund iſt.

Narbonne. Er hat es bewieſen! Er ſpricht mit großer Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erſt von heute, aber gewiß verdient er —

Selicour (einfallend). Alle die Lobſprüche, die ich ihm, wie Sie wiſſen, noch vor kurzem ertheilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunſt.

Narbonne. Er verbindet einen geſunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Menſch kann von Ruhmſucht freier ſein, als er. Was gilt's, er wär' im Stande, einem andern das ganze Verdienſt von dem zu laſſen, was er geleiſtet hat.

Selicour. Meinen Sie?

Narbonne. Er wäre der Mann dazu!

Mad. Belmont. Sein Sohn möchte in dieſem Stück nicht ganz ſo denken.

Charlotte. Ja wohl, der iſt ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz verſteht.

Selicour. Würde der wohl einem andern den Ruhm ſeines Werks abtreten?

Charlotte. O daran zweifle ich ſehr.

Narbonne. Ich liebe dieſes Feuer an einem jungen Kriegsmann.

Selicour. O allerdings, das verſpricht!

Narbonne. Jeder an ſeinen rechten Platz geſtellt, werden ſie beide vortrefflich zu brauchen ſein.

Selicour. Es iſt doch gar ſchön, wie Sie die fähigen Leute ſo aufſuchen!

Narbonne. Das iſt meine Pflicht. (Er ſpricht mit ſeiner Tochter.)

Selicour. Das war's! (Zu Madame Belmont, bei Seite.) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerſtreuten mich von meinen Berufsgeſchäften — Wenn alſo dieſen Abend mein Gedicht ſollte geſungen werden, ſo — nennen Sie mich nicht!

Mad. Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja — mir fällt ein. — Wie? Wenn ich, größerer Sicherheit wegen, jemanden aus der Geſellſchaft darum anſprüche, ſich als Verfaſſer zu bekennen. —

Mad. Belmont. Wie? Sie könnten einem andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! Das iſt eine Kleinigkeit! (Beide Firmins treten ein.)

Charlotte (erblickt ſie, lebhaft). Da kommen ſie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beide Firmins.

Narbonne (ihnen entgegen). Ich habe Sie längſt erwartet, meine Herren! — Nur herein! Nur näher! Sei'n Sie herzlich willkommen! Hier, Herr Firmin! meine Mutter und hier meine Tochter — Sie ſind kein Fremdling in meiner Familie.

Mad. Belmont (zu Karl Firmin). Ich hatte mir's nicht erwartet, Sie hier in Paris zu ſehen; es iſt ſehr angenehm, ſich mit lieben Freunden ſo unvermuthet zuſammen zu finden.

Karl. Dieſer Name hat einen hohen Werth für mich. (Zu Charlotten.) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlaſſen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeßliche Tage, die ich in Ihrem Hauſe verlebte. Dort war's, mein Fräulein —

Narbonne (zu Firmin, dem Vater). Laſſen wir die jungen Leute ihre Bekanntſchaft erneuern. — Nun, Herr Firmin, da iſt Selicour!

Selicour (zu Firmin). In der That — ich bin — ich kann nicht genug ſagen, wie erfreut ich bin — Sie bei dem Herrn von Narbonne eingeführt zu ſehen.

Narbonne. Sie ſind beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. (Zu Firmin.) Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünſchte, daß Sie ſich gegen einander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich als ſeinen Freund.

Narbonne. Und ſei'n Sie verſichert, er iſt auch der Ihrige. Ich wünſchte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partei nahm. Ganz gewiß hat dieſer La Roche wieder —

Charlotte (ſingt).

An der Quelle ſaß der Knabe,
Blumen wand er ſich zum Kranz,
Und er ſah ſie, fortgeriſſen,
Treiben in der Wellen Tanz, —
„Und ſo fliehen meine Tage,
„Wie die Quelle, raſtlos hin,
„Und ſo ſchwindet meine Jugend,
„Wie die Kränze ſchnell verblühn!“

Mad. Belmont (Selicour anſehend). Dieſer Anfang verſpricht ſchon viel!

Selicour (auf Karl Firmin zeigend). Dieſem Herrn da gehört das Compliment.

Mad. Belmont. Gut! Gut! Ich verſtehe!

Firmin. Der Gedanke iſt alltäglich, gemein.

Karl. Aber er iſt doch wahr.

Narbonne (auf der entgegengeſetzten Seite mit dem Aufſatz beſchäftigt). Die Einleitung iſt ſehr gut und erweckt ſogleich die Aufmerkſamkeit.

Charlotte (ſingt wieder).

„Fraget nicht, warum ich traure
„In des Lebens Blüthenzeit;
„Alles freuet ſich und hoffet,
„Wenn der Frühling ſich erneut!
„Aber dieſe tauſend Stimmen
„Der erwachenden Natur
„Wecken in dem tiefen Buſen
„Mir den ſchweren Kummer nur!

Mad. Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour (zu Karl Firmin). Sie ſehen, wie alles Sie bewundert.

Narbonne (leſend). Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Leſen Sie doch mit mir, Herr Firmin! (Firmin tritt zum Miniſter und lieſt über ſeine linke Schulter.)

Mad. Belmont. Ganz göttlich!

Delicour (zu Narbonne tretend). Ich habe aber freilich dem Herrn **Firmin** viel, ſehr, ſehr viel dabei zu danken. (Tritt wieder auf die andere Seite zwiſchen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe aus den Augen zu verlieren.)

Charlotte (ſingt wieder).

„Was kann mir die Freude frommen,
„Die der ſchöne Lenz mir beut?
„Eine nur iſt's, die ich ſuche,
„Sie iſt nah und ewig weit.
„Sehnend breit' ich meine Arme
„Nach dem theuren Schattenbild;
„Ach, ich kann es nicht erreichen,
„Und das Herz bleibt ungeſtillt!

„Komm herab, du ſchöne Holde,
„Und verlaß dein ſtolzes Schloß!
„Blumen, die der Lenz geboren,
„Streu' ich dir in deinen Schooß.
„Horch, der Hain erſchallt von Liedern,
„Und die Quelle rieſelt klar!
„Raum iſt in der kleinſten Hütte
„Für ein glücklich liebend Paar."

Mad. Belmont. Wie rührend der Schluß iſt! — Das liebe Kind iſt ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es iſt aus einem Herzen gefloſſen, das die Liebe kennt!

Delicour (verneigt ſich gegen Charlotten). Dies iſt ein ſchmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt ſich —

Delicour (ſchnell zu Karl Firmin ſich umdrehend). Nicht wahr, lieber Freund?

Mad. Belmont. Ich bin ganz davon hingeriſſen —

Delicour (bückt ſich gegen Madame Belmont). Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie verſteh' ich das?

Selicour (eben ſo ſchnell wieder zu Karl Firmin). Nun! ſagt' ich Ihnen nicht? Sie haben den vollkommenſten Sieg davon getrage

Karl. Hält er mich zum Narren?

Narbonne. Das Werk iſt vortrefflich! Ganz vortrefflich!

Selicour (zu Firmin dem Vater). Sie ſehen, ich habe mich ga an Ihre Ideen gehalten.

Firmin (lächelt). Ich muß geſtehen, ich merke ſo etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beiden Herren —

Selicour (zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet). Ein fü Triumph für den Verfaſſer.

Narbonne (den Aufſatz zuſammenlegend). Ein wahres Meiſterwe In der That!

Selicour (bückt ſich gegen Narbonne). Gar zu viel Ehre!

Mad. Belmont (wiederholt die letzte Strophe).

Horch, der Hain erſchallt von Liedern,
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! Himmliſch! Dem widerſtehe, wer kann! — Selicour, bleibt dabei, Sie heirathen meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Narbonne (ſteht auf). Ich kenne wenig Arbeiten, die ſo v trefflich wären — Selicour, Sie ſind Geſandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie ſind's! Ich ſtehe Ihnen für Ihre Ernennu Wer das ſchreiben konnte, muß ein rechtſchaffener Mann, m ein Mann von hohem Genie ſein!

Selicour. Aber erlauben Sie — ich weiß nicht, ob ich annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Looſe —

Narbonne. Sie müſſen ſich von allem losreißen, wenn Staat Sie anderswo nöthig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigſtens Herrn Firmin meinem Secretär ausbitten?

Firmin. Wo denken Sie hin? Mich? Mich? Zu Ihrem Secretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie sehr nöthig!

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird sich finden! Nun! Wie ist die Musik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmlisch gesungen.

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Gesellschaft ist im Saal versammelt —

Narbonne. Sie sind so gütig, liebe Mutter, sie zu empfangen — Ich will dieses jetzt auf der Stelle absenden — (Leise zu Selicour.) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! Das Werk ist vortrefflich, und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben. (Ab.)

Selicour (zu Karl). Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (Zu Charlotten.) Unser junger Freund weiß die Complimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den hübschen Sachen, die ich von ihm gesehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er nöthig haben würde, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Selicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Gesellschaft wartet —

Firmin (zu seinem Sohn). Nun, du hast ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet! (Selicour gibt Charlotten seinen Arm.)

Karl. Ja, ich hab' Ursache, mich zu rühmen.

Mad. Belmont (zu Selicour). Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch alles. Er ist ein scharmanter Mann! (Sie nimmt Firmins Arm.)

Selicour (auf Firmin zeigend). Diesem Herrn, nicht mir, gebüh das Lob — ich weiß in der That nicht, wie ich mir's zueignen da — Alles, was ich bin, was ich gelte, ist ja sein Verdienst.

(Gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Karl (allein zurückbleibend).

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muß mich e fassen, eh' ich ihnen folgen kann. Habe ich wirklich die Geb gehabt, dies alles zu ertragen? — Ein schöner Triumph, den i davon trug. — Aus Spott machten sie mir das Compliment. C ist offenbar, daß sie ihn, und nicht mich für den Verfasser halte Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Siehe da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht alles nach Wunsch vermuthlich.

Karl. O ganz vortrefflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hoffnung.

Karl. Selicour steht in größerm Ansehen, als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie sagen!

Karl. Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Bieb mann.

La Roche. Ist's möglich? Aber dieser wichtige Aufsatz, d der Minister ihm aufgetragen, und dem er so ganz und gar ni gewachsen ist?

Karl. Der Aufsatz ist fertig.

La Roche. Gehen Sie doch!

Karl. Er ist fertig, sag' ich Ihnen.

La Roche. Sie spotten meiner! Es ist nicht möglich.

Karl. Ein Meisterstück an Styl und Inhalt!

La Roche. Es ist nicht möglich, sag' ich Ihnen!

Karl. Ich sage Ihnen, es ist! — Der Aufsatz ist gelesen, bewundert, und wird jetzt eben abgeschickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in seinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und diese Gesandtschaftsstelle!

La Roche. Nun, die Gesandtschaft —

Karl. Er erhält sie, er erhält die Hand des Fräuleins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Gesandtschaft mit sammt dem Mädchen! Nein, beim Teufel! Das kann nicht sein! Das darf nicht sein! — Wie? Was? Dieser Heuchler, dieser niederträchtige Bube sollte einen Preis hinwegschnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist. — Nein, so wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, wir, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen; wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter aufsuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

La Roche. Wegen des Gedichts — von dem Gedicht ist hier auch die Rede — Bei der alten Mama mag er sich damit in Gunst setzen; aber meinen Sie, daß der Minister sich nach so einer Kleinigkeit bestimmen lasse — Nein, Herr! Dieses Memoire ist's, das so vortrefflich sein soll, und das er irgendwo muß herbeigehext haben — denn gemacht hat er's nicht, nun und nimmer, darauf schwör' ich — aber seine ganze Hexerei sind seine Kniffe! Und mit seinen eignen Waffen müssen wir ihn schlagen. Auf dem geraden Wege ging's nicht — so müssen wir einen krummen versuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort, — fort, daß man uns nicht beisammen findet.

Karl. Aber keine Unbesonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht!

La Roche. Meine Ehre steht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als euch die Liebe — Fort! Hinein! Sie sollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche (allein).

Laß ſehen — Er ſuchte von jeher die ſchwachen Seiten ſeiner Obern auszuſpüren, um ſich ihnen nothwendig zu machen. Neulich dieſen Morgen hatte er's mit dem Kammerdiener — Der Kerl ein Plauderer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Miniſters verlauten — Er habe Zimmer beſprochen in einer Vorſtadt. — Ich glaube kein Wort davon; aber man könnte darnach ſuchen — Doch ſtill! Da kömmt er!

Neunter Auftritt.

La Roche und Selicour.

Selicour (ohne ihn zu bemerken). Alles geht nach Wunſch, und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab' ich weder die Stelle noch die Braut, und da iſt Sohn und Vater, die mir auf den Dienſt lauern und mir jeden Augenblick beides wegfiſchen könnten — Wenn ich ſie entfernen könnte — Aber wie? Dem Miniſter nicht beizukommen — Dieſe Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen niemand — man kann ſie nicht in ſeine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuſchen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauern könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche (für ſich). Recht ſo! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach, ſieh da! Herr La Roche!

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugeſtehen.

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat.

Selicour. Das iſt das Beſte! Denn es lag wahrlich nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

La Roche. Das ist leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selicour. Aha! Steht es so? Fangen wir an, geschmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der schönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen — Aber um unsrer alten Freundschaft willen, schaden Sie mir wenigstens nicht!

Selicour. Ich Ihnen schaden!

La Roche. Thun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und da sich jemand gefunden, der sich bei dem Minister meiner annehmen will —

Selicour. So! Hat sich jemand? Und wer ist das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel? So! Kennen Sie diesen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es sein Neffe ist, der mich aus meiner Stelle vertreibt, so will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame ist wohl eine Anverwandte vom Minister?

La Roche. Sie soll ein schönes Frauenzimmer sein — er soll in der Vorstadt ein Quartier für sie suchen —

Selicour. Gut, gut! Ich will ja das alles nicht wissen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut, gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Mir? Meinen Sie, daß mir so viel daran liege?

La Roche. Ich sage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach — Ich bekümmere mich ganz und gar nicht um diese Sachen — Morgen wollen Sie diese Dame sprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es ſcheint da ein großes Geheimniß —

La Roche (ſchnell). Freilich! Freilich! Darum bitte ich Sie ſich ja nichts davon merken zu laſſen —

Selicour. Gut, gut! Nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht ſchaden, Herr La Roche! — Es iſt einmal mein Schickſal Undankbare zu verpflichten — Trotz der ſchlimmen Dienſte, die Sie mir haben leiſten wollen, liebe ich Sie noch — und daß Sie ſehen wie weit meine Gefälligkeit geht, ſo will ich mit Ihrer Beſchützerin gemeine Sache machen — Ja, das will ich — zählen Sie darauf

La Roche. Ach, Sie ſind gar großmüthig!

Selicour. Aber laſſen Sie ſich das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. O gewiß, Sie ſollen ſehen —

Selicour. Genug. Laſſen wir's gut ſein.

La Roche. Er hat angebiſſen. Er iſt ſo gut, als ſchon gefangen! Wie viel ſchneller kommt man doch mit der Spitzbüberei als mit der Ehrlichkeit! (Ab.)

Selicour. Jetzt gleich zu dieſem Kammerdiener Michel! — Es iſt hier ein Liebeshandel. Ganz gewiß. — Vortrefflich! Ich habe dich feſt, Narbonne! — Du biſt alſo auch ein Menſch — du haſt Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter.

(Geht ab.)

Erſter Auftritt.

La Roche (kommt).

Sie ſitzen noch an der Tafel — Er wird gleich herauskommen, der Miniſter — Hab' ich mich doch ganz außer Athem gelaufen — Aber, dem Himmel ſei Dank, ich bin auf der Spur, ich weiß alles. — Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Miniſter war nichts für dich zu machen, ſo lang' er tugendhaft war — aber Gott ſegne mir ſeine Laſter! Da gibt's Geheimniſſe zu verſchweigen, da gibt's Dienſte zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel — Er glaubt dem Miniſter eine Schwachheit abgemerkt zu haben — Welch herrlicher Spielraum für ſeine Niederträchtigkeit! — Nur zu! Nur zu! Wir ſind beſſer unterrichtet, Freund Selicour! Und dir ahnet nicht, daß wir dir eine böſe, böſe Schlinge legen — Der Miniſter kommt — Muth gefaßt! Jetzt gilt es, den entſcheidenden Streich zu thun.

Zweiter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

Narbonne. Was ſeh' ich? Sind Sie es ſchon wieder, de mich hat herausrufen laſſen?

La Roche. Möge dies die letzte Unterredung ſein, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch diesm nicht überzeugen kann — Ihre eigene Ehre aber und die mein erfordern es, daß ich darauf beſtehe — Alles, was ich bis jetzt ve ſucht habe, dieſen Herrn Selicour in Ihrer guten Meinung z ſtürzen, iſt zu ſeiner Ehre und zu meiner Beſchämung ausgeſchla gen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich z entlarven.

Narbonne. Das geht zu weit! Meine Geduld iſt am Ende

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Miniſter! — Sie ſuche eben jetzt ein Quartier in der Vorſtadt? Iſt's nicht ſo?

Narbonne. Wie? Was iſt das?

La Roche. Es iſt für ein Frauenzimmer beſtimmt, die ſi mit ihrer ganzen Familie im größten Elend befindet? Hab' i nicht Recht?

Narbonne. Wie? Was? Sie erdreiſten ſich, meinen Schritte nachzuſpüren?

La Roche. Zürnen Sie nicht — ich hab' es bloß Ihre Freund Selicour nachgethan. — Er war es, der dieſen Morge zuerſt dieſe Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locke wußte — Er gab der Sache ſogleich die beleidigendſte Auslegun — Ich hingegen habe Urſache, ganz anders davon zu denke Denn daß ich's nur geſtehe, ich ſtellte genauere Nachforſchung a — ich war dort — ich ſah das Frauenzimmer, von dem die Re iſt — (Er lacht.) Sie hat ein ganz anſehnliches Alter — Selicou hält ſie für eine junge Schönheit — — O entrüſten Sie ſich nic — Ich bitte, laſſen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ent und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen le nen, ſo will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm ſein —

kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen. (Ab.)

Narbonne. Der rasende Mensch! Wie weit ihn seine Leidenschaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es ist nicht möglich! Nicht möglich!

Dritter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Selicour (bei Seite). Er ist allein! Jetzt kann ich's anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, so setzt dieser Firmin sich in seine Gunst. — Hab' ich einmal sein Geheimniß, so ist er ganz in meinen Händen.

Narbonne. Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Ministerium zu Ihrem Aufsatz sagen wird — Ich hab' ihn sogleich abgehen lassen; er wird diesen Augenblick gelesen, und ich zweifle nicht, er wird den vollkommensten Beifall haben.

Selicour. Wenn er den Ihrigen hat, so sind alle meine Wünsche befriedigt. (Für sich.) Wie leit' ich's nur ein? — Wagen kann ich dabei nichts, denn die Sache ist richtig. Ich will nur gerade zugehen —

Narbonne. Sie scheinen in Gedanken, lieber Selicour!

Selicour. Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verleumdung den unschuldigsten Dingen zu geben im Stand ist!

Narbonne. Was meinen Sie damit?

Selicour. Es muß heraus — ich darf es nicht länger bei mir behalten — Böse Zungen haben sich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — beantworten Sie mir ein paar Fragen, und verzeihen Sie der besorgten Freundschaft, wenn ich unbescheiden scheine.

Narbonne. Fragen Sie! Ich will alles beantworten.

Selicour. Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, so suchen Sie ein Quartier in der Vorstadt?

Narbonne. Weil Sie es denn wiſſen — ja.

Selicour. Und ganz in geheim, hör' ich.

Narbonne. Ich habe bis jetzt wenigſtens ein Geheimniß daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja.

Selicour. Die Ihnen ſehr — (ſtockt) ſehr werth iſt?

Narbonne. Ich geſtehe es, ich nehme großen Antheil an ihr.

Selicour (für ſich). Er hat es gar keinen Hehl — die Sache iſt richtig. — Und Sie möchten gern das Aufſehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach, gut! Gut! Ich verſtehe! Die Sache iſt von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt ſo boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlaſſen Sie ſich auf mich!

Narbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich ſchaffe Ihnen, was Sie brauchen.

Narbonne. Wie denn? Was denn?

Selicour. Ich hab's! Ich ſchaff's Ihnen — Ein ſtille Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig! — Aber innen aufs zärtlichſte eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neueſten Geſchmack — ein Cabinet — himmliſch und reizend — kurz — das ſchönſte Boudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne (für ſich). Sollte La Roche Recht behalten — (Laut.) Und welche geheime Urſache hätte ich, ein ſolches Quartier zu ſuchen?

Selicour (lächelnd). In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienſtfertigen Freund in mir — Es iſt nichts, wozu ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu ſein. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu unterſuchen — Sie verſtehen mich.

Narbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachsicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitten — Aber, was diesen Punkt betrifft — wenn man nur den öffentlichen Anstoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein Höchster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehen —.

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. So eben gibt man diese Briefe ab.

Narbonne (zu Selicour). Die sind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß! Es sind Geschäftsbriefe, die gleich expediert sein wollen — Frisch zur Arbeit und frisch ans Vergnügen. So bin ich einmal!

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne (allein).

Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen — Dieser Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieser Selicour war der schändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für besser als andere; jeder hat seine Fehler — aber sich mit dieser Schamlosigkeit anzubieten! — Und diesem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit diesem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundschaft will er alles für mich thun, sagt er. Sind das unsere Freunde, die unsern Lastern dienen?

Sechster Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er ging ſo eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen weſentlichen Dienſt erzeigt, Herr La Roche, und ich laſſe Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren.

La Roche (mit freudiger Rührung). Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — aber wie ſoll ich eine ſo lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geiſt und Talent bei keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieſer Menſch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugeſtellt, die dem größten Staatsmann und Schriftſteller Ehre macht — Iſt es möglich? Ich begreife es nicht — So geſunde Begriffe ſo viel Geiſt bei einem ſo weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement geſendet, und ich will wetten, daß die Briefe, die ich ſo eben erhalte, von dem Lobe deſſelben voll ſind. (Er erbricht einen der Briefe und lieſt.) Ganz richtig! Es iſt, wie ich ſagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden. — Das Werk iſt alſo wirklich gut?

Narbonne. Vortrefflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfaſſer iſt.

Narbonne. Wer ſollte es denn ſein?

La Roche. Er iſt's nicht, ich will meine Seele zum Pfand ſetzen — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugeſtehen. — Wenn man verſuchte — Ja! — richtig — ich hab' es! — Das muß gelingen — Herr von Narbonne! Wenn Sie mir beiſtehen wollen, ſo ſoll er ſich ſelbſt verrathen.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Laſſen Sie mich machen — Er kömmt! Unterſtützen Sie mich!

Der Neffe als Onkel.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Aus dem Franzöſiſchen des Picard.

lles aus dem Munde der Dame ſelbſt. Dieſes Frauenzimme[illegible]r,
s er Ihnen eine ſtrafbare Neigung andichtete — es iſt ei[illegible]ne
, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienſtvolle[illegible]en
rs, der im Dienſt des Vaterlandes ſein Leben ließ und geg[illegible]en
ie die Schuld des Staats bezahlten.

arbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! (Zu Selicou[illegible]r.)
hen, daß Sie hier überflüſſig ſind. (Selicour entfernt ſich ſti[illegible]ll.)

a Roche. Es thut mir leid um den armen Schelm — —
wußt' ich's vorher, mein Haß würde ſich legen, ſobald es
iner Herrlichkeit aus ſein würde.

irmin (drückt ihm leiſe die Hand). Laſſen Sie's gut ſein. [illegible]ir
ihn zu tröſten ſuchen.

a Roche. Baſta, ich bin dabei!

arbonne (zu Karln). Unſer lebhafter junger Freund iſt [illegible]uf
ganz ſtumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen ge-
lieber Firmin! — Der Ueberraſchung danke ich Ihr Ge-
ß, und werde es nie vergeſſen, daß Ihre Neigung bei un-
Glück beſcheiden ſchwieg und nur laut wurde bei unſerm
k. — Charlotte! (Sie wirft ſich ſchweigend in ihres Vaters Arme.)
vir verſtehen uns! Erwarte alles von deines Vaters Liebe.

a Roche. Und ich will darauf ſchwören, Karl Firmin iſt
ihre Verfaſſer des Gedichts.

lad. Belmont. Wär's möglich?

harlotte (mit einem zärtlichen Blick auf Karln). Ich habe nie
gezweifelt! (Karl küßt ihre Hand mit Feuer.)

lad. Belmont. O der beſcheidene junge M[illegible]n! Gewiß, er
unſer Kind glücklich machen!

arbonne. Bilden Sie ſich nach Ihrem Vater, und mit
n werde ich Sie zum Sohn annehmen. — (Halb zu den Mit-
n, halb zu den Zuſchauern.) Diesmal hat das Verdienſt den
ehalten. — Nicht immer iſt es ſo. Das Geſpinnſt der Lüge
kt den Beſten; der Redliche kann nicht durchdringen; die
de Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent;
hein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit iſt nur auf der
.

Der Neffe als Onkel.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Aus dem Franzöſiſchen des Picard.

Perſonen.

Oberſt von Dorſigny.
Frau von Dorſigny.
Sophie, ihre Tochter.
Franz von Dorſigny, ihr Neffe.
Frau von Mirville, ihre Nichte.
Lormeuil, Sophiens Bräutigam.
Valcour, Freund des jungen Dorſigny.
Champagne, Bedienter des jungen Dorſigny.
Ein Notar.
Zwei Unterofficiere.
Ein Poſtillon.
Jasmin, Diener in Dorſigny's Hauſe.
Drei Lakaien.

Die Scene iſt ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten ſind Kabinetsthüren.

Fr. v. Mirville. Sophiens, meiner Couſine.

Dorſigny. Was hör' ich? Sophie ſoll heirathen?

Fr. v. Mirville. Ei freilich! Weißt du es denn nicht?

Dorſigny. Mein Gott! Nein!

Champagne (nähert ſich). Nicht ein Wort wiſſen wir.

Fr. v. Mirville. Herr von Lormeuil, ein alter Kriegsmerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für ſeinen Sohn r Sophien angehalten — Der junge Lormeuil ſoll ein ſehr benswürdiger Mann ſein, ſagt man; wir haben ihn noch nicht ehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab; dann wollen ſie eine ite Reiſe zuſammen machen, um ich weiß nicht welche Erbaft in Beſitz zu nehmen. In einem Monat denken ſie zurück zu , und wenn du alsdann noch da biſt, ſo kannſt du zur Hochmit tanzen.

Dorſigny. Ach, liebe Schweſter! — Redlicher Champagne! thet, helft mir! Wenn ihr mir nicht beiſteht, ſo iſt es aus mit , ſo bin ich verloren!

Fr. v. Mirville. Was haſt du denn, Bruder? Was iſt dir?

Champagne. Mein Herr iſt verliebt in ſeine Couſine.

Fr. v. Mirville. Ah, iſt es das!

Dorſigny. Dieſe unglückſelige Heirath darf nun und nimmerhr zu Stand kommen.

Fr. v. Mirville. Es wird ſchwer halten, ſie rückgängig zu chen. Beide Väter ſind einig, das Wort iſt gegeben, die Artikel d aufgeſetzt, und man erwartet bloß noch den Bräutigam, ſie zu terzeichnen und abzuſchließen.

Champagne. Geduld! — Hören Sie — (Tritt zwiſchen beide.) habe einen ſublimen Einfall!

Dorſigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren el vorzuſtellen! Bleiben Sie dabei! Führen Sie die Rolle durch.

Fr. v. Mirville. Ein ſchönes Mittel, um die Nichte zu then!

Champagne. Nur gemach! Laſſen Sie mich meinen Plan ickeln. — Sie ſpielen alſo Ihren Onkel! Sie ſind nun Herr im Hauſe, und Ihr erſtes Geſchäft iſt, die bewußte Heirath

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! ſind Sie es? Sei'n Sie von Herz willkommen!

Dorſigny. Nun, das iſt doch ein herzlicher Empfang!

Fr. v. Mirville. Das iſt ja recht ſchön, daß Sie uns überraſchen! Sie ſchreiben, daß Sie eine lange Reiſe vorhätten, vo der Sie früheſtens in einem Monat zurück ſein könnten, und vi Tage darauf ſind Sie hier.

Dorſigny. Geſchrieben hätt' ich und an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! (Sieht den Champagne, de ſeinen Mantel ablegt.) Wo iſt denn aber Herr von Lormeuil?

Dorſigny. Wer iſt der Herr von Lormeuil?

Fr. v. Mirville. Ihr künftiger Schwiegerſohn.

Dorſigny. Sage mir, für wen hältſt du mich?

Fr. v. Mirville. Nun, doch wohl für meinen Onkel!

Dorſigny. Iſt's möglich! Meine Schweſter erkennt mich nicht?

Fr. v. Mirville. Schweſter? Sie — mein Bruder?

Dorſigny. Ich — dein Bruder.

Fr. v. Mirville. Das kann nicht ſein. Das iſt nicht mög lich. Mein Bruder iſt bei ſeinem Regiment zu Straßburg, mei Bruder trägt ſein eigenes Haar, und das iſt auch ſeine Unifor nicht — und ſo groß auch ſonſt die Aehnlichkeit —

Dorſigny. Eine Ehrenſache, die aber ſonſt nicht viel zu b deuten haben wird, hat mich genöthigt, meine Garniſon in all Geſchwindigkeit zu verlaſſen; um nicht erkannt zu werden, ſteck ich mich in dieſen Rock und dieſe Perrücke.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich? — O ſo laß dich herzli umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu e kennen! Aber die Aehnlichkeit iſt doch ganz erſtaunlich.

Dorſigny. Mein Onkel iſt alſo abweſend?

Fr. v. Mirville. Freilich, der Heirath wegen.

Dorſigny. Der Heirath? — Welcher Heirath?

Fr. v. Mirville. Sophiens, meiner Couſine.

Dorſigny. Was hör' ich? Sophie ſoll heirathen?

Fr. v. Mirville. Ei freilich! Weißt du es denn nicht?

Dorſigny. Mein Gott! Nein!

Champagne (nähert ſich). Nicht ein Wort wiſſen wir.

Fr. v. Mirville. Herr von Lormeuil, ein alter Kriegskamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für ſeinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Lormeuil ſoll ein ſehr liebenswürdiger Mann ſein, ſagt man; wir haben ihn noch nicht geſehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab; dann wollen ſie eine weite Reiſe zuſammen machen, um ich weiß nicht welche Erbſchaft in Beſitz zu nehmen. In einem Monat denken ſie zurück zu ſein, und wenn du alsdann noch da biſt, ſo kannſt du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorſigny. Ach, liebe Schweſter! — Redlicher Champagne! Rathet, helft mir! Wenn ihr mir nicht beiſteht, ſo iſt es aus mit mir, ſo bin ich verloren!

Fr. v. Mirville. Was haſt du denn, Bruder? Was iſt dir?

Champagne. Mein Herr iſt verliebt in ſeine Couſine.

Fr. v. Mirville. Ah, iſt es das!

Dorſigny. Dieſe unglückſelige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stand kommen.

Fr. v. Mirville. Es wird ſchwer halten, ſie rückgängig zu machen. Beide Väter ſind einig, das Wort iſt gegeben, die Artikel ſind aufgeſetzt, und man erwartet bloß noch den Bräutigam, ſie zu unterzeichnen und abzuſchließen.

Champagne. Geduld! — Hören Sie — (Tritt zwiſchen beide.) Ich habe einen ſublimen Einfall!

Dorſigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzuſtellen! Bleiben Sie dabei! Führen Sie die Rolle durch.

Fr. v. Mirville. Ein ſchönes Mittel, um die Nichte zu heirathen!

Champagne. Nur gemach! Laſſen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie ſpielen alſo Ihren Onkel! Sie ſind nun Herr hier im Hauſe, und Ihr erſtes Geſchäft iſt, die bewußte Heirath

wieder aufzuheben — Sie haben den jungen Lormeuil nicht zu bringen können, weil er — weil er geſtorben iſt — Unterdeſſ erhält Frau von Dorſigny einen Brief von Ihnen, als dem Neffi worin Sie um die Couſine anhalten — Das iſt mein Amt! bin der Kourier, der den Brief von Straßburg bringt — Fr von Dorſigny iſt verliebt in ihren Neffen; ſie nimmt dieſen Vo ſchlag mit der beſten Art von der Welt auf; ſie theilt ihn Ihne als ihrem Eheherrn, mit, und Sie laſſen ſich's, wie billig, gefalle Nun ſtellen Sie ſich, als wenn Sie aufs eiligſte verreiſen müßten Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, dieſe Sache zu End zu bringen. Sie reiſen ab, und den andern Tag erſcheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben ſpornſtreichs von Ihrer Garniſon her kämen. Die Heirath geht vor ſich; der Onkel kommt ſtattlich angezogen mit ſeinem Bräutigam, der den Platz glücklich beſetzt findet, und nichts Beſſeres zu thun hat, als umzukehren und ſich entweder zu Toulon oder in Oſtindien eine Frau zu holen.

Dorſigny. Glaubſt du, mein Onkel werde das ſo geduldig —

Champagne. O er wird aufbrauſen, das verſteht ſich! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er liebt Sie! er liebt ſeine Tochter! Sie geben ihm die beſten Worte, verſprechen ihm eine Stube voll artiger Enkelchen, die ihm alle ſo ähnlich ſehen ſollen wie Sie ſelbſt. Er lacht, beſänftigt ſich, und alles iſt vergeſſen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß nicht, iſt es das Tolle dieſes Einfalls, aber er fängt an mich zu reizen.

Champagne. O er iſt himmliſch, der Einfall!

Dorſigny. Luſtig genug iſt er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel anſehen! —

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorſigny. Ja, im erſten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müſſen ihr keine Zeit laſſen, aus d Täuſchung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, ſo brauch wir auch nur einen Augenblick — Es iſt jetzt Abend, die Dunk heit kommt uns zu ſtatten; dieſe Lichter leuchten nicht hell genu um den Unterſchied bemerklich zu machen. Den Tag brauchſt

gar nicht zu erwarten — du erklärſt ſogleich, daß du noch in der Nacht wieder fortreiſen müſſeſt, und morgen erſcheinſt du in deiner wahren Perſon. Geſchwind ans Werk! wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unſere Tante, den dein Champagne als Kourier überbringen ſoll, und worin du um Sophien anhältſt.

Dorſigny (an den Schreibtiſch gehend). Schweſter! Schweſter! Du machſt mit mir, was du willſt.

Champagne (ſich die Hände reibend). Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich ſchon eine Frau habe; ich könnte hier eine Hauptrolle ſpielen, anſtatt jetzt bloß den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Wie das, Champagne?

Champagne. Ei nun, das iſt ganz natürlich. Mein Herr gilt für ſeinen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil vorſtellen, und wer weiß, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirath —

Fr. v. Mirville. Wahrhaftig, meine Couſine hat Urſache, ſich darüber zu betrüben!

Dorſigny (ſiegelt den Brief und gibt ihn an Champagne). Hier iſt der Brief. Richt' es nun ein, wie du willſt! Dir überlaſſ' ich mich.

Champagne. Sie ſollen mit mir zufrieden ſein — In wenig Augenblicken werde ich damit als Kourier von Straßburg ankommen, beſpornt und geſtiefelt, triefend von Schweiß. — Sie, gnädiger Herr, halten ſich wacker. — Muth, Dreiſtigkeit, Unverſchämtheit, wenn's nöthig iſt. — Den Onkel geſpielt, die Tante angeführt, die Nichte beheirathet, und, wenn alles vorbei iſt, den Beutel gezogen und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen dieſen Herrlichkeiten verholfen hat.

(Ab.)

Fr. v. Mirville. Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel anſehen. Thu', als wenn du nothwendig mit ihr zu reden hätteſt, und ſchick' mich weg.

Dorſigny. Aber was werd' ich ihr denn ſagen?

Fr. v. Mirville. Alles, was ein galanter Mann ſeiner Frau nur Artiges ſagen kann.

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Frau von Dorſigny. Franz von Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geſchwind! der Onkel iſt angekommen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Was? Mein Mann? — Ja wahrhaftig, da iſt er! — Herzlich willkommen, lieber Dorſigny — So bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reiſe gehabt? — Aber wie ſo allein? Wo ſind Ihre Leute? Ich hörte doch Ihre Kutſche nicht — Nun wahrhaftig — ich beſinne mich kaum — ich zittre vor Ueberraſchung und Freude —

Fr. v. Mirville (heimlich zu ihrem Bruder). Nun, ſo rede doch! Antworte friſch weg!

Dorſigny. Weil ich nur auf einen kurzen Beſuch hier bin, ſo komm' ich allein und in einer Miethkutſche — Was aber die Reiſe betrifft, liebe Frau — die Reiſe — ach! die iſt nicht die glücklichſte geweſen.

Fr. v. Dorſigny. Sie erſchrecken mich! — Es iſt Ihnen doch kein Unglück zugeſtoßen?

Dorſigny. Nicht eben mir! mir nicht! — Aber dieſe Heirath — (Zu Frau von Mirville.) Liebe Nichte, ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht ſtören, mein Onkel.

(Ab.)

Sechſter Auftritt.

Frau von Dorſigny. Franz von Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Nun, lieber Mann! dieſe Heirath —

Dorſigny. Aus dieſer Heirath wird — nichts.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters?

Dorſigny. Freilich wohl! Aber der Sohn kann unſere Tochter nicht heirathen.

Fr. v. Dorſigny. So? Und warum denn nicht?

Dorſigny (mit ſtarkem Ton). Weil — weil er — todt iſt.

Fr. v. Dorſigny. Mein Gott, welcher Zufall!

Dorſigny. Es iſt ein rechter Jammer. Dieſer junge Mann war, was die meiſten jungen Leute ſind, ſo ein kleiner Wüſtling. Einen Abend bei einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen hübſchen Mädchen den Hof zu machen; ein Nebenbuhler miſchte ſich drein und erlaubte ſich beleidigende Scherze. Der junge Lormeuil, lebhaft, aufbrauſend, wie man es mit zwanzig Jahren iſt, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Raufer von Profeſſion gerathen, der ſich nie ſchlägt, ohne ſeinen Mann — zu tödten. Und dieſe böſe Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geſchicklichkeit ſeines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drei tödtlichen — Stichen im Leibe.

Fr. v. Dorſigny. Barmherziger Himmel! Was muß der Vater dabei gelitten haben!

Dorſigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorſigny. Wie? Die Mutter! Die iſt ja im letzten Winter geſtorben, ſo viel ich weiß.

Dorſigny. Dieſen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter ſtirbt ihm ſeine Frau, und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es iſt mir auch ſchwer angekommen, ihn in ſeinem Schmerz zu verlaſſen! Aber der Dienſt iſt jetzt ſo ſcharf! Auf den zwanzigſten müſſen alle Offiziere — beim Regiment ſein! Heut iſt der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan und muß ſchon heute Abend wieder — nach meiner Garniſon zurückreiſen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? So bald?

Dorſigny. Das iſt einmal der Dienſt! Was iſt zu machen? Jetzt auf unſere Tochter zu kommen —

Fr. v. Dorſigny. Das liebe Kind iſt ſehr niedergeſchlagen und ſchwermüthig, ſeitdem Sie weg waren.

Dorſigny. Wiſſen Sie, was ich denke? Dieſe Partie, die wir ihr ausgeſucht, war — nicht nach ihrem Geſchmack.

Fr. v. Dorſigny. So! Wiſſen Sie?

Dorſigny. Ich weiß nichts — Aber ſie iſt fünfzehn J alt — Kann ſie nicht für ſich ſelbſt ſchon gewählt haben, eh' es für ſie thaten?

Fr. v. Dorſigny. Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

Dorſigny. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorſigny. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie (bei dem Anblick Dorſigny's ſtutzend). Ah! mein Vater —

Fr. v. Dorſigny. Nun, was iſt dir? Fürchteſt du dich, de nen Vater zu umarmen?

Dorſigny (nachdem er ſie umarmt, für ſich). Sie haben's doch g gut, dieſe Väter! Alles umarmt ſie!

Fr. v. Dorſigny. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, d ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorſigny. Herr von Lormeuil iſt todt.

Sophie. Mein Gott!

Dorſigny (hat ſie mit den Augen fixiert). Ja, nun — was ſa du dazu, meine Sophie?

Sophie. Ich, mein Vater? — Ich beklage dieſen unglü lichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als ein Glück anſehen, daß — daß ſich der Tag verzögert, der m von Ihnen trennt.

Dorſigny. Aber, liebes Kind! wenn du gegen dieſe Hein — etwas einzuwenden hatteſt, warum ſagteſt du uns nichts davo Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schüchte heit —

Dorſigny. Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entd mir dein Herz.

Fr. v. Dorſigny. Ja, mein Kind! Höre deinen Vater! Er meint es gut! Er wird dir gewiß das Beſte rathen.

Dorſigny. Du haßteſt alſo dieſen Lormeuil zum voraus — recht herzlich?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorſigny. Und du möchteſt keinen heirathen, als den du wirklich liebſt?

Sophie. Das iſt wohl natürlich.

Dorſigny. Du liebſt alſo — einen andern?

Sophie. Das habe ich nicht geſagt.

Dorſigny. Nun, nun, beinahe doch — Heraus mit der Sprache! Laß mich alles wiſſen.

Fr. v. Dorſigny. Faſſe Muth, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater iſt, mit dem du redeſt.

Dorſigny. Bilde dir ein, daß du mit deinem beſten, deinem zärtlichſten Freunde ſprächeſt — und der, den du liebſt, weiß er, daß er — geliebt wird?

Sophie. Behüte der Himmel! Nein.

Dorſigny. Iſt's noch ein junger Menſch?

Sophie. Ein ſehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth iſt, weil jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unſern Namen führt — Ach! Sie müſſen ihn errathen.

Dorſigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorſigny. Aber ich errath' ihn! Ich wette, es iſt ihr Vetter, Franz Dorſigny.

Dorſigny. Nun, Sophie, du antworteſt nichts?

Sophie. Billigen Sie meine Wahl?

Dorſigny (ſeine Freude unterdrückend, für ſich). Wir müſſen den Vater ſpielen. — Aber mein Kind — das müſſen wir denn doch bedenken.

Sophie. Warum bedenken? Mein Vetter iſt der beſte, verſtändigſte —

Dorſigny. Der? Ein Schwindelkopf iſt er, ein Wildfang, der in den zwei Jahren, daß er weg iſt, nicht zweimal an ſeinen Onkel geſchrieben hat.

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böſe, wenn ich von Ihnen ſpräche; was ich ſage, geſchieht aus lauter Freundſchaft für ihn, damit Sie ihn beſſern, weil Sie ſein Herr ſind.

Fr. v. Mirville. Der gute, redliche Diener! Er will nur als das Beſte ſeines Herrn!

Fr. v. Dorſigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus! Du wirſt es nöthig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Champagne.

Dorſigny. Nun, Sophie! was ſagſt du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater!

Dorſigny. Ja! was iſt da zu thun?

Fr. v. Dorſigny. Es iſt da weiter nichts zu thun; wir müſſen ſie ihm ohne Zeitverluſt zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter iſt ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorſigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorſigny. Nun — wenn es denn nicht anders iſt — und wenn Sie ſo meinen, meine Liebe — ſo ſei's! Ich bin's zufrieden und will mich ſo einrichten, daß der Lärm der Hochzeit — vorbei iſt, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

Zehnter Auftritt.

Zwei Bediente treten ein und warten im Hintergrunde. Vorige.

Fr. v. Dorſigny. Noch eins! Ihr Pachter hat mir während Ihrer Abweſenheit zweitauſend Thaler in Wechſeln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es iſt Ihnen doch recht?

Dorſigny. Mir iſt alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (Während ſie die Wechſel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville.) Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, ſonſt machſt du dich verdächtig.

Dorſigny (heimlich zu ihr). In Gottes Namen! Ich will meine Schulden damit bezahlen! (Laut, indem er die Wechſel der Frau von Dorſigny in Empfang nimmt.) Das Geld erinnert mich, daß ein verwünſchter Schelm von Wucherer mich ſchon ſeit lange um hundert Piſtolen plagt, die — mein Neffe von ihm geborgt hat — Wie iſt's? Soll ich den Poſten bezahlen?

Fr. v. Mirville. Ei, das verſteht ſich! Sie werden doch meine Baſe keinem Bruder Liederlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden ſteckt?

Fr. v. Dorſigny. Meine Nichte hat Recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeſchenken anwenden.

Fr. v. Mirville. Ja, ja, zu Hochzeitgeſchenken!

Ein dritter Bedienter (kommt). Die Modehändlerin der Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bei ihr beſtellen.

(Ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorige ohne Frau von Mirville.

Dorſigny (zu den Bedienten). Kommt her! — (Zur Fr
ſigny.) Man wird nach dem Herrn Gaſpar, unſerm Not
müſſen —

Fr. v. Dorſigny. Laſſen Sie ihn lieber gleich zu
eſſen einladen; dann können wir alles nach Bequem
machen.

Dorſigny. Das iſt wahr! (Zu einem von den Bedie
geh zum Juwelier und laß ihn das Neuſte herbringen, w
— (Zu einem andern.) Du gehſt zum Herrn Gaſpar, unſe
ich laß ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu eſſen. —
ſtelleſt du vier Poſtpferde; Punkt eilf Uhr müſſen ſie
Hauſe ſein, denn ich muß in der Nacht noch fort — (Zu ei
Für dich, Jasmin, hab' ich einen kitzlichen Auftrag -
Kopf; dir kann man was anvertrauen.

Jasmin. Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen ſo zu

Dorſigny. Du weißt, wo Herr Simon wohnt, der G
der ſonſt meine Geſchäfte machte — der meinem Neſ
mein eigenes Geld borgte.

Jasmin. Ei ja wohl! Warum ſollt' ich ihn nic
Ich war ja immer der Poſtillon des gnädigen Herrn, Ih

Dorſigny. Geh zu ihm, bring' ihm dieſe hunder
die mein Neffe ihm ſchuldig iſt, und die ich ihm hierm
Vergiß aber nicht, dir einen Empfangſchein geben zu la

Jasmin. Warum nicht gar — Ich werde doch
Eſel ſein!

(Die Bedienten geh

Fr. v. Dorſigny. Wie er ſich verwundern wird,
Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeſ
gekauft, die Schulden bezahlt findet.

Dorſigny. Das glaub' ich! Es thut mir nur lei
nicht Zeuge davon ſein kann.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder). Mach, daß du fortkommſt, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz ſo ausſieht, wie der Herr von Lormeuil.

Dorſigny (in ein Kabinet fliehend). Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorſigny. Nun, warum eilen Sie denn ſo ſchnell fort, Dorſigny?

Dorſigny. Ich muß — ich habe — Gleich werd' ich wieder da ſein.

Fr. v. Mirville (preſſiert). Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch die ſchönen Mützen an, die man mir gebracht hat.

Fr. v. Dorſigny. Du thuſt recht, mich zu Rathe zu ziehen — Ich verſtehe mich darauf. Ich will dir ausſuchen helfen.

Dreizehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil. Frau von Dorſigny. Sophie. Frau von Mirville.

Oberſt. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber deſto beſſer! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier dieſen Herrn —

Fr. v. Dorſigny. Bitte tauſendmal um Vergebung, meine Herren — Die Putzhändlerin wartet auf uns, wir ſind gleich wieder da — Komm, meine Tochter!

(Ab.)

Oberſt. Nun, nun! Dieſe Putzhändlerin könnte wohl auch einen Augenblick warten, dächt' ich.

Sophie. Eben darum, weil ſie nicht warten kann — Entſchuldigen Sie, meine Herren.

(Ab.)

Oberſt. Das mag ſein — aber ich ſollte doch denken —

Fr. v. Mirville. Die Herren, wiſſen wir wohl, fragen nac Putzhändlerinnen nichts; aber für uns ſind das ſehr wichtig Perſonen.

(Geht ab, ſich tief gegen Lormeuil verneigend.)

Oberſt. Zum Teufel, das ſeh' ich, da man uns ihrentweger ſtehen läßt.

Vierzehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ein ſchöner Empfang, das muß ich ſagen!

Lormeuil. Iſt das ſo der Brauch bei den Pariſer Damen, daß ſie den Putzhändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer an kommen?

Oberſt. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen ſoll. Ich ſchrieb, daß ich erſt in ſechs Wochen zurück ſein könnte; ich bin unverſehens da, und man iſt nicht im geringſten mehr darüber erſtaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Lormeuil. Wer ſind die beiden jungen Damen, die mich ſo höflich grüßten?

Oberſt. Die eine iſt meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre beſtimmte Braut.

Lormeuil. Sie ſind beide ſehr hübſch.

Oberſt. Der Henker auch! Die Frauen ſind alle hübſch in meiner Familie. Aber es iſt nicht genug an dem Hübſchſein — man muß ſich auch artig betragen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Die drei Bedienten, die nach und nach hereinkommen.

Zweiter Bedienter (zur Linken des Oberſten). Der Notar läßt ſehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht ſpeiſen kann — er wird ſich aber nach Tiſch einfinden.

Oberſt. Was ſchwatzt der da für närriſches Zeug?

Zweiter Bedienter. Die Poſtpferde werden Schlag eilf Uhr vor dem Hauſe ſein. (Ab.)

Oberſt. Die Poſtpferde, jetzt, da ich eben ankomme?

Erſter Bedienter (zu ſeiner rechten Seite). Der Juwelier, Euer Gnaden, hat Bankerott gemacht und iſt dieſe Nacht auf und davon gegangen. (Ab.)

Oberſt. Was geht das mich an? Er war mir nichts ſchuldig.

Jasmin (an ſeiner linken Seite). Ich war bei dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier ſchickt er Ihnen die Quittung.

Oberſt. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie zu leſen.

Oberſt (lieſt). „Ich Endesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberſt von Dorſigny zweitauſend Livres, welche ich ſeinem Herrn Neffen vorgeſchoſſen, richtig erhalten zu haben."

Jasmin. Euer Gnaden ſehen, daß die Quittung richtig iſt. (Ab.)

Oberſt. O vollkommen richtig! Das begreife, wer's kann; mein Verſtand ſteht ſtill — Der ärgſte Gauner in ganz Paris iſt krank und ſchickt mir die Quittung über das, was mein Neffe ihm ſchuldig iſt.

Lormeuil. Vielleicht ſchlägt ihm das Gewiſſen.

Oberſt. Kommen Sie! Kommen Sie, Lormeuil! Suchen wir herauszubringen, was uns dieſen angenehmen Empfang verſchafft — und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Poſtpferde, Geldmäkler und Putzhändlerinnen!

(Beide ab.)

Erſter Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorſigny kommt aus einem Zi
linker Hand und ſieht ſich ſorgfältig um.

Fr. v. Mirville (von der entgegengeſetzten Seite). Wie unl
nen! Der Onkel wird den Augenblick da ſein.

Dorſigny. Aber ſage mir doch, was mit mir werden
Iſt alles entdeckt, und weiß meine Tante, daß ihr vorgel
Mann nur ihr Neffe war?

Fr. v. Mirville. Nichts weiß man! Nichts iſt entdeckt!
Tante iſt noch mit der Modehändlerin eingeſchloſſen; der
flucht auf ſeine Frau — Herr von Lormeuil iſt ganz verblüff
die ſonderbare Aufnahme, und ich will ſuchen, die Entwick
die nicht mehr lange anſtehen kann, ſo lang als möglich zu
zögern, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vorth
ſtimmen, oder, wenn's nicht anders iſt, den Lormeuil in mid
liebt zu machen — denn eh' ich zugebe, daß er die Couſine
rathet, nehm' ich ihn lieber ſelbſt.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Valcour.

Valcour (kommt ſchnell). Ah ſchön, ſchön, daß ich dich hier finde, Dorſigny. Ich habe dir tauſend Sachen zu ſagen und in der größten Eile.

Dorſigny. Hol' ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Valcour. Die gnädige Frau darf doch —

Dorſigny. Vor meiner Schweſter hab' ich kein Geheimniß.

Valcour (zur Frau von Mirville ſich wendend). Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntſchaft gerade in dieſem Augenblicke zu machen, wo ich ſo glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen weſentlichen Dienſt zu erzeigen.

Dorſigny. Was hör' ich? Seine Stimme! (Flieht in das Kabinet, wo er herausgekommen).

Valcour (ohne Dorſignys Flucht zu bemerken, fährt fort). Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich ſein zu können, ſo betrachten Sie mich als Ihren ergebenſten Diener. (Er bemerkt nicht, daß indeß der Oberſt Dorſigny hereingekommen, und ſich an den Platz des andern geſtellt hat.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ja — dieſe Weiber ſind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer.

Valcour (kehrt ſich um und glaubt mit dem jungen Dorſigny zu reden). Ich wollte dir alſo ſagen, lieber Dorſigny, daß dein Oberſtlieutenant nicht todt iſt.

Oberſt. Mein Oberſtlieutenant?

Valcour. Mit dem du die Schlägerei gehabt haſt. Er hat an meinen Freund Liancour ſchreiben laſſen; er läßt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren und bekennt, daß er der An-

greifer gewesen sei. Die Familie hat zwar schon angefangen, [illegible] gerichtlich zu verfolgen; aber wir wollen alles anwenden, die Sa[illegible] bei Zeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir [illegible]i gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu me[illegible] Gesellschaft.

Oberst. Sehr obligiert — aber —

Valcour. Du kannst also ganz ruhig schlafen. Ich wac für dich. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Frau von Mirville. Oberst Dorsigny. Lormeuil.

Oberst. Sage mir doch, was der Mensch will?

Fr. v. Mirville. Der Mensch ist verrückt, das sehen Sie ja.

Oberst. Dies scheint also eine Epidemie zu sein, die alle Wel ergriffen hat, seitdem ich weg bin; denn das ist der erste Narr nicht dem ich seit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müssen den trocknen Empfang meine Tante nicht so hoch aufnehmen. Wenn von Putzsachen die Red ist, da darf man ihr mit nichts anderm kommen.

Oberst. Nun, Gott sei Dank! da hör' ich doch endlich einm ein vernünftiges Wort! — So magst du denn die Erste sein, d ich mit dem Herrn von Lormeuil bekannt mache.

Lormeuil. Ich bin sehr glücklich, mein Fräulein, daß i mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Ab diese Einwilligung kann mir zu nichts helfen, wenn nicht d Ihrige —

Oberst. Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Rase auch dich angesteckt, armer Freund? Dein Compliment ist gan artig, aber bei meiner Tochter, und nicht bei meiner Nichte hätte du das anbringen sollen.

Lormeuil. Vergeben Sie, gnädige Frau! Sie sagen der B schreibung so vollkommen zu, die mir Herr von Dorsigny vo meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrthum verzeihlich ist.

Fr. v. Mirville. Hier kommt meine Couſine, Herr von Lormeuil! betrachten Sie ſie recht und überzeugen Sie ſich mit Ihren eignen Augen, daß ſie alle die ſchönen Sachen verdient, die Sie mir zugedacht haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tauſendmal um Verzeihung, beſter Vater, daß ich Sie vorhin ſo habe ſtehen laſſen; die Mama rief mir, und ich mußte ihrem Befehl gehorchen.

Oberſt. Nun, wenn man nur ſeinen Fehler einſieht und ſich entſchuldigt —

Sophie. Ach, mein Vater! wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, daß Sie in dieſe Heirath willigen.

Oberſt. So, ſo! Gefällt ſie dir, dieſe Heirath?

Sophie. O gar ſehr!

Oberſt (leiſe zu Lormeuil). Du ſiehſt, wie ſie dich ſchon liebt, ohne dich zu kennen! Das kommt von der ſchönen Beſchreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh' ich abreiſte.

Lormeuil. Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Oberſt. Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit ſein, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umſehe; denn endlich werden mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiſte du indeß dieſem Herrn Geſellſchaft. Er iſt mein Freund, und mich ſoll's freuen, wenn er bald auch der deinige wird — verſtehſt du? (Zu Lormeuil.) Jetzt friſch daran — das iſt der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, ſo iſt ſie morgen deine Frau — (Zu Frau von Mirville.) Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein ausmachen.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Sophie. Lormeuil.

Sophie. Sie werden also auch bei der Hochzeit sein?

Lormeuil. Ja, mein Fräulein — Sie scheint Ihnen zu mißfallen, diese Heirath?

Sophie. Sie hat den Beifall meines Vaters.

Lormeuil. Wohl! Aber was die Väter veranstalten, darum nicht immer den Beifall der Töchter.

Sophie. O was diese Heiroth betrifft — die ist auch wenig meine Anstalt.

Lormeuil. Wie das, mein Fräulein?

Sophie. Mein Vater war so gütig, meine Neigung um Ra zu fragen.

Lormeuil. Sie lieben also den Mann, der Ihnen zum G. mahl bestimmt ist?

Sophie. Ich verberg' es nicht.

Lormeuil. Wie? und kennen ihn nicht einmal?

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Lormeuil. Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzoge worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Lormeuil — nein!

Lormeuil. Das ist aber Ihr bestimmter Bräutigam.

Sophie. Ja, das war anfangs.

Lormeuil. Wie, anfangs?

Sophie. Ich sehe, daß Sie noch nicht wissen, mein Herr —

Lormeuil. Nichts weiß ich! Nicht das Geringste weiß ich.

Sophie. Er ist todt.

Lormeuil. Wer ist todt?

Sophie. Der junge Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Lormeuil. Wer hat Ihnen gesagt, daß er todt sei?

Sophie. Mein Vater!

Lormeuil. Nicht doch, Fräulein! Das kann ja nicht sein das ist nicht möglich.

Sophie. Mit Ihrer Erlaubniß, es iſt! Mein Vater, der von Toulon kommt, muß es doch beſſer wiſſen, als Sie. Dieſer junge Edelmann bekam auf einem Balle Händel, er ſchlug ſich und erhielt drei Degenſtiche durch den Leib.

Lormeuil. Das iſt gefährlich.

Sophie. Ja wohl, er iſt auch daran geſtorben.

Lormeuil. Es beliebt Ihnen, mit mir zu ſcherzen, gnädiges Fräulein. Niemand kann Ihnen vom Herrn von Lormeuil beſſer Auskunft geben, als ich.

Sophie. Als Sie! Das wäre doch luſtig.

Lormeuil. Ja, mein Fräulein, als ich! Denn, um es auf einmal herauszuſagen — ich ſelbſt bin dieſer Lormeuil, und bin nicht todt, ſo viel ich weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Nun, für wen hielten Sie mich denn ſonſt?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Lormeuil. Sie halten alſo immer noch Hochzeit, ob ich gleich todt bin?

Sophie. Ja freilich!

Lormeuil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Couſin Dorſigny.

Lormeuil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabei mit zu ſprechen haben.

Sophie. Das hat er, das verſteht ſich! Er hat ja ſeine Einwilligung gegeben.

Lormeuil. Wann hätt' er ſie gegeben?

Sophie. Eben jetzt — ein paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Lormeuil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater iſt vor Ihnen hier geweſen.

Lormeuil (an den Kopf greifend). Mir ſchwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — Jedes Wort, das Sie ſagen, ſetzt mich in Erſtaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muß ein Geheimniß ſtecken, das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr — ſollten Sie wirklich im Ernſt geſprochen haben?

Lormeuil. Im vollen höchſten Ernſt, mein Fräulein —

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Lormeuil? — Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbeſonnenheit —

Lormeuil. Laſſen Sie ſich's nicht leid ſein, Fräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter iſt ein Umſtand, den man lieber vor als nach der Heirath erfährt —

Sophie. Aber ich begreife nicht —

Lormeuil. Ich will den Herrn von Dorſigny aufſuchen — vielleicht löſt er mir das Räthſel. — Wie es ſich aber auch immer löſen mag, Fräulein, ſo ſollen Sie mit mir zufrieden ſein, hoff' ich. (Ab.)

Sophie. Er ſcheint ein ſehr artiger Menſch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, ſo ſoll es mich recht ſehr reuen, daß er nicht erſtochen iſt.

Siebenter Auftritt.

Sophie. Oberſt. Frau von Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Laß uns allein, Sophie. (Sophie geht ab.) Wie, Dorſigny, Sie können mir ins Angeſicht behaupten, daß Sie nicht kurz vorhin mit mir geſprochen haben? Nun, wahrhaftig, welcher andere als Sie, als der Herr dieſes Hauſes, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das thun können, was Sie thaten!

Oberſt. Was Teufel hätte ich denn gethan?

Fr. v. Dorſigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wiſſen nicht mehr, daß Sie erſt vor kurzem mit unſerer Tochter geſprochen, daß Sie ihre Neigung zu unſerm Neffen entdeckt haben, und daß wir eins worden ſind, ſie ihm zur Frau zu geben, ſobald er wird angekommen ſein?

Oberſt. Ich weiß nicht — Madame, ob das alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft iſt, oder ob wirklich ein anderer in meiner Abweſenheit meinen Platz eingenommen hat. Iſt das Letztere, ſo war's hohe Zeit, daß ich kam — Dieſer Jemand ſchlägt meinen Schwiegerſohn todt, verheirathet meine Tochter und ſticht mich aus bei meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter laſſen ſich's beide ganz vortrefflich gefallen.

Fr. v. Dorſigny. Welche Verſtockung! — In Wahrheit, Herr von Dorſigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberſt. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Dacht' ich's doch, daß ich Sie beide würde beiſammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer ein Herz und eine Seele! Das iſt erbaulich! Das iſt doch ein Beiſpiel! Die Tante iſt gefällig wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

Oberſt. Wahr geſprochen, Nichte! — Man muß Hiobs Geduld haben, wie ich, um ſie bei ſolchem Geſchwätz nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorſigny. Die Nichte hat Recht, man muß ſo gefällig ſein wie ich, um ſolche Albernheiten zu ertragen.

Oberſt. Nun, Madame! unſre Nichte hat mich ſeit meinem Hierſein faſt nie verlaſſen. Wollen wir ſie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin's vollkommen zufrieden und unterwerfe mich ihrem Ausſpruch.

Fr. v. Mirville. Wovon iſt die Rede?

Fr. v. Dorſigny. Stelle dir vor, mein Mann unterſteht ſich, mir ins Geſicht zu behaupten, daß er's nicht geweſen ſei, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich?

Oberſt. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in dieſem Zimmer, mit ihr geſprochen haben ſoll, in demſelben Augenblicke, wo ich mich auf der Toulouſer Poſtſtraße ſchütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das iſt ja ganz unbegreiflich, Onkel — Hier muß ein Mißverſtändniß ſein — Laſſen Sie mich ein paar Worte mit der Tante reden.

Oberſt. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht ſetzeſt, wenn's möglich iſt; aber es wird ſchwer halten.

Fr. v. Mirville (leiſe zur Frau von Dorſigny). Liebe Tante, das alles iſt wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorſigny (eben ſo). Freilich wohl, er müßte ja raſend ſein, ſolches Zeug im Ernſt zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wiſſen Sie was? Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — geben Sie's ihm heim! Laſſen Sie ihn fühlen, daß Sie ſich nicht zum Beſten haben laſſen.

Fr. v. Dorſigny. Du haſt Recht. Laß mich nur machen!

Oberſt. Wird's bald? Jetzt denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorſigny (ſpottweiſe). Ja wohl iſt's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau iſt, nur durch ihres Mannes Augen zu ſehen, ſo erkenn' ich meinen Irrthum und will mir alles einbilden, was Sie wollen.

Oberſt. Mit dem ſpöttiſchen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorſigny. Ohne Groll, Herr von Dorſigny! Sie haben auf meine Unkoſten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und ſo heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Beſuche zu geben. Wenn ich zurückkomme und Ihnen der ſpaßhafte Humor vergangen iſt, ſo können wir ernſthaft mit einander reden. (Ab.)

Oberſt (zur Frau von Mirville). Verſtehſt du ein Wort von allem, was ſie da ſagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen ſuchen. (Ab.)

Oberſt. Thu' das, wenn du willſt. Ich geb' es rein auf — ſo ganz toll und närriſch hab' ich ſie noch nie geſehen. Der Teufel muß in meiner Abweſenheit meine Geſtalt angenommen haben, um mein Haus unterſt zu oberſt zu kehren, anders begreif' ich's nicht. —

Neunter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Champagne, ein wenig betrunken.

Champagne. Nun, das muß wahr ſein! — Hier lebt ſich's, wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel ſtecken ſie denn alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr geſehen, ſeitdem ich als Kourier den Lärm angerichtet habe — Doch, ſieh da, mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unſere Sachen ſtehen. (Macht gegen den Oberſt Zeichen des Verſtändniſſes und lacht ſelbſtgefällig.)

Oberſt. Was Teufel! iſt das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der hieher, und was will der Eſel mit ſeinen einfältigen Grimaſſen?

Champagne (wie oben). Nun, nun, gnädiger Herr?

Oberſt. Ich glaube, der Kerl iſt beſoffen.

Champagne. Nun, was ſagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut geſpielt?

Oberſt (für ſich). Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entzücken hab' ich ſie geſpielt. Mit meiner Peitſche und den Kourierſtiefeln, ſah ich nicht einem ganzen Poſtillon gleich? Wie?

Oberſt. Ja! ja! (Für ſich.) Weiß der Teufel, was ich ihm antworten ſoll.

Champagne. Nun, wie ſteht's drinnen? Wie weit ſind Sie jetzt?

Oberſt. Wie weit ich bin — wie's ſteht — nun, du kannſt dir leicht vorſtellen, wie's ſteht.

Champagne. Die Heirath ist richtig, nicht wahr? — haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberst. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Per als Liebhaber auf.

Oberst (für sich). Es ist ein Streich von meinem Neffen.

Champagne. Und heirathen die Wittwe des Herrn von L meuil — Wittwe! Hahaha! — Die Wittwe von meiner Erfindu

Oberst. Worüber lachst du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lache über die Gesicht die der ehrliche Onkel schneiden wird, wenn er in vier Woch zurückkommt und Sie mit seiner Tochter verheirathet findet.

Oberst (für sich). Ich möchte rasend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ih angezogen kommt und einen andern in seinem Neste findet — d ist himmlisch!

Oberst. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danke Ihrem treuen Champagne!

Oberst. Dir? Wie so?

Champagne. Nun, wer sonst hat Ihnen denn den Rath g geben, die Person Ihres Onkels zu spielen?

Oberst (für sich). Ha, der Schurke!

Champagne. Aber das ist zum Erstaunen, wie Sie Ihre Onkel doch so ähnlich sehen! Ich würde darauf schwören, er sei selbst, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüßte.

Oberst (für sich). Mein Schelm von Neffen macht einen schöne Gebrauch von meiner Gestalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich sehen Sie aus — Ihr Onkel ist ja so ziemlich von Ihren Jahren; Sie hätten nic nöthig gehabt, sich so gar alt zu machen.

Oberst. Meinst du?

Champagne. Doch was thut's! Ist er doch nicht da, d man eine Vergleichung anstellen könnte — Und ein Glück für un daß der Alte nicht da ist! Es würde uns schlecht bekommen, wen er zurück käme.

Oberſt. Er iſt zurückgekommen.

Champagne. Wie? Was?

Oberſt. Er iſt zurückgekommen, ſag' ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie ſtehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — helfen Sie ſich, wie Sie können — ich ſuche das Weite. (Will fort.)

Oberſt. Bleib, Schurke! zweifacher Hallunke, bleib! Das alſo ſind deine ſchönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Wie, gnädiger Herr, iſt das mein Dank?

Oberſt. Bleib, Hallunke! — Wahrlich, meine Frau (hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens) iſt die Närrin nicht, für die ich ſie hielt — und einen ſolchen Schelmſtreich ſollte ich ſo hingehen laſſen? — Nein, Gott verdamm' mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es iſt noch nicht ſo ſpät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Lormeuil meine Tochter — Ich überraſche meinen Neffen — er muß mir den Heirathscontract ſeiner Baſe noch ſelbſt mit unterzeichnen — und was dich betrifft, Hallunke —

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberſt. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Piſtolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier Bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte ſich nicht, ſeine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er ſoll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Geſell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es thut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bei mir habe; aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. (Ab.)

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieſer verwünſchte Onkel auch gerade jetzt zurückkommen und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Eſel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigſtens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber ſo!

Zehnter Auftritt.

Champagne. Franz Dorſigny. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (kommt ſachte hervor und ſpricht in die Scene zu
Das Feld iſt rein — du kannſt herauskommen — es iſt niem
hier als Champagne.

Dorſigny (tritt ein).

Champagne (kehrt ſich um und fährt zurück, da er ihn erblickt). A
Gott, da kommt er ſchon wieder zurück! Jetzt wird's losge
(Sich Dorſigny zu Füßen werfend.) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! G
— Gnade einem armen Schelm, der ja unſchuldig — der es
lich verdient hätte —

Dorſigny. Was ſoll denn das vorſtellen? Steh auf! Ich
dir ja nichts zu Leide thun.

Champagne. Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Her

Dorſigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich
recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle ſo gut geſpielt

Champagne (erkennt ihn). Wie, Herr, ſind Sie's?

Dorſigny. Freilich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wiſſen Sie, daß Ihr Onkel hie

Dorſigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champagne. Ich hab' ihn geſehen, gnädiger Herr. Ich
ihn angeredet — ich dachte, Sie wären's; ich hab' ihm alle
ſagt; er weiß alles.

Fr. v. Mirville. Unſinniger! was haſt du gethan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie ſehen, daß ich eben
den Neffen für den Onkel genommen — iſt's zu verwundern,
ich den Onkel für den Neffen nahm?

Dorſigny. Was iſt zu machen?

Fr. v. Mirville. Da iſt jetzt kein andrer Rath, als au
Stelle das Haus zu verlaſſen.

Dorſigny. Aber wenn er meine Couſine zwingt, den
meuil zu heirathen —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden!
fort, geſchwind, da der Weg noch frei iſt! (Sie führt ihn bis an di
tere Thür, eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derſelben herein, ihm
gegen, der ihn zurückhält und wieder vorwärts führt.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil.

Lormeuil. Sind Sie's? Ich ſuchte Sie eben.

Fr. v. Mirville (heimlich zu Dorſigny). Es iſt der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm ſo bald als möglich ſeinen Abſchied.

Lormeuil (zur Frau v. Mirville). Sie verlaſſen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin ſogleich wieder hier. (Geht ab, Champagne folgt.)

Zwölfter Auftritt.

Lormeuil. Franz Dorſigny.

Lormeuil. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelaſſen haben?

Dorſigny. Ich erinnere mich's.

Lormeuil. Sie iſt ſehr liebenswürdig; ihr Beſitz würde mich zum glücklichſten Manne machen.

Dorſigny. Ich glaub' es.

Lormeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

Dorſigny. Wie iſt das?

Lormeuil. Sie iſt das liebenswürdigſte Kind von der Welt, das iſt gewiß! Aber Sie haben mir ſo oft von Ihrem Neffen Franz Dorſigny geſprochen — er liebt Ihre Tochter!

Dorſigny. Iſt das wahr?

Lormeuil. Wie ich Ihnen ſage, und er wird wieder geliebt!

Dorſigny. Wer hat Ihnen das geſagt?

Lormeuil. Ihre Tochter ſelbſt.

Dorſigny. Was iſt aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Ein guter Vater zu ſein.

Dorſigny. Wie?

Lormeuil. Sie haben mir hundertmal geſagt, daß Sie Ihr[illegible] Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn, ſo geben Sie i[illegible] Ihre Tochter! Machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

Dorſigny. Aber was ſoll denn aus Ihnen werden?

Lormeuil. Aus mir? — Man will mich nicht haben, d[illegible] iſt freilich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüb[illegible] da Ihr Neffe mir zuvorgekommen iſt.

Dorſigny. Wie? Sie wären fähig zu entſagen?

Lormeuil. Ich halte es für meine Pflicht.

Dorſigny (lebhaft). Ach, Herr von Lormeuil! Wie viel Da*n* bin ich Ihnen ſchuldig!

Lormeuil. Ich verſtehe Sie nicht.

Dorſigny. Nein, nein, Sie wiſſen nicht, welch großen, großen Dienſt Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! Wir werden glücklich werden!

Lormeuil. Was iſt das? Wie? — Das iſt Herr von Dorſigny nicht — Wär's möglich —

Dorſigny. Ich habe mich verrathen.

Lormeuil. Sie ſind Dorſigny, der Neffe? Ja, Sie ſind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier geſucht, aber ich freue mich, Sie zu ſehen. — Zwar ſollte ich billig auf Sie böſe ſein wegen der drei Degenſtiche, die Sie mir ſo großmüthig in den Leib geſchickt haben —

Dorſigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Zum Glück ſind ſie nicht tödtlich; alſo mag's gut ſein! Ihr Herr Onkel hat mir ſehr viel Gutes von Ihnen geſagt, Herr von Dorſigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundſchaft an und bitte um die Ihrige.

Dorſigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Alſo zur Sache, Herr von Dorſigny — Sie lieben Ihre Couſine und haben vollkommen Urſache dazu. Ich verſpreche Ihnen, allen meinen Einfluß bei dem Oberſten anzuwenden, daß ſie Ihnen zu Theil wird — Dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrerſeits mir einen wichtigen Dienſt erzeigen.

Dorſigny. Reden Sie! Fordern Sie! Sie haben ſich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Lormeuil. Sie haben eine Schweſter, Herr von Dorſigny. Da Sie aber für niemand Augen haben, als für Ihre Baſe, ſo bemerkten Sie vielleicht nicht, wie ſehr Ihre Schweſter liebenswürdig iſt — ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und daß ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines Jeden! Ich habe ſie geſehen und ich —

Dorſigny. Sie lieben ſie! Sie iſt die Ihre! Zählen Sie auf mich! — Sie ſoll Ihnen bald gut ſein, wenn ſie es nicht ſchon jetzt iſt — dafür ſteh' ich. Wie ſich doch alles ſo glücklich fügen muß! — Ich gewinne einen Freund, der mir behilflich ſein will, meine Geliebte zu beſitzen, und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

Lormeuil. Das ſteht zu hoffen; aber ſo ganz ausgemacht iſt es doch nicht — Hier kommt Ihre Schweſter! Friſch, Herr von Dorſigny — ſprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bei dem Onkel die Ihrige führen. (Ab.)

Dorſigny. Das iſt ein herrlicher Menſch, dieſer Lormeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schweſter!

Dreizehnter Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Nun, wie ſteht's, Bruder?

Dorſigny. Du haſt eine Eroberung gemacht, Schweſter! Der Lormeuil iſt Knall und Fall ſterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geſtändniß gethan, weil er glaubte mit dem Onkel zu reden! Ich ſagte ihm aber, dieſe Gedanken ſollte er ſich nur vergehen laſſen — du hätteſt das Heirathen auf immer verſchworen — Ich habe recht gethan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — du hätteſt eben nicht gebraucht, ihn auf eine ſo rauhe Art abzuweiſen. Der arme Junge iſt ſchon übel genug daran, daß er bei Sophien durchfällt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! machen Sie, daß Sie fort kommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn ſie zurückkommt —

Dorſigny. Nun, ich gehe! Bin ich nun doch gewiß, daß mir Lormeuil die Couſine nicht wegnimmt.

(Ab mit Frau v. Mirville.)

Fünfzehnter Auftritt.

Champagne (allein).

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du biſt ein Dummkopf, wenn du deine Unbeſonnenheit von vorhin nicht gut machſt — dem Onkel die ganze Karte zu verrathen! Aber laß ſehen! Was iſt da zu machen? Entweder den Onkel oder den Bräutigam müſſen wir uns auf die nächſten zwei Tage vom Halſe ſchaffen, ſonſt geht's nicht — Aber wie Teufel iſt's da anzufangen? — Wart — laß ſehen — (Nachſinnend.) Mein Herr und dieſer Herr von Lormeuil ſind zwar als ganz gute Freunde auseinander gegangen, aber es hätte doch Händel zwiſchen ihnen ſetzen können! Können, das iſt mir genug! davon laßt uns ausgehen — Ich muß als ein guter Diener Unglück verhüten! Nichts als redliche Beſorgniß für meinen Herrn — Alſo gleich zur Polizei! Man nimmt ſeine Maßregeln, und iſt's dann meine Schuld, wenn ſie den Onkel für den Neffen nehmen? — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wageſtück iſt groß, groß, aber ich wag's. Mißlingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht mißlingen — Im äußerſten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, ſo viel er will — ich verſtecke mich hinter den Neffen, ich verhelf' ihm zu ſeiner Braut, er muß erkenntlich ſein — Friſch, Champagne, ans Werk — Hier iſt Ehre einzulegen.

(Geht ab.)

Erſter Auftritt.

Oberſt Dorſigny kommt. Gleich darauf Cormeuil.

Oberſt. Muß der Teufel auch dieſen Notar gerade heute zu einem Nachteſſen führen! Ich hab' ihm ein Billet dort gelaſſen, und mein Herr Neffe hatte ſchon vorher die Mühe auf ſich genommen.

Cormeuil (kommt). Für diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

Oberſt. Wohl bin ich's ſelbſt! Sie dürfen nicht zweifeln.

Cormeuil. Ich habe Ihnen viel zu ſagen, Herr von Dorſigny.

Oberſt. Ich glaub' es wohl, guter Junge! Du wirſt raſend ſein vor Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, daß der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe iſt — Ihr Ehrenwort verlang' ich, daß Sie es mir überlaſſen wollen, ihn dafür zu ſtrafen.

Cormeuil. Aber ſo erlauben Sie mir —

Oberſt. Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! So ſeid ihr jungen Leute! Ihr wißt keine andere Art, Unrecht gut zu machen, als daß ihr einander die Hälſe brecht.

Cormeuil. Das iſt aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

Oberſt. Mein Gott! ich weiß ja! Bin ich doch auch jun geweſen! — Aber laß dich das alles nicht anfechten, guter Junge du wirſt doch mein Schwiegerſohn! Du wirſt's — dabei bleibt's

Lormeuil. Ihre Güte — Ihre Freundſchaft erkenn' ich m dem größten Dank — Aber, ſo wie die Sachen ſtehen —

Oberſt (lauter). Nichts! Kein Wort mehr!

Zweiter Auftritt.

Champagne mit zwei Unterofficieren. Vorige.

Champagne (zu dieſen). Sehen Sie's, meine Herren? Sehe Sie's? Eben wollten ſie an einander gerathen.

Lormeuil. Was ſuchen dieſe Leute bei uns?

Erſter Unterofficier. Ihre ganz gehorſamen Diener, mei Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorſigny ſprechen?

Oberſt. Dorſigny heiß' ich.

Champagne. Und dieſer hier iſt Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herre von mir?

Zweiter Unterofficier. Ich werde die Ehre haben, Eu Gnaden zu begleiten.

Lormeuil. Mich zu begleiten? Wohin? Es fällt mir g nicht ein, ausgehen zu wollen.

Erſter Unterofficier (zum Oberſt). Und ich, gnädiger He bin beordert, Ihnen zur Escorte zu dienen.

Oberſt. Aber wohin will mich der Herr escortieren?

Erſter Unterofficier. Das will ich Ihnen ſagen, gnädig Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie auf dem Spru ſtünden, ſich mit dieſem Herrn zu ſchlagen, und damit nun —

Oberſt. Mich zu ſchlagen? Und weßwegen denn?

Erſter Unterofficier. Weil Sie Nebenbuhler ſind — w Sie beide das Fräulein von Dorſigny lieben. Dieſer Herr hier

der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater bestimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, sind ihr Cousin und ihr Liebhaber — O wir wissen alles!

Cormeuil. Sie sind im Irrthum, meine Herren.

Oberst. Wahrlich, Sie sind an den Unrechten gekommen.

Champagne (zu den Wachen). Frisch zu! Lassen Sie sich nichts weiß machen, meine Herren! (Zu Herrn von Dorsigny.) Lieber, gnädiger Herr! werfen Sie endlich Ihre Maske weg! Gestehen Sie, wer Sie sind! Geben Sie ein Spiel auf, wobei Sie nicht die beste Rolle spielen!

Oberst. Wie, Schurke, das ist wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja, gnädiger Herr, ich hab' es so veranstaltet, ich leugn' es gar nicht — ich rühme mich dessen! — Die Pflicht eines rechtschaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

Oberst. Sie können mir's glauben, meine Herren! der, den Sie suchen, bin ich nicht; ich bin sein Onkel.

Erster Unterofficier. Sein Onkel? Gehn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, sagt man, aber uns soll diese Aehnlichkeit nicht betrügen.

Oberst. Aber sehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perrücke, und mein Neffe trägt sein eigenes Haar.

Erster Unterofficier. Ja, ja, wir wissen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — Das Stückchen war sinnreich; es thut uns leid, daß es nicht besser geglückt ist.

Oberst. Aber, mein Herr, so hören Sie doch nur an —

Erster Unterofficier. Ja, wenn wir jeden anhören wollten, den wir festzunehmen beordert sind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorsigny! Die Postchaise hält vor der Thür und erwartet uns.

Oberst. Wie? Was? Die Postchaise?

Erster Unterofficier. Ja, Herr! Sie haben Ihre Garnison heimlich verlassen! Wir sind beordert, Sie stehenden Fußes in den Wagen zu packen und nach Straßburg zurückzubringen.

Oberst. Und das ist wieder ein Streich von diesem verwünschten Taugenichts! Ha, Lotterbube!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es ist meine Veranstaltung — Sie wissen, wie sehr ich dawider war, daß Sie Straßburg ohne Urlaub verließen.

Oberst (hebt den Stock auf). Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beide Unterofficiere. Mäßigen Sie sich, Herr v. Dorsigny!

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren! ich bitte — Das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich diesem unseligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich todt gemacht, wenn diese Herren nicht so gut gewesen wären, es zu verhindern.

Oberst. Was ist hier zu thun, Lormeuil?

Lormeuil. Warum berufen Sie sich nicht auf die Personen, die Sie kennen müssen?

Oberst. An wen, zum Teufel! soll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter sind ausgegangen — meine Nichte ist vom Complot — die ganze Welt ist behext.

Lormeuil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Straßburg zu reisen, wenn diese Leute nicht mit sich reden lassen.

Oberst. Das wäre aber ganz verwünscht —

Erster Unterofficier (zu Champagne). Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Neffe ist?

Champagne. Freilich! Freilich! Der Onkel ist weit weg — Nur Stand gehalten! Nicht gewankt!

Dritter Auftritt.

Ein Postillon. Vorige.

Postillon (betrunken). He! Holla! Wird's bald, ihr Herren? Meine Pferde stehen schon eine Stunde vor dem Hause, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberst. Was will der Bursch?

Erster Unterofficier. Es ist der Postillon, der Sie fahren soll.

Postillon. Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreist? — Sie haben kurze Geschäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberst. Woher weißt denn du?

Postillon. Ei! Ei! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hinterthür dieses Hauses absetzte? Sie sehen, mein Capitän, daß ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja, wenn mir einer was zu vertrinken gibt, so erfüll' ich gewissenhaft und redlich die Absicht.

Oberst. Was sagst du, Kerl? Mich hättest du gefahren? Mich?

Postillon. Sie, Herr! — Ja doch, beim Teufel, und da steht ja Ihr Bedienter, der den Vorreiter machte — Gott grüß' dich, Gaudieb! Eben der hat mir's ja im Vertrauen gesteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann seien und von Straßburg heimlich nach Paris gingen. —

Oberst. Wie, Schurke? Ich wäre das gewesen?

Postillon. Ja, Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit sich selbst sprach und an Einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein englisches Coufinchen! — Wie? haben Sie das schon vergessen?

Champagne (zum Oberst). Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm diese Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poststraße so laut von seiner Gebieterin reden?

Oberst. Es ist beschlossen, ich seh's, ich soll nach Straßburg, um der Sünden meines Neffen willen —

Erster Unterofficier. Also, mein Herr Hauptmann —

Oberst. Also, mein Herr Geleitsmann, also muß ich freilich mit Ihnen fort, aber ich kann Sie versichern, sehr wider meinen Willen.

Erster Unterofficier. Das sind wir gewohnt, mein Capitän, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

Oberst. Du bist also mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberst. Folglich bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das versteht sich.

Oberſt. Ein Bedienter muß ſeinem Herrn folgen — du g mit mir nach Straßburg.

Champagne (für ſich). Verflucht!

Poſtillon. Das verſteht ſich — Marſch!

Champagne. Es thut mir leid, Sie zu betrüben, gnädig Herr — Sie wiſſen, wie groß meine Anhänglichkeit an Sie iſt - ich gebe Ihnen eine ſtarke Probe davon in dieſem Augenblick - aber Sie wiſſen auch, wie ſehr ich mein Weib liebe. Ich habe ſ heute nach einer langen Trennung wieder geſehen! Die arme Fra bezeigte eine ſo herzliche Freude über meine Zurückkunft, daß i beſchloſſen habe, ſie nie wieder zu verlaſſen und meinen Abſchi von Ihnen zu begehren. Sie werden ſich erinnern, daß Sie m noch von drei Monaten Gage ſchuldig ſind.

Oberſt. Dreihundert Stockprügel bin ich dir ſchuldig Bub

Erſter Unterofficier. Herr Capitän, Sie haben kein Red dieſen ehrlichen Diener wider ſeinen Willen nach Straßburg mitz nehmen — und wenn Sie ihm noch Rückſtände ſchuldig ſind —

Oberſt. Nichts, keinen Heller bin ich ihm ſchuldig.

Erſter Unterofficier. So iſt das kein Grund, ihn n Prügeln abzulohnen.

Kormeuil. Ich muß ſehen, wie ich ihm heraus helfe · Wenn es nicht anders iſt — in Gottes Namen, reiſen Sie ab, He von Dorſigny. Zum Glück bin ich frei; ich habe Freunde; i eile ſie in Bewegung zu ſetzen, und bringe Sie zurück, eh' Tag wird.

Oberſt. Und ich will den Poſtillon dafür bezahlen, daß er langſam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen könn — (Zum Poſtillon.) Hier, Schwager! Vertrink' das auf meine G ſundheit — aber du mußt mich fahren —

Poſtillon (treuherzig). Daß die Pferde dampfen.

Oberſt. Nicht doch! nein! ſo mein' ich's nicht —

Poſtillon. Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! A ob der Teufel Sie davon führte.

Oberſt. Hol' der Teufel dich ſelbſt, du verdammter Trunke bold! Ich ſage dir ja —

tillon. Sie haben's eilig! Ich auch! Sei'n Sie ganz ruhig! 's gehen, daß die Funken hinaus fliegen.

(Ab.)

:rſt (ihm nach). Der Kerl macht mich raſend! Warte te!

menil. Beruhigen Sie ſich! Ihre Reiſe ſoll nicht lange

:rſt. Ich glaube, die ganze Hölle iſt heute losgelaſſen. (Geht ſte Unterofficier folgt.)

menil (zum zweiten). Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie I es Ihnen ſo befohlen iſt — aber ich ſage Ihnen vorher, : Ihre Beine nicht ſchonen! Und wenn Sie ſich Rechnung haben, dieſe Nacht zu ſchlafen, ſo ſind Sie garſtig betrogen, r werden immer auf den Straßen ſein.

eiter Unterofficier. Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Zwingen Sie ſich ganz und gar nicht — Ihr Diener, ampagne!

(Lormeuil und der zweite Unterofficier ab.)

Vierter Auftritt.

Champagne. Dann Frau von Mirville.

ampagne (allein). Sie ſind fort — Glück zu, Champagne! eg iſt unſer! Jetzt friſch ans Werk, daß wir die Heirath dieſer Nacht zu Stande bringen — Da kommt die Schweſter Herrn; ihr kann ich alles ſagen.

. v. Mirville. Ah, biſt du da, Champagne? Weißt du o der Onkel iſt?

ampagne. Auf dem Weg nach Straßburg.

. v. Mirville. Wie? Was? Erkläre dich!

ampagne. Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wiſſen vielleicht aß mein Herr und dieſer Lormeuil einen heftigen Zank en gehabt haben.

Fr. v. Mirville. Ganz im Gegentheil. Sie si beſten Freunde geſchieden, das weiß ich.

Champagne. Nun, ſo habe ich's aber nicht gewu der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bei der Poliz ſuchen. Ich komme her mit zwei Sergeanten, davon der hat, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, meinen Herrn nach Straßburg zurück zu bringen. — der Teufel dieſen verwünſchten Sergeanten, daß er den den Neffen nimmt, ihn beinahe mit Gewalt in die Ki und fort mit ihm, jagſt du nicht, ſo gilt's nicht, nach (

Fr. v. Mirville. Wie, Champagne! du ſchickſt me anſtatt meines Bruders auf die Reiſe? Nein, das kann Ernſt ſein.

Champagne. Um Vergebung, es iſt mein volle Das Elſaß iſt ein ſcharmantes Land; der Herr Oberſt noch nicht darin umgeſehen, und ich verſchaffe Ihnen Ergötzlichkeit.

Fr. v. Mirville. Du kannſt noch ſcherzen? Was der Herr von Lormeuil?

Champagne. Er führt ſeinen Sergeanten in ſpazieren.

Fr. v. Mirville. Der arme Junge! Er verdient ich Antheil an ihm nehme.

Champagne. Nun, gnädige Frau! Ans Werk! verloren! Wenn mein Herr ſeine Couſine nur erſt gehei ſo wollen wir den Onkel zurückholen. Ich ſuche meinen ich bringe ihn her, und wenn nur Sie uns beiſtehen, ſo Nacht alles richtig werden.

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Dann Frau von Dorſigny. Sophie.

Fr. v. Mirville. Das iſt ein verzweifelter Bube, aber er hat ſeine Sache ſo gut gemacht, daß ich mich mit ihm verſtehen muß — Hier kommt meine Tante; ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorſigny. Ach, liebe Nichte! Haſt du deinen Onkel nicht geſehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abſchied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorſigny. Abſchied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er iſt fort.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt fort? Seit wann?

Fr. v. Mirville. Dieſen Augenblick.

Fr. v. Dorſigny. Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erſt gegen eilf Uhr wegfahren. Und wo iſt er denn hin, ſo eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich ſah ihn nicht abreiſen — Champagne erzählte mir's.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Franz Dorſigny in ſeiner eigenen Uniform und ohne Perrücke. Champagne.

Champagne. Da iſt er, Ihr Gnaden, da iſt er!

Fr. v. Dorſigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! Mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie (ihm entgegen). Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu ſagen, daß er mit ſeinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorſigny. Mein Mann reiſt ab, mein Neffe kommt an! Wie ſchnell ſich die Begebenheiten drängen!

Dorſigny. Seh' ich Sie endlich wieder, beſte Tante! I komme voll Unruhe und Erwartung —

Fr. v. Dorſigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorſigny. Welcher froſtige Empfang?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu ſehen. Ab mein Mann —

Dorſigny. Iſt dem Onkel etwas zugeſtoßen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel iſt heute Abend von ein großen Reiſe zurückgekommen, und in dieſem Augenblick verſchwin er wieder, ohne daß wir wiſſen, wo er hin iſt.

Dorſigny. Das iſt ja ſonderbar!

Champagne. Es iſt ganz zum Erſtaunen!

Fr. v. Dorſigny. Da iſt ja Champagne! Der kann uns all aus dem Traume helfen.

Champagne. Ich, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel geſprochen, wie er abreiſte.

Champagne. Das iſt wahr! Mit mir allein hat er geſproch

Dorſigny. Nun, ſo ſage nur, warum verreiſte er ſo plötzli

Champagne. Warum? Ei, er mußte wohl! Er hatte Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorſigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, die größte Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert einen Mann — Ich ſage nichts mehr! Aber Sie können ſich etw darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn G fallen iſt.

Fr. v. Mirville. Allerdings! Eine ſolche Auszeichnung eh die ganze Familie!

Champagne. Euer Gnaden begreifen wohl, daß er ſich nicht lange mit Abſchiednehmen aufhalten konnte. Champagne, ſag er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — na Sanct Petersburg. Der Staat befiehlt — ich muß gehorchen beim erſten Poſtwechſel ſchreib' ich meiner Frau — was übrige die Heirath zwiſchen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft ſo weiß ſie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorſigny. Was hör' ich! mein lieber Onkel ſollte —

Champagne. Ja, gnädiger Herr! er willigt ein. — Ich gebe meiner Frau unumſchränkte Vollmacht, ſagte er, alles zu beendigen, und ich hoffe bei meiner Zurückkunft unſere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorſigny. Und ſo reiſte er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bei ſich, der nach etwas recht Vornehmem ausſah —

Fr. v. Dorſigny. Ich kann mich gar nicht drein finden.

Fr. v. Mirville. Wir wiſſen ſeinen Wunſch. Man muß dahin ſehen, daß er ſie als Mann und Frau findet bei ſeiner Zurückkunft.

Sophie. Seine Einwilligung ſcheint mir nicht im geringſten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

Fr. v. Dorſigny. Aber ich trage Bedenken — und will ſeinen erſten Brief noch abwarten.

Champagne (beiſeite). Da ſind wir nun ſchön gefördert, daß wir den Onkel nach Petersburg ſchicken.

Dorſigny. Aber, beſte Tante!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar (tritt zwiſchen Dorſigny und ſeine Tante). Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Geſellſchaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorſigny. Sieh da, Herr Gaſpar, der Notar unſers Hauſes.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau! Es beliebte Dero Herrn Gemahl, ſich in mein Haus zu verfügen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Mein Mann wäre vor ſeiner Abreiſe noch bei Ihnen geweſen?

Notar. Vor Dero Abreiſe! Was Sie mir ſagen! Sieh, ſieh doch! Darum hatten es der gnädige Herr ſo eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hauſe erwarten. Dieſes Billet ließen mir

Hochdieſelben zurück — Belieben Ihro Gnaden es zu durchleſen. (Reicht der Frau von Dorſigny das Billet.)

Champagne (leiſe zu Dorſigny). Da iſt der Notar, den Ihr Onkel beſtellt hat.

Dorſigny. Ja, wegen Lormeuils Heirath.

Champagne (leiſe). Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten!

Dorſigny. Still! Hören wir, was er ſchreibt!

Fr. v. Dorſigny (lieſt). „Haben Sie die Güte, mein Herr, „ſich noch dieſen Abend in mein Haus zu bemühen, und den Ehe„contract mit zu bringen, den Sie für meine Tochter aufgeſetzt „haben. Ich habe meine Urſachen, dieſe Heirath noch in dieſer „Nacht abzuſchließen — Dorſigny."

Champagne. Da haben wir's ſchwarz auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es iſt alſo gar nicht nöthig, daß der Papa Ihnen ſchreibt, liebe Mutter, da er dieſem Herrn geſchrieben hat.

Fr. v. Dorſigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaſpar?

Notar. Nun, dieſer Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

Fr. v. Dorſigny. In Gottes Namen, meine Kinder! Seid glücklich! Gebt euch die Hände, weil doch mein Mann ſelbſt den Notar herſchickt.

Dorſigny. Friſch, Champagne! Einen Tiſch, Feder und Tinte; wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Valcour. Vorige.

Fr. v. Mirville. Himmel! Der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Führt ihn der Teufel zurück?

Dorſigny. Ja wohl, der Teufel! Dieſer Valcour iſt mein böſer Genius.

Fr. v. Dorſigny. Was ſeh' ich! Mein Mann!

Valcour (den ältern Dorſigny präſentierend). Wie ſchätz' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schooß ſeiner Familie zurückführen zu können! (Wie er den jüngern Dorſigny gewahr wird.) Wie Teufel, da biſt du ja — (Sich zum ältern Dorſigny wendend.) Und wer ſind Sie denn, mein Herr?

Oberſt. Sein Onkel, mein Herr.

Dorſigny. Aber erkläre mir, Valcour —

Valcour. Erkläre du mir ſelbſt! Ich bringe in Erfahrung, daß eine Ordre ausgefertigt ſei, dich nach deiner Garniſon zurück zu ſchicken — Nach unſäglicher Mühe erlange ich, daß ſie widerrufen wird — Ich werfe mich aufs Pferd, ich erreiche noch bald genug die Poſtchaiſe, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberſt. Ihren gehorſamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünſchten Poſtknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langſam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrthum zu reißen; die Poſtchaiſe lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun — Ich hoffe, Dorſigny, du kannſt dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorſigny. Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienſte, die du mir geleiſtet haſt! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben haſt.

Oberſt. Herr von Valcour! Mein Neffe erkennt Ihre große Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit; aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

Fr. v. Dorſigny. Sie waren alſo nicht unterwegs nach Rußland?

Oberſt. Was Teufel ſollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorſigny. Nun, wegen der wichtigen Commiſſion, die das Miniſterium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne ſagten.

Oberſt. Alſo wieder der Champagne, der mich zu dieſem hohen [illegible] Poſten befördert. Ich bin ihm unendlichen Dank ſchuldig, daß er [illegible] ſo hoch mit mir hinaus will. — Herr Gaſpar, Sie werden z[illegible] Hauſe mein Billet gefunden haben; es würde mir lieb ſein, wen[illegible] der Ehecontract noch dieſe Nacht unterzeichnet würde.

Notar. Nichts iſt leichter, gnädiger Herr! Wir waren ebe[illegible] im Begriff, dieſes Geſchäft auch in Ihrer Abweſenheit vorzu[illegible] zunehmen.

Oberſt. Sehr wohl! Man verheirathet ſich zuweilen oh[illegible] den Vater; aber wie ohne den Bräutigam, das iſt mir doch n[illegible] vorgekommen.

Fr. v. Dorſigny. Hier iſt der Bräutigam! Unſer lieber Neff[illegible]

Dorſigny. Ja, beſter Onkel! Ich bin's.

Oberſt. Mein Neffe iſt ein ganz hübſcher Junge; aber mei[illegible] Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorſigny. Nun, wer ſoll ſie denn ſonſt bekomme[illegible]

Oberſt. Wer, fragen Sie? Zum Henker! Der Herr v[illegible] Lormeuil ſoll ſie bekommen.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt alſo nicht todt, der Herr v[illegible] Lormeuil?

Oberſt. Nicht doch, Madame! Er lebt, er iſt hier. Se[illegible] Sie ſich nur um, dort kommt er.

Fr. v. Dorſigny. Und wer iſt denn der Herr, der [illegible] ihm iſt?

Oberſt. Das iſt ein Kammerdiener, den Herr Champa[illegible] beliebt hat, ihm an die Seite zu geben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil mit ſeinem Unterofficier, der ſich im Hintergrunde des Zimmers niederſetzt.

Lormeuil (zum Oberſten). Sie ſchicken alſo Ihren Onkel an Ihrer Statt nach Straßburg? Das wird Ihnen nicht ſo hingehen, mein Herr.

Oberſt. Sieh, ſieh doch! Wenn du dich ja mit Gewalt ſchlagen willſt, Lormeuil, ſo ſchlage dich mit meinem Neffen, und nicht mit mir.

Lormeuil (erkennt ihn). Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß Sie ſo ſchnell zurückkommen?

Oberſt. Hier, bei dieſem Herrn von Valcour bedanken Sie ſich, der mich aus Freundſchaft für meinen Neffen ſpornſtreichs zurückholte.

Dorſigny. Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die beſten Freunde von einander geſchieden — Haben Sie mir nicht ſelbſt, noch ganz kürzlich, alle Ihre Anſprüche auf die Hand meiner Couſine abgetreten?

Oberſt. Nichts, nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, alle zuſammen ſollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzuſetzen.

Lormeuil. Herr von Dorſigny! Mich freut's von Herzen, daß Sie von einer Reiſe zurück ſind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heirathspläne ſchmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

Oberſt. Ich verſtehe nichts von dieſem allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris geſprengt haben, daß er als ein Junggeſell zurückkehren ſoll.

Dorſigny. Was das betrifft, mein Onkel — ſo ließe ſich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Lormeuil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — Fragen Sie meine Schweſter.

Fr. v. Mirville. Mich? Ich habe nichts zu ſagen.

Lormeuil. Nun, ſo will ich denn reden — Herr von Dorſigny, Ihre Nichte iſt frei; bei der Freundſchaft, davon Sie mir noch heute

einen ſo großen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwende Sie allen Ihren Einfluß bei Ihrer Nichte, daß ſie es übernehme möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

Oberſt. Was? Wie? — Ihr ſollt ein Paar werden — Un dieſer Schelm, der Champagne, ſoll mir für alle zuſammen bezahle

Champagne. Gott ſoll mich verdammen, gnädiger Herr, wer ich nicht ſelbſt zuerſt von der Aehnlichkeit betrogen wurde. — Ve zeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen lie Es geſchah meinem Herrn zum Beſten.

Oberſt (zu beiden Paaren). Nun, ſo unterzeichnet!

Phädra.

Ein Trauerſpiel von Racine.

Perſonen.

Theſeus, König von Athen.
Phädra, ſeine Gemahlin, Tochter des Minos und der
Hippolyt, Sohn des Theſeus und der Antiope, Kö
Amazonen.
Aricia, aus dem königlichen Geſchlechte der Pallantiden
Theramen, Erzieher des Hippolyt.
Oenone, Amme und Vertraute der Phädra.
Ismene, Vertraute der Aricia.
Panope, vom Gefolge der Phädra

Erſter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Beſchloſſen iſt's, ich gehe, Theramen,
Ich ſcheide von dem lieblichen Trözene;
Nicht länger trag' ich's müßig hier zu weilen,
Um dieſen Zweifeln, die mich ängſtigen.
Sechs Monde weilt mein Vater ſchon entfernt;
Nichts will von ſeinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte ſelbſt, der ihn verbirgt.

Theramen.

Wohin, o Herr, willſt du ihn ſuchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich ſchon
Die beiden Meere, die der Iſthmus trennt,
Nach Theſeus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todtenreiche ſchwindet;
Elis hab' ich durchſucht, den Tänarus
Ließ ich im Rücken, ja ans Meer ſogar
Bin ich gedrungen, welchem Ikarus
Den Namen gab. — Was hofft du ferner noch?

In welchen glücklicheren Himmelsſtrichen
Gedenkſt du ſeine Spuren aufzufinden?
Ja, wiſſen wir, ob uns der König nicht
Vorſätzlich ſeinen Aufenthalt verbirgt,
Und, während daß wir für ſein Leben zittern,
Sich ſtill vergnügt in neuen Liebesbanden?

Hippolyt.

Halt, Freund, und ſprich mit Ehrfurcht von dem König!
Unwürd'ge Urſach' hält ihn nicht zurück;
Entſagt hat er dem wilden Recht der Jugend,
Phädra hat ſeinen flücht'gen Sinn gefeſſelt
Und fürchtet keine Nebenbuhlerin mehr.
Genug, ich ſuch' ihn, folge meiner Pflicht
Und fliehe dieſen Ort, der mich beängſtigt.

Theramen.

Wie, Herr, ſeit wann denn fürchteſt du Gefahr
In dieſem ſtillen Land, das deiner Kindheit
So theuer war, wohin du dich ſo gern
Geflüchtet aus dem rauſchenden Athen?
Was kann dich hier bedrohen oder kränken?

Hippolyt.

Freund, jene ſel'gen Tage ſind dahin;
Ein ganz verändert Anſehn hat jetzt alles,
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Paſiphaë hieher geſandt.

Theramen.

Herr, ich verſteh', ich fühle, was dich drückt.
Dein Kummer iſt es, Phädra hier zu ſehen —
Stiefmütterlich geſinnt, ſah ſie dich kaum,
Gleich übte ſie verderblich ihre Macht;
Dich zu verbannen war ihr erſtes Werk.
Doch dieſer Haß, den ſie dir ſonſt geſchworen,
Iſt ſehr geſchwächt, wenn er nicht ganz verſchwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das ſtirbt und das entſchloſſen iſt zu ſterben?
Die Unglückſelige wird einem Schmerz

Zum Raub, den ſie mit Eigenſinn verbirgt;
Sie iſt der Sonne müd' und ihres Lebens,
Wie kann ſie gegen dich Verderben ſpinnen?

Hippolyt.

Nicht ihr ohnmächt'ger Haß iſt's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindin will ich fliehn;
Es iſt Aricia, ich will's geſtehn,
Die letzte jenes unglückſel'gen Stamms,
Der gegen uns feindſelig ſich verſchworen.

Theramen.

Auch du verfolgſt ſie, Herr? Die holde Schweſter
Der wilden Pallantiden, hat ſie je
Der Brüder ſchwarze Meuterei getheilt?
Und könnteſt du die ſchöne Unſchuld haſſen?

Hippolyt.

Wenn ich ſie haßte, würd' ich ſie nicht fliehn.

Theramen.

Herr, wag' ich's, deine Flucht mir zu erklären?
Wärſt du vielleicht der ſtrenge Hippolyt
Nicht mehr, der ſtolze Feind der ſchönen Liebe,
Der muthige Verächter eines Jochs,
Dem Theſeus ſich ſo oft, ſo gern gebeugt?
So lang von dir verachtet, hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächet?
Sie hätt' in eine Reihe dich geſtellt
Mit andern, dich gezwungen ihr zu opfern?
— Du liebteſt, Herr?

Hippolyt.

Freund, welche Rede wagſt du?
Du, der mein Innres kennt, ſeitdem ich athme,
Verlangſt, daß ich den edlen Stolz verleugne,
Den dieſes freie Herz von je bekannt?
Nicht an der Bruſt der Amazone nur,
Die mich geboren, ſchöpft' ich dieſen Stolz.
Ich ſelbſt, ſobald ich meiner mir bewußt,
Beſtärkte mich in dieſem edeln Triebe.

Du warſt der Freund, der Führer meiner Jugend;
Oft ſprachſt du mir von meines Vaters Thaten,
Du weißt, wie ich dir lauſchte, wie mein Herz
Bei ſeinen edeln Waffenthaten ſchlug —
Wenn du den kühnen Helden mir beſchriebſt,
Wie er der Welt den Hercules erſetzte,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber ſtrafte,
Wie er den Sinnis, den Prokruſtes ſchlug,
Dem Periphetes ſeine Keul' entrang,
Den Kerkyon beſiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kretas Boden färbte.
Doch wenn du auf das minder Rühmliche
Zu reden kamſt, die leichten Liebesſchwüre,
Die oft gelobte und gebrochne Treu —
Wenn du die ſpart'ſche Helena mir nannteſt,
Den Ihrigen entriſſen — Periböa
In ihrem Schmerz zu Salamin verlaſſen —
Und alle die Betrognen ohne Zahl,
Die ſeinen Schwüren allzu leicht geglaubt,
Bis auf den Namen ſelbſt von ihm vergeſſen —
Ariadne, die dem tauben Felſenufer
Sein Unrecht klagt, und Phädra, ihre Schweſter,
Wie ſie, geraubt, doch glücklicher als ſie —
Du weißt, wie peinlich mir bei der Erzählung
Zu Muthe war, wie gern ich ſie verkürzte!
Wie hätt' ich nicht gewünſcht, ſo ſchönem Leben
Die minder würd'ge Hälfte zu erſparen!
Und ſollte ſelbſt mich jetzt gebunden ſehn,
So tief herunter ließ ein Gott mich ſinken!
Mich, den noch kein erlegter Feind verherrlicht,
Der ſich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, ſchwach zu ſein, wie Theſeus!
Und ſollte dieſes ſtolze Herz empfinden,
Mußt' es Aricia ſein, die mich beſiegte?
Vergaß ich ganz in meinem trunknen Wahn
Das Hinderniß, das uns auf ewig trennt?

Verwirft ſie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein ſtreng Geſetz, das feindlich denkende
Geſchlecht der Pallantiden fortzupflanzen?
Auf ewig ſoll's mit ihr vernichtet ſein,
In Aufſicht ſoll ſie bleiben bis zum Grab,
Und nie ſoll ihr die Fackel Hymens lodern!
Und böt' ich meinem Vater ſolchen Trotz,
Mit ihrer Hand ihr Recht mir anzufreien?
Zu ſolcher Raſerei riß mich die Jugend —

Theramen (ihm ins Wort fallend).

Ach Herr, wenn deine Stunde kam, ſo fragt
Kein Gott nach unſern Gründen! Theſeus ſelbſt
Schärft deinen Blick, da er ihn ſchließen will;
Das Herz empört ſich gegen Zwang, und ſelbſt
Sein Haß gießt neuen Reiz um die Geliebte.
Warum auch ſchreckt dich eine keuſche Liebe,
Und wenn ſie glücklich macht, mißgönnſt du dir's?
Beſiege doch die ſcheue Furcht! Kann man
Sich auf der Bahn des Hercules verirren?
Wie ſtolze Herzen hat nicht Venus ſchon
Bezähmt! du ſelbſt, der ihre Macht beſtreitet,
Wo wärſt du, hätt' Antiope dem Trieb
Der Göttin immer ſiegend widerſtanden,
Der Liebe keuſche Flamme nie gefühlt!
Doch, Herr, wozu mit großen Worten prunken?
Geſteh's, du biſt der Vorige nicht mehr!
Schon lang ſieht man dich ſeltener als ſonſt
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken
Und, in der edeln Kunſt Neptuns geübt,
Das wilde Jagdroß an den Zaum gewöhnen.
Viel ſeltener erklinget Forſt und Wald
Von unſerm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt deiner Blicke feur'ge Kraft zur Erde.
Ja, ja, du liebſt, du glühſt von Liebe, dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das du verheimlichſt.
Geſteh's, du liebſt Aricien!

Hippolyt.

Ich — reiſe
Und ſuche meinen Vater, Theramen!

Theramen.

Herr, ſiehſt du Phädra nicht, bevor du gehſt?

Hippolyt.

Das iſt mein Vorſatz. Bring' ihr dieſe Nachricht!
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht ſo will.
— Doch ſieh, was für ein neues Mißgeſchick
Bekümmert ihre zärtliche Oenone?

Zweiter Auftritt.

Hippolyt. Theramen. Oenone.

Oenone.

Ach, welcher Jammer iſt dem meinen gleich!
Herr, meine Königin iſt dem Tode nah!
Vergebens laſſ' ich ſie ſo Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — ſie ſtirbt mir in den Armen
An einem Uebel, das ſie mir verhehlt.
In ewiger Zerrüttung iſt ihr Geiſt;
Die Unruh' treibt ſie auf von ihrem Lager,
Sie will ins Freie, will die Sonne ſchauen,
Doch keinem Zeugen will ihr Schmerz begegnen.
— Sie kommt!

Hippolyt.

Ich geh', ich laſſ' ihr freien Raum,
Und ſpar' ihr einen Anblick, den ſie haßt.

(Hippolyt und Theramen gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

Gehn wir nicht weiter, ruhn wir hier, Oenone!
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte ſchwinden,
Mich ſchmerzt des Tages ungewohnter Glanz,
Und meine Kniee zittern unter mir.
Ach! (Sie ſetzt ſich.)

Oenone.

Große Götter, ſchaut auf unſre Thränen!

Phädra.

Wie dieſe ſchweren Hüllen auf mir laſten,
Der eitle Prunk! Welch ungebetne Hand
Hat dieſe Zöpfe künſtlich mir geflochten,
Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muß ſich alles
Verſchwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

Oenone.

So iſt ſie ewig mit ſich ſelbſt im Streit!
— Du ſelbſt, o Königin, beſinn' dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Haſt unſern Fleiß ermuntert, dich zu ſchmücken.
Du fühlteſt dir noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu ſehn.
Du ſiehſt es jetzt und haſſeſt ſeinen Strahl!

Phädra.

Glanzvoller Stifter meines traurigen Geſchlechts!
Du, deſſen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine ſchmähliche Verwirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum letztenmale ſeh' ich deine Strahlen.

Oenone.

Weh mir, noch immer nährſt du, Königin,
Den traur'gen Vorſatz und entſagſt dem Leben?

Phädra (ſchwärmeriſch).

O ſäß' ich draußen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug auf der beſtäubten Bahn
Des raſchen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

Oenone.

Wie, Königin? Was iſt das?

Phädra.

Ach, ich bin
Von Sinnen — Was hab' ich geſagt? — Oenone —
Ich weiß nicht, was ich wünſche, was ich ſage;
Ein Gott hat die Beſinnung mir geraubt —
Fühl' her, wie meine Wange glüht, Oenone!
Zu ſehr verrieth ich meine Schwäche dir,
Und wider Willen ſtürzen mir die Thränen.

Oenone.

Mußt du erröthen, über dieſes Schweigen
Erröthe, dieſen ſtrafbarn Widerſtand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen ſchärft.
Willſt du, von unſerm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hilfe von dir ſtoßen
Und rettungslos dein Leben ſchwinden ſehn?
Was für ein Wahnſinn ſetzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welch
Ein heimlich Gift macht ſeine Quellen ſtocken?
Dreimal umzog den Himmel ſchon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge ſank,
Und dreimal wich die Finſterniß dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung ſchmachtet.
Welch gräßlichem Entſchluſſe gibſt du Raum?
Darfſt du mit Frevelmuth dich ſelbſt zerſtören?
Das heißt den Göttern trotzen, iſt Verrath
Am Gatten, dem du Treue ſchwurſt, Verrath
An deinen Kindern, den unſchuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sklavenjoch verdammſt.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Bedenk' es, Königin, er gibt dem Sohn

Der Amazone ſeine Hoffnung wieder,
Dem ſtolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, dieſem Hippolyt —

Phädra.

Ihr Götter!

Oenone.

Ergreift die Wahrheit dieſes Vorwurfs dich?

Phädra.

Unglückliche! Wen haſt du jetzt genannt?

Oenone.

Mit Recht empört ſich dein Gemüth, mich freut's,
Daß dieſer Unglücksname dich entrüſtet!
Drum lebe! Laß die Liebe, laß die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Daß dieſer Scythe das verhaßte Joch
Auf deine Kinder lege! der Barbar
Dem ſchönſten Blute Griechenlands gebiete!
Jetzt aber eile — jeder Augenblick,
Den du verſäumſt, bringt näher dich dem Tode —
Verſchieb's nicht länger, die erliegende
Natur zu ſtärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt und noch aufs neu ſich läßt entzünden.

Phädra.

Schon allzu lang nährt' ich ein ſchuldvoll Daſein.

Oenone.

So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Iſt's ein Verbrechen, das dich ſo beängſtigt?
Du haſt doch nicht unſchuldig Blut verſpritzt?

Phädra.

Die Hand iſt rein. Wär' es mein Herz, wie ſie!

Oenone.

Und welches Ungeheure ſann dein Herz
Sich aus, das ſolchen Schauder dir erregt?

Phädra.

Genug ſagt' ich. Verſchone mich! Ich ſterbe,
Um das Unſelige nicht zu geſtehen!

Oenone.

So ſtirb! Beharr' auf deinem trotz'gen Schweigen!
Doch dir das Aug im Tode zu verſchließen,
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe ſchon entfliehend ſchwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,
Es führen tauſend Steige dort hinab;
Mein Jammer wählt den kürzeſten ſich aus.
Grauſame, wann betrog ich deine Treu?
Vergaßeſt du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verließ? So lohnſt du meiner Liebe?

Phädra.

Was hoffſt du durch dein Flehn mir abzuſtürmen?
Entſetzen wirſt du dich, brech' ich mein Schweigen.

Oenone.

Was kannſt du mir Entſetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen ſterben ſehn!

Phädra.

Weißt du mein Unglück, weißt du meine Schuld,
Nicht minder ſterb' ich drum — nur ſchuld'ger ſterb' ich.

Oenone (vor ihr niederfallend).

Bei allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bei deinem zitternden Knie, das ich umfaſſe,
Mach' meinem Zweifel, meiner Angſt ein Ende!

Phädra.

Du willſt es ſo. Steh auf.

Oenone.

O ſprich, ich höre.

Phädra.

Gott! was will ich ihr ſagen! und wie will ich's?

Oenone.

Mit deinen Zweifeln kränkſt du mich. Vollende!

Phädra.

O ſchwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnſinn triebſt du meine Mutter!

Oenone.

Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke das unselige Vergehn!

Phädra.

O Ariadne, Schwester, welch Geschick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!

Oenone.

Was ist dir? Welcher Wahnsinn treibt dich an
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?

Phädra.

So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, soll am tiefsten fallen!

Oenone.

Du liebst?

Phädra.

Der ganze Wahnsinn ras't in mir.

Oenone.

Wen liebst du?

Phädra.

Sei auf Gräßliches gefaßt.
Ich liebe — das Herz erzittert mir, mir schaudert,
Es heraus zu sagen — Ich liebe —

Oenone.

Wen?

Phädra.

— Du kennst ihn,
Den Jüngling, ihn, den ich so lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

Oenone.

Hippolyt?
Gerechte Götter!

Phädra.

Du nanntest ihn, nicht ich.

Oenone.

Gott! All mein Blut erstarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus

Des Minos! Unglückſeliges Geſchlecht!
O dreimal unglückſel'ge Fahrt! Daß wir
An dieſem Unglücksufer mußten landen!

Phädra.

Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Aegeus meine Treu verpfändet,
Mein Friede ſchien ſo ſicher mir gegründet,
Mein Glück mir ſo gewiß, da zeigte mir
Zuerſt Athene meinen ſtolzen Feind
Ich ſah ihn, ich erröthete, verblaßte
Bei ſeinem Anblick, meinen Geiſt ergriff
Unendliche Verwirrung, finſter ward's
Vor meinen Augen, mir verſagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchſchauert und durchflammt,
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich
Und alle Qualen, die ſie zürnend ſendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich ſie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, ſchmückt' ihn reich,
Ich ließ der Göttin Hekatomben fallen,
Im Blut der Thiere ſucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Ohnmächtige
Schutzwehren gegen Venus' Macht! Umſonſt
Verbrannt' ich köſtlich Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrſchte Hippolyt,
Wenn meine Lippe zu der Göttin flehte.
Ihn ſah ich überall und ihn allein,
Am Fuße ſelbſt der rauchenden Altäre
War er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was frommte mir's, daß ich ihn überall
Vermied — O unglückſeliges Verhängniß!
In des Vaters Zügen fand ich ihn ja wieder.
Mit Ernſt bekämpft' ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzu theuren Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwieſen ward,

In den Vater ſtürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus ſeinem Arm geriſſen —
Ich athmete nun wieder frei, Oenone,
In Unſchuld floſſen meine ſtillen Tage,
Verſchloſſen blieb in tiefer Bruſt mein Gram,
Und unterwürfig meiner Gattinpflicht
Pflegt' ich die Pfänder unſrer Unglücksehe!
Verlorne Müh! O Tücke des Geſchicks!
Mein Gatte bringt ihn ſelbſt mir nach Trözene;
Ich muß ihn wiederſehn, den ich verbannt,
Und neu entbrennt die nie erſtickte Gluth.
Kein heimlich ſchleichend Feuer iſt es mehr,
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich ſchaudre ſelbſt vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben haſſ' ich und verdamme mich,
Ich wollte ſchweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verhehlen —
Dein Flehn bezwang mich, ich geſtand dir alles,
Und nicht bereuen will ich, daß ich's that,
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel
Die Sterbende verſchonſt, mit eitler Müh
Mich nicht dem Leben wieder geben willſt.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Panope.

Panope.

Gern, Königin, erſpart' ich dir den Schmerz,
Doch nöthig iſt's, daß du das Aergſte wiſſeſt.
Den Gatten raubte dir der Tod. Dies Unglück
Iſt kein Geheimniß mehr, als dir allein.

Oenone.

Panope, was ſagſt du?

Panope.

Die Königin
Erfleht des Gatten Wiederkehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde seines Todes.

Phädra.

O Himmel!

Panope.

Die neue Königswahl theilt schon Athen;
Der eine stimmt für deinen Sohn; ein andrer
Wagt es, den Landesordnungen zum Hohn,
Sich für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia selbst, der Pallantiden Blut,
Hat einen Anhang — dies wollt' ich dir melden.
Schon rüstet Hippolyt sich abzureisen,
Und alles fürchtet, wenn er plötzlich sich
In dieser Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an sich reißen.

Oenone.

Genug, Panope! Die Königin hat es
Gehört und wird die große Botschaft nutzen.

(Panope geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Gebieterin, ich drang nicht mehr in dich,
Zu leben — selbst entschlossen, dir zu folgen,
Bestritt ich deinen tödtlichen Entschluß
Nicht länger — Dieser neue Schlag des Unglücks
Gebietet anders und verändert alles.
— Der König ist todt, an seinen Platz trittst du,
Dem Sohn, den er dir läßt, bist du dich schuldig.

in Sohn iſt König oder Sklav, wie du
ſt oder ſtirbſt. Verliert er auch noch dich,
er ſoll den ganz Verlaſſenen beſchützen?
rum lebe! — Aller Schuld biſt du jetzt ledig!
emeine Schwäche nur iſt's, was du fühlſt.
errifſen ſind mit Theſeus' Tod die Bande,
ie deine Liebe zum Verbrechen machten.
icht mehr ſo furchtbar iſt dir Hippolyt,
u kannſt fortan ihn ohne Vorwurf ſehn.
r glaubt ſich jetzt von dir gehaßt, und ſtellt
ielleicht ſich an die Spitze der Empörer.
eiß' ihn aus ſeinem Wahn, ſuch' ihn zu rühren!
ein Erbtheil iſt das glückliche Trözen;
ier iſt er König; deinem Sohn gehören
ie ſtolzen Mauern der Minervenſtadt.
uch beiden droht derſelbe Feind Gefahr;
erbindet euch, Aricia zu bekämpfen!

Phädra.

ohlan, ich gebe deinen Gründen nach;
enn Leben möglich iſt, ſo will ich leben,
enn Liebe zu dem hilfberaubten Sohn
ir die verlorne Kraft kann wieder geben.

Erſter Auftritt.

Aricia. Ismene.

Aricia.

ll mich ſehen? Hippolyt? Und hier?
ht mich und will Abſchied von mir nehmen?
vahr, Ismene? Täuſcheſt du dich nicht?

Ismene.

ſt die erſte Frucht von Theſeus' Tod.
iehſt du alle Herzen, die die Scheu
m entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
hat endlich ihr Geſchick
er Hand, und alles wird ihr huld'gen.

Aricia.

ir' es keine unverbürgte Sage,
ire frei und meines Feinds entledigt?

Ismene.

's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen:
s iſt deinen Brüdern nachgefolgt.

Aricia.

man, durch welch Geſchick er umgekommen?

Ismene.

Man spricht Unglaubliches von seinem Tod.
Das Meer, sagt man, verschlang den Ungetreuen,
Da er aufs neue Weiberraub verübt;
Ja, ein Gerücht verbreitet sich durchs Land,
Er sei hinabgestiegen zu den Todten
Mit seinem Freund Pirithous, er habe
Die schwarzen Ufer und den Styx gesehen
Und sich den Schatten lebend dargestellt;
Doch keine Wiederkehr sei ihm geworden
Vom traur'gen Strand, den man nur Einmal sieht.

Aricia.

Ist's glaublich, daß ein Mensch, ein Sterblicher,
Ins tiefe Haus der Todten lebend dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieses allgefürchtete Gestade?

Ismene.

Theseus ist todt, Gebieterin! Du bist's
Allein, die daran zweifelt. Den Verlust
Beseufzt Athen. Trözene hat bereits
Den Hippolyt als Herrscher schon erkannt.
Phädra, voll Angst für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Palast mit den bestürzten Freunden.

Aricia.

Und glaubst du wohl, daß Hippolyt an mir
Großmüth'ger werde handeln, als sein Vater?
Daß er die Knechtschaft mir erleichtern werde,
Von meinem Loos gerührt?

Ismene.

Ich glaub' es, Fürstin.

Aricia.

Den stolzen Jüngling, kennst du ihn auch wohl?
Und schmeichelst dir, er werde mich beklagen
Und ein Geschlecht, das er verachtet, ehren
In mir allein? Du siehst, wie er mich meidet.

Ismene.

Man ſpricht von ſeinem Stolze viel; doch hab' ich
Den Stolzen gegenüber dir geſehn,
Sein Ruf, geſteh' ich, ſchärfte meine Neugier.
Doch ſchien er mir, als ich ihn wirklich ſah,
Dem Ruf nicht zuzuſagen. Sichtbar war's,
Wie er bei deinem Anblick ſich verwirrte,
Wie er umſonſt die Augen niederſchlug,
Die zärtlich ſchmachtend an den deinen hingen.
Geſteht ſein Stolz nicht ein, daß er dich liebe,
Sein Auge ſpricht's, wenn es ſein Mund nicht ſagt.

Aricia.

O Freundin, wie begierig lauſcht mein Herz
Der holden Rede, die vielleicht mich täuſcht!
Dies Herz, du kennſt es, ſtets von Gram genährt
Und Thränen, einem grauſamen Geſchick
Zum Raub dahingegeben, ſollt' es ſich
Der Liebe eitle Schmerzen noch erträumen?
Die Letzte bin ich übrig von dem Blut
Des hohen Königs, den die Erde zeugte,
Und ich allein entrann der Kriegeswuth.
Sechs Brüder ſah ich in der Blüthe fallen,
Die Hoffnung meines fürſtlichen Geſchlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde
Trank ungern ihrer Enkelſöhne Blut.
Du weißt, welch ſtreng Geſetz der Griechen Söhnen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, daß der Schweſter Rachegeiſt
Der Brüder Aſche neu beleben möchte.
Doch weißt du auch, wie dieſes freie Herz
Die feige Vorſicht der Tyrannenfurcht
Verachtete. Der Liebe Feindin ſtets,
Wußt' ich dem König Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hilfe kam.
— Da hatt' ich ſeinen Sohn noch nicht geſehn!
Nein, denke nicht, daß ſeine Wohlgeſtalt

Mein leicht betrognes Aug verführt, der Reiz,
Der ihn umgibt, den jeder an ihm preiſet,
Die Gaben einer gütigen Natur,
Die er verſchmäht und nicht zu kennen ſcheint.
Ganz andre herrlichere Gaben lieb' ich,
Schätz' ich in ihm! — die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frei von ſeinen Schwächen.
Den edeln Stolz der großen Seele lieb' ich,
Der unter Amors Macht ſich nie gebeugt.
Sei Phädra ſtolz auf ihres Theſeus' Liebe,
Mir gnügt die leichte Ehre nicht, ein Herz
Zu feſſeln, welches Tauſende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den ſtolzen Mann als Siegerin zu feſſeln,
Der nicht begreift, wie ihm geſchieht, umſonſt
Sich einem Joch entwindet, das er liebt,
Das lockt mich an und reizt mich. Mindern Ruhm
Bracht' es, den großen Hercules zu rühren
Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Beſiegt und leichtern Kampfes überwunden.
Doch ach! wie heg' ich ſolchen eiteln Sinn!
Zu ſehr nur, fürcht' ich, widerſteht man mir,
Und bald vielleicht ſiehſt du mich, tief gebeugt,
Den Stolz beweinen, den ich jetzt bewundre.
Er ſollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren — —

Ismene.

Hör' ihn ſelbſt! Er kommt!

Zweiter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt.

Hippolyt.

Eh' ich von dannen gehe, Königin,
Künd' ich das Loos dir an, das dich erwartet.
Mein Vater starb. Ach nur zu wahr erklärte ſich
Mein ahnend Herz ſein langes Außenbleiben.
Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug der Welt verbergen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entſchieden, den Gefährten und den Freund,
Den Waffenfreund des herrlichen Alcid.
Dein Haß, ich darf es hoffen, Königin,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,
Gönnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.
Eins tröſtet mich in meinem tiefen Leid,
Ich kann dich einem harten Joch entreißen;
Den ſchweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich;
Du kannſt fortan frei ſchalten mit dir ſelbſt,
Und in Trözen, das mir zum Loos gefallen,
Auf mich ererbt von Pittheus, meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Laſſ' ich dich frei — und freier noch als mich.

Aricia.

Herr, mäß'ge dieſen Edelmuth, der mich
Beſchämt. Mehr, als du denkſt, erſchwerſt du mir
Die Feſſeln, die du von mir nimmſt, wenn du
So große Gunſt an der Gefangnen übſt.

Hippolyt.

Athen iſt noch im Streit, wer herrſchen ſoll;
Es ſpricht von dir, nennt mich, und Phädras Sohn.

Aricia.

Von mir?

Hippolyt.

Ich weiß und will mir's nicht verbergen,
Daß mir ein ſtolz Geſetz entgegenſteht.
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch hätt' ich meinen Bruder nur zum Gegner,
Nicht wehren ſollte mir's ein grillenhaft
Geſetz, mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir,
Dir tret' ich ab, vielmehr ich geb' dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Erechtheus,
Der Erde Sohn, dem Mächtigen, ererbt.
Er kam auf Aegeus durch der Kindſchaft Recht;
Athen, durch meinen Vater groß gemacht,
Erkannte freudig dieſen Held zum König,
Und in Vergeſſenheit ſank dein Geſchlecht.
Athen ruft dich in ſeine Mauern wieder;
Genug erlitt es von dem langen Streit,
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Des edeln Blutes, das aus ihr entſprang.
Mein Antheil iſt Trözene; Kreta bietet
Dem Sohn der Phädra reichlichen Erſatz;
Dir bleibt Athen! Ich geh' jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

Aricia.

Erſtaunt, beſchämt von allem, was ich höre,
Befürcht' ich faſt, ich fürchte, daß ich träume.
Wach' ich und iſt dies alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch überflügelt ihn die Wahrheit!
Zu meiner Gunſt willſt du dich ſelbſt berauben?
War es nicht ſchon genug, mich nicht zu haſſen?

Hippolyt.

Ich — Königin, dich haſſen! Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet, glaubt man denn,
Daß eine Tigermutter mich geboren?

Und welche Wildheit wär's, welch eingewurzelt
Verſtockter Haß, den nicht dein Anblick zähmte!
Konnt' ich dem holden Zauber widerſtehn?

Aricia (unterbricht ihn)

Was ſagſt du, Herr?

Hippolyt.

Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig wird es mir — Und weil ich denn
Mein langes Schweigen brach, ſo will ich enden —
So magſt du ein Geheimniß denn vernehmen,
Das dieſe Bruſt nicht mehr verſchließen kann.
— Ja, Königin, du ſiehſt mich vor dir ſtehen,
Ein warnend Beiſpiel tief gefallnen Stolzes.
Ich, der der Liebe trotzig widerſtand,
Der ihren Opfern grauſam Hohn geſprochen,
Und wenn die Andern kämpften mit dem Sturm,
Stets von dem Ufer hoffte zuzuſehn,
Durch eine ſtärkre Macht mir ſelbſt entriſſen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Loos.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz,
Die freie ſtolze Seele, ſie empfindet.
Sechs Monde trag' ich ſchon, gequält, zerriſſen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herze [redacted]zen.
Umſonſt bekämpf' ich dich, bekämpf' ich mich;
Dich flieh' ich, wo du biſt; dich find' ich, wo du fehlſt; [redacted];
Dein Bild folgt mir ins Innerſte der Wälder;
Das Licht des Tages und die ſtille Nacht
Muß mir die Reize deines Bildes malen.
Ach, alles unterwirft mich dir, wie auch
Das ſtolze Herz dir widerſtand — Ich ſuche
Mich ſelbſt, und finde mich nicht mehr. Zur Laſt
Iſt mir mein Pfeil, mein Wurfſpieß und mein Wagen[redacted],
Vergeſſen ganz hab' ich die Kunſt Neptuns;
Mit meinen Seufzern nur erfüll' ich jetzt

Der Wälder Stille; meine müß'gen Roſſe
Vergeſſen ihres Führers Ruf.

(Nach einer Pauſe.)

Vielleicht
Schämſt du dich deines Werks, da du mich hörſt,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
In welcher rauhen Sprache biet' ich auch
Mein Herz dir an! Wie wenig würdig iſt
Der rohe Sklave ſolcher ſchönen Bande!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf!
Ein neu Gefühl, ein fremdes, ſprech' ich aus,
Und ſprech' ich's übel, denke, Königin,
Daß du die Erſte biſt, die mich's gelehrt.

Dritter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Die Königin naht ſich, Herr! Ich eilt' ihr vor;
Sie ſucht dich.

Hippolyt.

Mich?

Theramen.

Ich weiß nicht, was ſie will.
Doch eben jetzt hat ſie nach dir geſendet,
Phädra will mit dir ſprechen, eh du gehſt.

Hippolyt.

Phädra! Was ſoll ich ihr? Was kann ſie wollen?

Aricia.

Herr, nicht verſagen kannſt du ihr die Gunſt;
Wie ſehr ſie deine Feindin auch, du biſt
Ein wenig Mitleid ihren Thränen ſchuldig.

Hippolyt.

Du aber gehſt! Du gehſt — und ich ſoll gehen!
Und ohne daß ich weiß, ob du dies Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

Aricia.

Geh, deinen edeln Vorſatz auszuführen!
Erringe mir den Thron Athens! Ich nehme
Aus deinen Händen jegliches Geſchenk;
Doch dieſer Thron, wie herrlich auch, er iſt
Mir nicht die theuerſte von deinen Gaben!

(Geht ab mit Ismenen.)

Vierter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Freund, iſt nun alles — doch die Königin naht!

(Phädra zeigt ſich im Hintergrunde mit Oenonen.)

Laß alles ſich zur Abfahrt fertig halten!
Gib die Signale! Eile! Komm zurück
So ſchnell als möglich und erlöſe mich
Von einem widerwärtigen Geſpräch!

(Theramen geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hippolyt. Phädra. Oenone.

Phädra (noch in der Tiefe des Theaters).

Er iſt's, Oenone — All mein Blut tritt mir
Ans Herz zurück — Vergeſſen hab' ich alles,
Was ich ihm ſagen will, da ich ihn ſehe.

Oenone.

Bedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

Phädra (vortretend, zu Hippolyt).

Man ſagt, o Herr, du willſt uns ſchnell verlaſſen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu miſchen; ich komme, meines Sohnes wegen
Dir meine bangen Sorgen zu geſtehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr, und nah
Rückt ſchon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tauſend Feinden ſeh' ich ihn bedroht,
Herr, du allein kannſt ſeine Kindheit ſchützen.
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, daß ich ſelbſt dein Herz verhärtet;
Ich zittre, Herr, daß dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte ſtrafen.

Hippolyt.

Ich denke nicht ſo niedrig, Königin.

Phädra.

Wenn du mich haßteſt, Herr, ich müßt' es dulden.
Du ſaheſt mich entbrannt auf dein Verderben,
In meinem Herzen konnteſt du nicht leſen.
Geſchäftig war ich, deinen Haß zu reizen,
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war,
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen,
Nicht ruht' ich, bis uns Meere ſelbſt geſchieden.
Selbſt deinen Namen vor mir auszuſprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Geſetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache mißt, wenn Haß nur Haß erwirbt,
War nie ein Weib noch deines Mitleids werther,
Und keines minder deines Haſſes werth.

Hippolyt.

Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann ſie ſchwer vergeben.
Ich weiß das alles, Königin. War doch
Der Argwohn ſtets der zweiten Ehe Frucht!

Von jeder andern hätt' ich gleichen Haß,
Vielleicht noch mehr Mißhandlungen erfahren.

Phädra.

Ach, Herr! wie ſehr nahm mich der Himmel aus
Von dieſer allgemeinen Sinnesart!
Wie ein ganz Andres iſt's, was in mir tobet!

Hippolyt.

Laß, Königin, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht dein Gatte, und der Himmel
Schenkt unſern Thränen ſeine Wiederkehr.
Beſchützt ihn doch der mächtige Neptun;
Zu ſolchem Helfer fleht man nicht vergebens.

Phädra.

Herr, zweimal ſieht kein Menſch die Todesufer.
Theſeus hat ſie geſehn; drum hoffe nicht,
Daß ihn ein Gott uns wieder ſchenken werde,
Der karge Styx gibt ſeinen Raub nicht her.
— Todt wär' er? Nein, er iſt nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu ſehn! Ich ſpreche ja mit ihm! Mein Herz —
— Ach, ich vergeſſe mich! Herr, wider Willen
Reißt mich der Wahnſinn fort —

Hippolyt.

Ich ſeh' erſtaun
Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theſeus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenſchaft
Zu ihm iſt deine Seele ganz entzündet.

Phädra.

Ja, Herr, ich ſchmachte, brenne für den Theſeus,
Ich liebe Theſeus, aber jenen nicht,
Wie ihn der ſchwarze Acheron geſehn,
Den flatterhaften Buhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterſtieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren.
Ich ſeh' ihn treu, ich ſeh' ihn ſtolz, ja ſelbſt

Ein wenig ſcheu — Ich ſeh' ihn jung und ſchön
Und reizend alle Herzen ſich gewinnen.
Wie man die Götter bildet, ſo wie ich
— Dich ſehe! Deinen ganzen Anſtand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache ſelbſt! So färbte
Die edle Röthe ſeine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Töchter Minos'
Mit Lieb' entzündete — Wo warſt du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die beſten,
Die erſten Helden Griechenlands verſammeln?
O daß du, damals noch zu zarten Alters,
Nicht in dem Schiff mit warſt, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hätteſt du getödtet,
Trotz allen Krümmen ſeines Labyrinths.
Dir hätte meine Schweſter jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, ich kam ihr darin zuvor!
Mir hätt's zuerſt die Liebe eingegeben,
Ich, Herr, und keine andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieſes liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der beſorgten Liebe nicht genug;
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt,
Ich ſelbſt, ich wäre vor dir hergezogen;
Ins Labyrinth ſtieg ich hinab mit dir,
Mit dir war ich gerettet oder verloren.

Hippolyt.

Was hör' ich, Götter! Wie? Vergiſſeſt du,
Daß Theſeus dein Gemahl, daß er mein Vater —

Phädra.

Wie kannſt du ſagen, daß ich das vergaß?
Bewahrt' ich meine Ehre denn ſo wenig?

Hippolyt.

Verzeihung, Königin. Schamroth geſteh' ich,
Daß ich unſchuld'ge Worte falſch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus. (Will gehen.)

Phädra.

Grauſamer, du verſtandſt mich nur zu gut.
Genug ſagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So ſei es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raſerei! Ich liebe.
Und denke ja nicht, daß ich dies Gefühl
Vor mir entſchuld'ge und mir ſelbſt vergebe,
Daß ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift genährt, das mich wahnſinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Haſſ' ich mich ſelbſt noch mehr, als du mich haſſeſt.
Zu Zeugen deß ruf' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Bruſt entzündet,
Das all den Meinen ſo verderblich war,
Die ſich ein grauſam Spiel damit gemacht,
Das ſchwache Herz der Sterblichen zu verführen.
Ruf' das Vergangne dir zurück! Dich fliehen
War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
Gehäſſig, grauſam wollt' ich dir erſcheinen;
Dir deſto mehr zu widerſtehn, warb ich
Um deinen Haß — Was frommte mir's! Du haßteſt
Mich deſto mehr, ich — liebte dich nicht minder,
Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
In Gluth, in Thränen hab' ich mich verzehrt;
Dies zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
Wenn du den einz'gen Blick nur wollteſt wagen.
— Was ſoll ich ſagen? Dies Geſtändniß ſelbſt,
Das ſchimpfliche, denkſt du, ich that's mit Willen?
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
Für ihn wollt' ich dein Herz erflehn — Umſonſt.
In meiner Liebe einzigem Gefühl
Konnt' ich von nichts dir reden als dir ſelbſt.
Auf, räche dich und ſtrafe dieſe Flamme,
Die dir ein Gräul iſt! Reinige, befreie,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Von einem ſchwarzen Ungeheuer die Erde!

Des Theſeus Wittwe glüht für Hippolyt!
Nein, laß ſie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier treffe deine Hand, hier iſt mein Herz!
Voll Ungeduld, den Frevel abzubüßen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Triff! Oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Mißgönnt dein Haß mir dieſen ſüßen Tod,
Entehrte deine Hand ſo ſchmählich Blut,
Leih' mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willſt.
Gib! (Entreißt ihm das Schwert.)

Oenone.

Königin, was machſt du? Große Götter!
Man kommt. O flieh' den Blick verhaßter Zeugen!
Komm, folge mir und rette dich vor Schmach!

(Sie führt Phädra ab.)

Sechſter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
Gewaltſam fortgezogen? — Herr, was ſetzt
Dich ſo in Wallung? — Ich ſeh' dich ohne Schwert,
Bleich, voll Entſetzen —

Hippolyt.

Fliehn wir, Theramen!
Du ſiehſt mich in dem äußerſten Erſtaunen,
Ich kann mich ſelbſt nicht ohne Grauen ſehn.
Phädra — Doch, große Götter! Nein!
Das Gräßliche bedeck' ein ewig Schweigen!

Theramen.

Willſt du von dannen, das Schiff iſt ſegelfertig;
Doch, Herr, Athen hat ſich bereits erklärt.

Man hat das Volk nach Zünften ſtimmen laſſen;
Dein Bruder hat die Stimmen; Phädra ſiegt!

(Hippolyt macht eine Bewegung des Erſtaunens.)

Ein Herold kommt ſo eben von Athen,
Der ihr den Schluß des Volkes überbringt.
Ihr Sohn iſt König.

Hippolyt.

Phädra! Große Götter!
Ihr kennt ſie! Iſt's der Lohn für ihre Tugend?

Theramen.

Indeß ſchleicht ein Gerücht umher, der König
Sei noch am Leben. Man will ihn in Epirus
Geſehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
Erfragt, und weiß ich nicht zu gut —

Hippolyt.

Thut nichts.
Man muß auf alles hören, nichts verſäumen
Und forſchen nach der Quelle des Gerüchts.
Verdient es nicht, daß wir die Fahrt einſtellen,
So gehen wir, was es auch koſten mag,
Der Würdigſten das Scepter zuzuwenden!

Erſter Auftritt.

Phädra und Oenone.

Phädra.

Hinweg, Hinweg! Zu Andern wendet euch
Mit dieſen Ehren, die man auf mich häuft!
Unglückliche, wie kannſt du in mich dringen,
Daß ich mich zeige? O verbirg mich vielmehr!
Ach, nur zu offen hab' ich mich gezeigt,
Mein raſend Wünſchen wagt' ich kund zu geben,
Ich hab' geſagt, was man nie hören ſollte!
— Wie horcht' er auf! Wie lange wußt' er nicht
Ausweichend meiner Rede zu entſchlüpfen!
Wie ſann er nur auf ſchnelle Flucht, und wie
Vermehrte ſein Erröthen meine Scham!
O warum hieltſt du meinen Arm zurück!
Als ich ſein Schwert auf meinen Buſen zückte,
Erblaßt' er nur für mich? Entriß er mir's?
Genug, daß meine Hand daran gerührt;
Ein Gräuel war's in ſeinem Aug, es war
Geſchändet, und entehrte ſeine Hände!

Oenone.

So deinem eiteln Jammer ewig nur
Dahingegeben, nährst du eine Gluth,
Die du erſticken ſollteſt. Wär's nicht beſſer,
Nicht würdiger des Bluts, das in dir fließt,
Dein Herz in edlern Sorgen zu zerſtreun,
Den Undankbaren, der dich haßt, zu fliehn,
Zu herrſchen und das Scepter zu ergreifen!

Phädra.

Ich herrſchen, ich ein Reich mir unterwerfen,
Und bin nicht Meiſter meiner ſelbſt, und bin
Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrſchen,
Die einer ſchimpflichen Gewalt erliegt,
Die ſtirbt!

Oenone.

So flieh'!

Phädra.

Ich kann ihn nicht verlaſſen.

Oenone.

Ihn nicht verlaſſen und verbannteſt ihn!

Phädra.

Es iſt zu ſpät; er weiß nun meine Liebe.
Die Grenze keuſcher Scham iſt überſchritten,
Das ſchimpfliche Geſtändniß iſt gethan,
Hoffnung ſchlich wider Willen in mein Herz.
Und riefſt du ſelbſt nicht meine fliehende Seele
Mit ſchmeichelhaftem Troſteswort zurück?
Du zeigteſt mir verdeckt, ich könnt' ihn lieben.

Oenone.

Dich zu erhalten, ach! was hätt' ich nicht,
Unſchuldig oder ſträflich, mir erlaubt!
Doch wenn du je Beleidigung empfandſt,
Kannſt du vergeſſen, wie der Stolze dich
Verachtete! Wie grauſam höhnend er

Dich nur nicht gar ihm ließ zu Füßen fallen!
Wie machte dieſer Stolz ihn mir verhaßt!
O daß du ihn nicht ſahſt mit meinen Augen!

Phädra.

Oenone, dieſen Stolz kann er verlieren;
Wild iſt er, wie der Wald, der ihn erzog,
Er hört, ans rauhe Jagdwerk nur gewohnt,
Zum erſtenmale jetzt von Liebe reden.
Er ſchwieg wohl gar aus Ueberraſchung nur,
Und Unrecht thun wir ihm mit unſern Klagen.

Oenone.

Bedenk', daß eine Scythin ihn gebar.

Phädra.

Obgleich ſie Scythin war, ſie liebte doch.

Oenone.

Er haßt, du weißt es, unſer ganz Geſchlecht.

Phädra.

So werd' ich keiner andern aufgeopfert.
Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenſchaft, nicht meiner Tugend!
Wer Liebe widerſteht ſein Herz. Laß ſehn,
Ob wir's bei einer andern Schwäche faſſen!
Die Herrſchaft lockt' ihn, wie mir ſchien; es zog
Ihn nach Athen; er konnt' es nicht verbergen.
Die Schnäbel ſeiner Schiffe waren ſchon
Hier umgekehrt, und alle Segel flogen.
Geh, ſchmeichle ſeiner Ehrbegier, Oenone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde ſich
Das Diadem um ſeine Stirne! Mein
Sei nur der Ruhm, daß ich's ihm umgebunden!
Behaupten kann ich meine Macht doch nicht;
Nehm' er ſie hin, er lehre meinen Sohn
Die Herrſcherkunſt und ſei ihm ſtatt des Vaters;
Mutter und Sohn geb' ich in ſeine Macht.
Geh, laß nichts unverſucht, ihn zu bewegen!
Mich wird er hören, wenn er mich nicht hört.

Dring' in ihn, ſeufze, weine, ſchildre mich
Als eine Sterbende, o ſchäme dich
Auch ſelbſt der Flehensworte nicht! Was du
Gut findeſt, ich bekenne mich zu allem.
Auf dir ruht meine letzte Hoffnung. Geh!
Bis du zurückgekehrt, beſchließ' ich nichts.

(Oenone geht ab

Zweiter Auftritt.

Phädra (allein).

Du ſiehſt, in welche Tiefen ich gefallen,
Furchtbare Venus, unverſöhnliche!
Bin ich genug geſunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn; vollkommen iſt dein Sieg;
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grauſame, willſt du deinen Ruhm vermehren,
Such' einen Feind, der mehr dir widerſtrebt.
Dich fliehet Hippolyt, er ſpricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt;
Dein Name ſchon entweiht ſein ſtolzes Ohr.
Räche dich, Göttin! räche mich! Er liebe!
— Doch was iſt das? Du ſchon zurück, Oenone?
Man verabſcheut mich, man will dich gar nicht hören

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Erſticken mußt du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterin!
Sei wieder ganz du ſelbſt! Ruf deine Tugend
Zurück! Der König, den man todt geglaubt,

Er wird ſogleich vor deinen Augen ſtehn.
Theſeus iſt angelangt! Theſeus iſt hier!
Entgegen ſtürzt ihm alles Volk — Ich ging,
Wie du befahlſt, den Hippolyt zu ſuchen,
Als tauſend Stimmen plötzlich himmelan —

Phädra.

Mein Gatte lebt, Oenone! Mir genug!
Ich habe eine Leidenſchaft geſtanden,
Die ihn beſchimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter.

Oenone.

Wie, Königin?

Phädra.

Ich ſagte dir's vorher,
Du aber hörteſt nicht; mit deinen Thränen
Beſiegteſt du mein richtiges Gefühl.
Noch heute früh ſtarb ich der Thränen werth,
Ich folgte deinem Rath, und ehrlos ſterb' ich.

Oenone.

Du ſtirbſt?

Phädra.

Ihr Götter! Was hab' ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und ſein Sohn mit ihm.
Ich werd' ihn ſehn, wie er ins Aug mich faßt,
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung gibt, mit welcher Stirn
Ich ſeinen Vater zu empfangen wage!
Das Herz von Seufzern ſchwer, die er verachtet,
Das Aug von Thränen feucht, die er verſchmäht!
Und glaubſt du wohl, er, ſo voll Zartgefühl,
So eiferſüchtig auf des Vaters Ehre —
Er werde meiner ſchonen? den Verrath
An ſeinem Vater, ſeinem König, dulden?
Wird er auch ſeinem Abſcheu gegen mich
Gebieten können? Ja, und ſchwieg' er auch!
Oenone, ich weiß meine Schuld, und nicht
Die Kecke bin ich, die, ſich im Verbrechen

In ſanfte Ruh' einwiegend, aller Scham
Mit eherner Stirne, nie erröthend, trotzte.
Mein Unrecht kenn' ich, es ſteht ganz vor mir.
Schon ſeh' ich dieſe Mauern, dieſe Bogen
Sprache bekommen und, mich anzuklagen
Bereit, des Gatten Ankunft nur erwarten,
Furchtbares Zeugniß gegen mich zu geben!
— Nein, laß mich ſterben! Dieſen Schreckniſſen
Entziehe mich der Tod — er ſchreckt mich nicht!
Mich ſchreckt der Name nur, den ich verlaſſe,
Ein gräßlich Erbtheil meinen armen Kindern!
Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz;
Der Mutter Schuld wird ſchwer auf ihnen laſten.
Oenone, mit Entſetzen denk' ich es,
Erröthen werden ſie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuſchlagen.

Oenone.

Das wird gewiß geſchehen; zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willſt du ſie der Schmach bloß ſtellen?
Warum dich ſelbſt anklagen? — Ach, es iſt
Um uns geſchehen! Phädra, hör' ich ſagen,
Bekennt ſich ſchuldig! Phädra trägt ihn nicht,
Den furchtbarn Anblick des verrathnen Gatten.
Wie glücklich iſt dein Feind, daß du ihm ſelbſt
Gewonnen gibſt auf Koſten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muß verſtummen!
Er aber wird ſich ſeines gräßlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreun und jedem,
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Eh dies geſchieht, zerſchmettre mich der Blitz!
— Sag mir die Wahrheit! Iſt er dir noch theuer?
Mit welchem Auge ſiehſt du jetzt den Stolzen?

Phädra.

Ein Ungeheuer iſt er in meinen Augen.

Oenone.

Warum den leichten Sieg ihm alſo laſſen?
Du fürchteſt ihn — So wag' es, ihn zuerſt
Der Schuld, die er dir vorwirft, anzuklagen.
Wer kann dich Lügen ſtrafen? Alles verdammt ihn.
Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelaſſen,
Dein jetz'ger Schrecken, dein bisher'ger Gram,
Die vorgefaßte Meinung ſeines Vaters,
Und deine frühern Klagen über ihn,
Auch dies, daß du ſchon einmal ihn verbannt —

Phädra.

Ich ſoll die Unſchuld unterdrücken, läſtern?

Oenone.

Mir iſt an deinem Schweigen ſchon genug.
Ich zittre, ſo wie du; auch mein Gewiſſen
Regt ſich und tauſend Tode ſtürb' ich lieber!
Doch ohne dieſes Mittel der Verzweiflung
Verlier' ich dich! Es gilt zu hohen Preis!
So weiche jedes Andre deinem Leben!
— Ich werde reden — Theſeus, glaube mir,
Wenn mein Bericht ihn aufgereizt, wird ſich
Mit der Verbannung ſeines Sohns begnügen;
Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen!
Doch müßt' auch ſelbſt das Blut der Unſchuld fließen,
Dein Ruf ſteht auf dem Spiel, es gilt die Ehre;
Der muß man alles opfern, auch die Tugend.
Man kommt. Ich ſehe Theſeus.

Phädra.

Wehe mir!
Ich ſehe Hippolyt. Ich leſe ſchon
In ſeinen ſtolzen Blicken mein Verderben.
— Thu, was du willſt! Dir überlaſſ' ich mich;
In meiner Angſt kann ich mir ſelbſt nicht rathen.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Theſeus. Hippolyt. Theramen.

Theſeus.

Das Glück iſt mit mir ausgeſöhnt, Gemahlin!
Es führt in deine Arme —

Phädra.

Theſeus, halt!
Entweihe nicht die zärtlichen Gefühle!
Nicht mehr verdien' ich dieſe Liebeszeichen.
Du biſt beſchimpft. Das neid'ſche Glück verſchonte,
Seitdem du fern warſt, deine Gattin nicht.
Ich bin nicht werth, dir fernerhin zu nahn,
Und gehe, mich auf ewig zu verbergen.

(Geht ab mit Oenonen.)

Fünfter Auftritt.

Theſeus. Hippolyt. Theramen.

Theſeus.

Wie? Welch ein ſeltſamer Empfang? — Mein Sohn?

Hippolyt.

Phädra mag das Geheimniß dir erklären.
Doch wenn mein Flehn was über dich vermag,
Erlaub', o Herr, daß ich ſie nie mehr ſehe.
Laß den erſchrocknen Hippolyt den Ort,
Wo deine Gattin lebt, auf ewig meiden.

Theſeus.

Verlaſſen willſt du mich, mein Sohn?

Hippolyt.

Ich ſuchte
Sie nicht! du brachteſt ſie an dieſe Küſte!
Du warſt es ſelbſt, o Herr, der mir beim Scheiden
Aricien und die Königin anvertraut,

Ja mich zum Hüter über ſie beſtellt.
Was aber könnte nun mich hier noch halten?
Zu lange ſchon hat meine müß'ge Jugend
Sich an dem ſcheuen Wilde nur verſucht.
Wär's nun nicht Zeit, unwürd'ge Ruhe fliehend,
Mit edlerm Blute mein Geſchoß zu färben?
Noch hatteſt du mein Alter nicht erreicht,
Und manches Ungeheuer fühlte ſchon
Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
Des Uebermuthes Rächer hatteſt du
Das Ufer zweier Meere ſchon geſichert;
Der Wanderer zog ſeine Straße frei,
Und Hercules, als er von dir vernahm,
Fing an, von ſeiner Arbeit auszuruhn.
Doch ich, des Helden unberühmter Sohn,
That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
O könne, daß mein Muth ſich endlich zeige,
Und wenn ein Ungeheuer dir entging,
Daß ich's beſiegt zu deinen Füßen lege;
Wo nicht, durch einen ehrenvollen Tod
Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.

Theſeus.

Was muß ich ſehen? Welch ein Schreckniß iſt's,
Das ringsum ſich verbreitend all die Meinen
Zurück aus meiner Nähe ſchreckt? Kehr' ich
So ungewünſcht und ſo gefürchtet wieder,
Warum, ihr Götter, erbracht ihr mein Gefängniß?

Ich hatte einen einz'gen Freund. Die Gattin
Wollt' er dem Herrſcher von Epirus rauben,
Von blinder Liebeswuth bethört. Ungern
Bot ich zum kühnen Frevel meinen Arm;
Doch zürnend nahm ein Gott uns die Beſinnung.
Mich überraſchte wehrlos der Tyrann;
Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
Pirithous — o jammervoller Anblick! —
Mußt' ich den Tigern vorgeworfen ſehn,

Die der Tyrann mit Menſchenblute nährte.
Mich ſelbſt ſchloß er in eine finſtre Gruft,
Die, ſchwarz und tief, ans Reich der Schatten grenzt
Sechs Monde hatt' ich hilflos hier geſchmachtet,
Da ſahen mich die Götter gnädig an;
Das Aug der Hüter wußt' ich zu betrügen,
Ich reinigte die Welt von einem Feind,
Den eignen Tigern gab ich ihn zur Speiſe.
Und jetzo, da ich fröhlich heimgekehrt,
Und was die Götter Theures mir gelaſſen,
Mit Herzensfreude zu umfaſſen denke —
Jetzt, da die Seele ſich nach langem Durſt
An dem erwünſchten Anblick laben will —
Iſt mein Empfang Entſetzen, alles flieht mich,
Entzieht ſich meiner liebenden Umarmung,
Ja, und ich ſelbſt, von dieſem Schrecken an-
Geſteckt, der von mir ausgeht, wünſche mich
Zurück in meinen Kerker zu Epirus.
— Sprich! Phädra klagt, daß ich beleidigt ſei.
Wer verrieth mich? Warum bin ich nicht gerächet?
Hat Griechenland, dem dieſer Arm ſo oft
Gedient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
Du gibſt mir nichts zur Antwort. Sollteſt du's,
Mein eigner Sohn, mit meinen Feinden halten?
— Ich geh' hinein. Zu lang bewahr' ich ſchon
Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf einmal
Will ich den Frevel und den Frevler kennen.
Von dieſem Schrecken, den ſie blicken läßt,
Soll Phädra endlich Rechenſchaft mir geben.

(Geh

Sechster Auftritt.

Hippolyt und Theramen.

Hippolyt.

Was wollte ſie mit dieſen Worten ſagen,
Die mich durchſchauerten? Will ſie vielleicht,
Ein Raub jedwedes äußerſten Gefühls,
Sich ſelbſt anklagen und ſich ſelbſt verderben?
Was wird der König ſagen, große Götter!
Wie ſchwer verfolgt die Liebe dieſes Haus!
Ich ſelbſt, ganz einer Leidenſchaft zum Raube,
Die er verdammt; wie hat mich Theſeus einſt
Geſehen, und wie findet er mich wieder?
Mir trüben ſchwarze Ahnungen den Geiſt;
Doch Unſchuld hat ja Böſes nicht zu fürchten.
— Sehn wir, ein glücklich Mittel auszuſinnen,
Wie wir des Vaters Liebe wieder wecken,
Ihm eine Leidenſchaft geſtehn, die er
Verfolgen kann, doch nimmermehr erſchüttern.

Erſter Auftritt.

Theſeus. Oenone.

Theſeus.

Was hör' ich! Götter! Solchen Angriff wagte
Ein Raſender auf ſeines Vaters Ehre!
Wie hart verfolgſt du mich, ergrimmtes Schickſal!
Ich weiß nicht, was ich ſoll, nicht, was ich bin!
O wird mir ſolcher Dank für meine Liebe?
Fluchwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
Und ſeiner wilden Luſt genug zu thun,
Erlaubte ſich der Freche gar Gewalt!
Erkannt hab' ich's, das Werkzeug ſeiner Wuth,
Dies Schwert, zu edlerm Dienſt ihm umgehangen;
Nicht hielt ihn ſelbſt die heil'ge Scheu des Bluts!
Und Phädra ſäumte noch, ihn anzuklagen,
Und Phädra ſchwieg und ſchonte des Verräthers.

Oenone.

Des unglückſel'gen Vaters ſchonte Phädra.
Vom Angriff dieſes Wüthenden beſchämt
Und dieſer frevelhaften Gluth, die ſie

Schuldlos entzündet, wollte Phädra ſterben.
Schon zuckte ſie die mörderiſche Hand,
Das ſchöne Licht der Augen auszulöſchen;
Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm,
Ja, ich allein erhielt ſie deiner Liebe.
Und jetzt, o Herr, von ihrem großen Leiden,
Von deiner Furcht gerührt, entdeckt' ich dir,
Ich that's nicht gern, die Urſach' ihrer Thränen.

Theſeus.

Wie er vor mir erblaßte, der Verräther!
Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn;
Ich war erſtaunt, wie wenig er ſich freute.
Sein froſtiger Empfang erſtickte ſchnell
Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit.
— Doch dieſer Liebe frevelhafte Gluth,
O ſprich, verrieth ſie ſich ſchon in Athen?

Oenone.

Denk' an die Klagen meiner Königin,
O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
Entſprang ihr ganzer Haß.

Theſeus.

Und dieſe Liebe
Entflammte ſich von neuem in Trözene?

Oenone.

Herr, alles, was geſchehen, ſagt' ich dir! —
Zu lang ließ ich die Königin allein
In ihrem Schmerz; erlaube, daß ich dich
Verlaſſe, Herr, und meiner Pflicht gehorche.

(Oenone geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Theſeus. Hippolyt.

Theſeus.

Da iſt er! Götter! Dieſer edle Anſtand!
Welch Auge würde nicht davon getäuſcht!
Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
Die heilige Majeſtät der Tugend leuchten?
Wär' es nicht billig, daß der Schalk im Herzen
Durch äußre Zeichen ſich verkündete?

Hippolyt.

Herr, darf ich fragen, welche düſtre Wolke
Dein königliches Angeſicht umſchattet?
Darfſt du es deinem Sohne nicht vertraun?

Theſeus.

Darfſt du, Verräther, mir vors Auge treten?
Ungeheuer, das der Blitz zu lang verſchont!
Unreiner Ueberreſt des Raubgezüchts,
Von dem mein tapfrer Arm die Welt befreite!
Nachdem ſich deine frevelhafte Gluth
Bis zu des Vaters Bette ſelbſt verwogen,
Zeigſt du mir frech noch dein verhaßtes Haupt?
Hier an dem Ort, der deine Schande ſah,
Darfſt du dich zeigen, und du wendeſt dich
Nicht fremden fernen Himmelsſtrichen zu,
Wo meines Namens Schall nie hingedrungen?
Entflieh, Verräther! Reize nicht den Grimm,
Den ich mit Müh bezwinge — Schwer genug
Büß' ich dafür mit ew'ger Schmach, daß ich
So frevelhaftem Sohn das Leben gab;
Nicht auch dein Tod ſoll mein Gedächtniß ſchänden
Und ſchwärzen meiner Thaten Glanz — Entflieh!
Und willſt du nicht, daß eine ſchnelle Rache
Dich den Frevlern, die ich ſtrafte, beigeſelle,
Gib Acht, daß dich das himmliſche Geſtirn,

uns erleuchtet, den verwegnen Fuß
mehr in dieſe Gegend ſetzen ſehe!
liehe, ſag' ich, ohne Wiederkehr!
dich von dannen! Fort und reinige
Gräuel deines Anblicks meine Staaten!
lnd du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
Raubgeſindel ſäuberte, gedenk,
du mir einſt zu meiner Thaten Lohn
bt, mein erſtes Wünſchen zu erhören!
t in dem Drang der langen Kerkernoth
ht' ich dein unſterbliches Vermögen;
geizte mit dem Wort, das du mir gabſt,
dringenderen Noth ſpart' ich dich auf.
fleh' ich dich, Erſchütterer der Erde,
' einen Vater, der verrathen iſt!
geb' ich dieſen Frevler deinem Zorn.
ck' in ſeinem Blut ſein frech Gelüſten!
deinem Grimm laß deine Huld mich kennen!

Hippolyt.

ɔra verklagt mich einer ſtrafbarn Liebe!
Uebermaß des Gräuls ſchlägt mich zu Boden.
viele Schläge, unvorgeſehn, auf einmal,
chmettern mich und rauben mir die Sprache!

Theſeus.

äther, dachteſt du, es werde Phädra
feiges Schweigen deine Schuld begraben,
mußteſt du beim Fliehen nicht das Schwert,
dich verdammt, in ihren Händen laſſen.
mußteſt, deinen Frevel ganz vollendend,
einem Streich ihr Stimm' und Leben rauben.

Hippolyt.

Recht entrüſtet von ſo ſchwarzer Lüge,
t' ich die Wahrheit hier vernehmen laſſen;
, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniß,
dich betrifft, aus Ehrfurcht unterdrück' ich's.
billige das Gefühl, das mir den Mund

Verſchließt, und, ſtatt dein Leiden ſelbſt zu mehren,
Prüfe mein Leben! Denke, wer ich bin!
Vor großen Freveln gehen andre ſtets
Vorher; wer einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligſte verletzen.
Wie die Tugend, hat das Laſter ſeine Grade;
Nie ſah man noch unſchuld'ge Schüchternheit
Zu wilder Frechheit plötzlich übergehn.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Heldin keuſcher Bruſt genährt,
Hab' ich den reinen Urſprung nicht verleugnet;
Aus ihrem Arm hat Pittheus mich empfangen,
Der fromm vor allen Menſchen ward geachtet;
Ich möchte mich nicht ſelbſt zu rühmlich ſchildern;
Doch, iſt mir ein'ge Tugend zugefallen,
So denk' ich, Herr, der Abſcheu eben war's
Vor dieſen Gräueln, deren man mich zeiht,
Was ich von je am lauteſten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bei allen Griechen!
Selbſt bis zur Rohheit trieb ich dieſe Tugend;
Man kennt die Härte meines ſtrengen Sinns;
Nicht reiner iſt das Licht als meine Seele,
Und ein ſtrafbares Feuer ſollt' ich nähren?

Theſeus.

Ja, eben dieſer Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil. Deines Weiberhaſſes
Verhaßte Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für erlaubte Liebe.

Hippolyt.

Nein, nein, mein Vater, dieſes Herz — nicht länger
Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dies Herz
Für keuſche Liebe! Hier zu deinen Füßen
Bekenn' ich meine wahre Schuld — Ich liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!

Aricia hat meinen Schwur; — ſie iſt's,
Pallantes' Tochter, die mein Herz beſiegte.
Sie bet' ich an, nur ſie, wie ſehr ich auch,
Herr, dein Gebot verletze, kann ich lieben.

Theſeus.

Du liebſt ſie! — Nein, der Kunſtgriff täuſcht mich nicht.
Du gibſt dich ſtrafbar, um dich rein zu waſchen.

Hippolyt.

Herr, ſeit ſechs Monden meid' ich — lieb' ich ſie!
Ich kam mit Zittern, dies Geſtändniß dir
Zu thun —

(Da Theſeus ſich mit Unwillen abwendet.)

Weh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche gräßliche Betheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — So möge
Der Himmel mich, ſo mögen mich die Götter —

Theſeus.

Mit Meineid hilft ſich jeder Böſewicht.
Hör' auf! Hör' auf, mit eitelm Wortgepräng
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen!

Hippolyt.

Erheuchelt ſcheint ſie dir. Phädra erzeigt mir
In ihrem Herzen mehr Gerechtigkeit.

Theſeus.

Schamloſer, deine Frechheit geht zu weit!

Hippolyt.

Wie lang ſoll ich verbannt ſein und wohin?

Theſeus.

Und gingſt du weiter als bis Herculs Säulen,
Noch glaubt' ich dem Verräther mich zu nah.

Hippolyt.

Beladen mit ſo gräßlichem Verdacht,
Wo find' ich Freunde, die mir Mitleid ſchenken,
Wenn mich ein Vater von ſich ſtößt?

Theſeus.

Geh hin!
Geh, ſuche dir Freunde, die den Ehbruch ehren,
Blutſchande loben, ſchändliche, pflichtloſe
Verräther ohne Schamgefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie du, zu ſchützen!

Hippolyt.

Du ſprichſt mir immerfort von Ehebruch,
Von — doch ich ſchweige. Aber Phädra ſtammt
Von einer Mutter — Phädra iſt erzeugt
Aus einem Blut, du weißt es, das vertrauter
Mit ſolchen Gräueln iſt, als meines!

Theſeus.

Ha!
So weit darf deine Frechheit ſich vergeſſen
Mir in das Angeſicht? Zum letztenmal!
Aus meinen Augen! Geh hinaus, Verräther!
Erwarte nicht, daß ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reißen laſſe!

(Hippolyt geht ab

Dritter Auftritt.

Theſeus (allein).

Geh, Elender! Du gehſt in dein Verderben!
Denn bei dem Fluß, den ſelbſt die Götter ſcheuen,
Gab mir Neptun ſein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Rachedämon, dem du nicht entrinnſt.
— Ich liebte dich und fühle zum voraus
Mein Herz bewegt, wie ſchwer du mich auch kränkteſt.
Doch zu gerechte Urſach gabſt du mir,
Dich zu verdammen — Nein gewiß, nie ward
Ein Vater mehr beleidigt — Große Götter,
Ihr ſeht den Schmerz, der mich zu Boden drückt!
Konnt' ich ein Kind ſo ſchlimmer Art erzeugen?

Vierter Auftritt.

Phädra. Theſeus.

Phädra.

Ich komm', o Herr, von Schrecken hergetrieben,
Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr;
Der Drohung, fürcht' ich, folgte raſch die That.
O wenn's noch Zeit iſt, ſchone deines Bluts!
Ich fleh' dich drum — Erſpare mir den Gräuel,
Daß es um Rache ſchreie wider mich.
O gib mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
Daß ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!

Theſeus.

Nein, Phädra, meine Hand befleckte ſich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch iſt mir
Der Frevler nicht entwiſcht. Mit ſeiner Rache
Wird eine Götterhand beſchäftigt ſein.
Neptun iſt mir ſie ſchuldig. Sei gewiß,
Du wirſt gerächt!

Phädra.

Neptun iſt ſie dir ſchuldig!
Was? Hätteſt du den Gott in deinem Zorn —

Theſeus.

Wie? Fürchteſt du, daß mich der Gott erhöre?
O theile vielmehr mein gerechtes Flehn,
In aller Schwärze zeig' mir ſeine Schuld,
Erhitze meinen allzuträgen Zorn!
Du kenneſt ſeine Frevel noch nicht alle.
Der Wüthende, er wagt's noch, dich zu ſchmähn;
Dein Mund ſei voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und ſeine Treu'. Er liebe ſie.

Phädra.

Was?

Theſeus.

Er behauptet's mir ins Angeſicht!
Doch ſolchen Kunſtgriff weiß ich zu verachten.
Schaff' uns, Neptun, nur ſchnell Gerechtigkeit!
Ich gehe ſelbſt, in ſeinem Tempel ihn
An ſein unſterblich Götterwort zu mahnen.

(Er geht a

Fünfter Auftritt.

Phädra (allein).

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum erſticktes Feuer zündet ſich
Aufs neu in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trifft! Unſel'ge Nachricht!
Ich flog hieher, ganz Eifer, ſeinen Sohn
Zu retten; mit Gewalt entriß ich mich
Den Armen der erſchrockenen Oenone;
Die Stimme des Gewiſſens wollte ſiegen,
Wer weiß, wohin die Reue mich geführt!
Vielleicht ging ich ſo weit, mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man ins Wort mir nicht gefallen,
Entwiſchte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühl hat Hippolyt und keins für mich!
Aricia hat ſein Herz und ſeine Schwüre!
Ihr Götter, da der Undankbare ſich
Mir gegenüber mit dem ſtolzen Blick,
Mit dieſer ſtrengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verſchloſſen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geſchlecht,
Und eine andre doch wußt' ihn zu rühren!
Vor ſeinem Stolz fand eine andre Gnade!
Vielleicht hat er ein leicht zu rührend Herz;
Nur ich bin ſeinen Augen unerträglich!
Und ich bemühe mich, ihn zu vertheidigen!

Sechster Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

O weißt du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

Oenone.

Nein, aber zitternd komm' ich her; ich will's
Nicht leugnen. Mich erschreckte der Entschluß,
Der dich herausgeführt. Ich fürchtete,
Du möchtest dich in blindem Eifer selbst
Verrathen.

Phädra.

Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone!
Man liebte eine andre!

Oenone.

Wie? Was sagst du?

Phädra.

Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieser scheue Wilde, den die Ehrfurcht
Belei digte, der Liebe zärtlich Flehn
Verscheuchte, dem ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger ist gebändigt,
Aricia fand den Weg zu seinem Herzen.

Oenone.

Aricia!

Phädra.

O nie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual spart' ich mich auf!
Was ich erlitten bis auf diesen Tag,
Die Furcht, die Angst, die Rasereien alle
Der Leidenschaft, der Wahnsinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,
Die Kränkung selbst, die unerträgliche,
Verschmäht zu sein, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreißen.

Sie lieben ſich! Durch welches Zaubers Macht
Vermochten ſie's, mein Auge ſo zu täuſchen?
Wie ſahn ſie ſich? Seit wann? An welchem Ort?
Du wußteſt drum; wie ließeſt du's geſchehen,
Und gabſt mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man ſie oft ſich ſprechen und ſich ſuchen?
Der dunkle Wald verbarg ſie? — Wehe mir!
Sie konnten ſich in voller Freiheit ſehn,
Der Himmel billigte ihr ſchuldlos Lieben;
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem ſanften Zug der Herzen. Hell und heiter
Ging jedes Tages Sonne für ſie auf!
Und ich, der traur'ge Auswurf der Natur,
Verbarg mich vor dem Licht; der einz'ge Gott,
Dem ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn ſah ich ſchon mit ſchnellen Schritten nahn;
Mit Thränen nährt' ich mich, mit bitterm Gram,
Und ſelbſt in meinen Thränen durft' ich nicht
Nach Herzenswunſche mit erſättigen!
Vom Blick der Neugier allzu ſcharf bewacht,
Genoß ich zitternd dieſe traur'ge Luſt;
Ja, oft mußt' ich ſie gänzlich mir verſagen,
Und unter heitrer Stirn den Gram verbergen.

Oenone.

Was hoffen ſie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie ſich wiederſehn!

Phädra.

Sie werden
Sich ewig lieben! Jetzt, indem ich rede,
Verlachen ſie, o tödtender Gedanke!
Den ganzen Wahnſinn meiner Liebeswuth!
Umſonſt verbannt man ihn; ſie ſchwören ſich's
Mit tauſend Schwüren, nie ſich zu verlaſſen.
Nein, ich ertrag's nicht, dieſes Glück zu ſehn,
Oenone, das mir Hohn ſpricht — Habe Mitleid
Mit meiner eiferſücht'gen Wuth! Aricia

Muß fallen! Man muß den alten Haß des Königs
Erregen wider dies verhaßte Blut!
Nicht leicht ſoll ihre Strafe ſein; die Schweſter
Hat ſchwerer ſich vergangen als die Brüder.
In meiner Eiferſucht, in meiner Wuth
Erfleh' ich's von dem König!

(Wie ſie gehen will, hält ſie plötzlich an und beſinnt ſich.)

Was will ich thun?
Wo reißt die Wuth mich hin? Ich eiferſüchtig!
Und Theſeus iſt's, den ich erflehen will!
Mein Gatte lebt und mich durchraſt noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz wag' ich zu buhlen?
Es ſträubt mir grauſend jedes Haar empor,
Das Maß des Gräßlichen hab' ich vollendet.
Blutſchande athm' ich und Betrug zugleich;
Ins Blut der Unſchuld will ich, racheglühend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe,
Ich Elende! Und ich ertrag' es noch,
Zu dieſer heil'gen Sonne aufzublicken,
Von der ich meinen reinen Urſprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Ahnherrn; der Olympus iſt,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Ahnen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geſchickes Urne,
Das Loos gab ſie in ſeine ſtrenge Hand,
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.
Wie wird ſein ernſter Schatte ſich entſetzen,
Wenn ſeine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
Zu Freveln ſich, zu Gräueln zu bekennen,
Davon man ſelbſt im Abgrund nie vernahm!
Was wirſt du, Vater, zu der gräßlichen
Begegnung ſagen? Ach, ich ſehe ſchon
Die Schreckensurne deiner Hand entfallen;
Ich ſehe dich, auf neue Qualen ſinnend,

Ein Henker werden deines eignen Bluts.
Vergib mir! Ein erzürnter Gott verderbte
Dein ganzes Haus; der Wahnsinn deiner Tochter
Ist seiner Rache fürchterliches Werk!
Ach, von der schweren Schuld, die mich befleckt,
Hat dieses traur'ge Herz nie Frucht geerntet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch,
End' ich in Martern ein gequältes Leben.

Oenone.

Verbanne endlich doch den leeren Schrecken,
Gebieterin! Sieh ein verzeihliches
Vergehn mit andern Augen an! Du liebst!
Nun ja! Man kann nicht wider sein Geschick.
Du warst durch eines Zaubers Macht verführt;
Ist dies denn ein so nie erhörtes Wunder?
Bist du die erste, die der Liebe Macht
Empfindet? Schwache Menschen sind wir alle;
Sterblich geboren, darfst du sterblich fehlen.
Ein altes Joch ist's, unter dem du leidest!
Die Götter selbst, die himmlischen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner schleudern,
Sie brannten manchmal von verbotner Gluth.

Phädra.

Was hör' ich? Welchen Rath darfst du mir geben?
So willst du mich denn ganz im Grund vergiften,
Unsel'ge! Sieh, so hast du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabst du mich wieder;
Dein Flehen ließ mich meine Pflicht vergessen:
Ich flohe Hippolyt; du triebst mich, ihn zu sehn.
Wer trug dir auf, die Unschuld seines Lebens
Mit schändlicher Beschuldigung zu schwärzen?
Sie wird vielleicht sein Tod, und in Erfüllung
Geht seines Vaters mörderischer Fluch.
— Ich will dich nicht mehr hören. Fahre hin,
Fluchwürdige Verführerin! Mich selbst
Laß sorgen für mein jammervolles Loos!

Mög' dir's der Himmel lohnen nach Verdienſt,
Und deine Strafe ein Entſetzen ſein
Für alle, die mit ſchändlicher Geſchäftigkeit,
Wie du, den Schwächen ihrer Fürſten dienen,
Uns noch hinſtoßen, wo das Herz ſchon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen!
Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In ſeinem Zorn zu Freunden hat gegeben!

(Sie geht ab.)

Oenone (allein).

Geopfert hab' ich alles, alles hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Große Götter!
Das iſt mein Lohn! Mir wird, was ich verdiene.

Erſter Auftritt.

Hippolyt. Aricia. Iſmene.

Aricia.

Du ſchweigſt in dieſer äußerſten Gefahr?
Du läſſeſt einen Vater, der dich liebt,
In ſeinem Wahn! O wenn dich meine Thränen
Nicht rühren, Grauſamer! wenn du ſo leicht
Dich drein ergibſt, mich ewig zu verlieren,
Geh hin, verlaß mich, trenne dich von mir,
Doch ſichre wenigſtens zuvor dein Leben!
Vertheid'ge deine Ehre! Reinige dich
Von einem ſchändlichen Verdacht! Erzwing's
Von deinem Vater, ſeinen blut'gen Wunſch
Zu widerrufen! Noch iſt's Zeit. Warum
Das Feld frei laſſen deiner blut'gen Feindin?
Verſtändige den Theſeus!

Hippolyt.

Hab' ich's nicht
Gethan? Sollt' ich die Schande ſeines Bettes
Enthüllen ohne Schonung und die Stirn

Des Vaters mit unwürd'ger Röthe färben?
Du allein durchdrangſt das gräßliche Geheimniß;
Dir und den Göttern nur kann ich mich öffnen.
Dir konnt' ich nicht verbergen, was ich gern
Mir ſelbſt verbarg — Urtheil', ob ich dich liebe!
Jedoch bedenke, unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergiß, wenn's möglich iſt,
Was ich geſagt, und deine reinen Lippen
Beflecke nie die gräßliche Geſchichte!
Laß uns der Götter Billigkeit vertrauen;
Ihr eigner Vortheil iſt's, mir Recht zu ſchaffen,
Und früher oder ſpäter, ſei gewiß,
Wird Phädra ſchmachvoll ihr Verbrechen büßen.
Hierin allein leg' ich dir Schonung auf,
Frei folg' ich meinem Zorn in allem andern.
Verlaß die Knechtſchaft, unter der du ſeufzeſt!
Wag's, mir zu folgen! theile meine Flucht!
Entreiß dich dieſem unglückſel'gen Ort,
Wo die Unſchuld eine ſchwere Giftluft athmet!
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken
Verbreitet, kannſt du unbemerkt entkommen.
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht, du haſt
Bis jetzt noch keine Wächter als die meinen.
Uns ſtehen mächtige Beſchützer bei,
Argos und Sparta reichen uns den Arm;
Komm! Bieten wir für unſre gute Sache
Die Hilfe deiner, meiner Freunde auf!
Ertragen wir es nicht, daß Phädra ſich
Bereichre mit den Trümmern unſers Glücks,
Aus unſerm Erb' uns treibe, dich und mich,
Und ihren Sohn mit unſerm Raube ſchmücke!
Komm, eilen wir! Der Augenblick iſt günſtig.
— Was fürchteſt du? Du ſcheinſt dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich ſo kühn,
Und lauter Eis biſt du, da ich voll Gluth?
Du fürchteſt, dich dem Flüchtling zu geſellen?

Aricia.

O ſchönes Loos, mich ſo verbannt zu ſehn!
Geknüpft an dein Geſchick, wie ſelig froh
Wollt' ich von aller Welt vergeſſen leben!
Doch da ſo ſchönes Band uns nicht vereint,
Erlaubt's die Ehre mir, mit dir zu fliehn?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Befrein, der ſtrengſten Ehre unbeſchadet:
Das heißt ſich lieben Freunden nicht entreißen;
Flucht iſt erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr — du liebſt mich — Furcht für meine Ehr

Hippolyt.

Nein, nein, zu heilig iſt mir deine Ehre!
Mit edlerem Entſchluſſe kam ich her.
Flieh deinen Feind und folge deinem Gatten!
Frei macht uns unſer Unglück, wir ſind niemands,
Frei können wir jetzt Herz und Hand verſchenken,
Die Fackeln ſind's nicht, die den Hymen weihen.
Unfern dem Thor Trözens, bei jenen Gräbern,
Wo meiner Ahnherrn alte Male ſind,
Stellt ſich ein Tempel dar, furchtbar dem Meineid.
Hier wagt man keinen falſchen Schwur zu thun,
Denn ſchnell auf das Verbrechen folgt die Rache;
Das Graun des unvermeidlichen Geſchicks
Hält unter fürchterlichem Zaum die Lüge.
Dort laß uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feierlich geloben!
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen; beide flehen wir ihn an,
Daß er an Vaters Statt uns möge ſein!
Die heiligſten Gottheiten ruf' ich an,
Die keuſche Diane, die erhabne Juno,
Sie alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruf' ich an zu meines Schwures Bürgen!

Aricia.

Der König kommt. O fliehe eilends, fliehe!
Um meine Flucht zu bergen, weil' ich noch.
Geh, geh, und laß mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite.

(Hippolyt geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Theseus. Aricia. Ismene.

Theseus (im Eintreten für sich).

Ihr Götter, schafft mir Licht in meinem Zweifel,
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier suche!

Aricia (zu Ismenen).

Halt' alles zu der Flucht bereit, Ismene!

(Ismene geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theseus. Aricia.

Theseus.

Du entfärbst dich, Königin? Du scheinst erschrocken!
Was wollte Hippolyt an diesem Ort?

Aricia.

Er sagte mir ein ewig Lebewohl.

Theseus.

Du wußtest dieses stolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit lehrte ihn die Liebe.

Aricia.

Wahr ist's, o Herr, den ungerechten Haß
Hat er von seinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherin behandelt.

Theſeus.

Ja, ja, ich weiß. Er ſchwur dir ew'ge Liebe;
Doch baue nicht auf dieſes falſche Herz,
Auch andern ſchwur er eben das.

Aricia.

Er that es?

Theſeus.

Du hätteſt ihn beſtänd'ger machen ſollen!
Wie ertrugſt du dieſe gräßliche Gemeinſchaft?

Aricia.

Und wie erträgſt du, daß die gräßliche
Beſchuldigung das ſchönſte Leben ſchmäht?
Kennſt du ſein Herz ſo wenig? Kannſt du Schuld
Von Unſchuld denn ſo gar nicht unterſcheiden?
Muß ein verhaßter Nebel deinem Aug
Allein die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in aller Augen ſtrahlt? Du haſt
Zu lang ihn falſchen Zungen preisgegeben.
Geh in dich, Herr! Bereue, widerrufe
Die blut'gen Wünſche! Fürchte, daß der Himmel
So ſehr dich haſſe, um ſie zu gewähren!
Oft nimmt er unſer Opfer an im Zorn
Und ſtraft durch ſeine Gaben unſre Frevel.

Theſeus.

Nein, nein, umſonſt bedeckſt du ſein Vergehn!
Dich blendet Liebe zu dem Undankbaren.
Ich halte mich an zuverläſſ'ge Zeugen,
Ich habe wahre Thränen fließen ſehn.

Aricia.

Gib Acht, o Herr! Unzähl'ge Ungeheuer
Vertilgte deine tapfre Hand, doch alles
Iſt nicht vertilgt, und leben ließeſt du
Noch ein — Dein Sohn verwehrt mir fortzufahren.

Des Vaters Ehre, weiß ich, ist ihm heilig;
Ich würd' ihm weh thun, wenn ich endete.
Nacheifr' ich seiner edeln Scham und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu sagen.

(Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Theseus (allein).

Was kann sie meinen? Was verhüllen mir
Die halben Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Verstehn sich beide
Zusammen, mich zu ängstigen? — Doch ich selbst?
Trotz meines schweren Zornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefsten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum zweitenmal laßt uns Oenonen fragen;
Den ganzen Frevel will ich hell durchschauen.

(Zu der Wache.)

Oenone komme vor mich und allein.

Fünfter Auftritt.

Theseus. Panope.

Panope.

Ich weiß nicht, Herr, worauf die Fürstin sinnt,
Doch ihre Schwermuth läßt mich alles fürchten.
In ihren Zügen malt sich die Verzweiflung,
Und Todesbläße deckt ihr Angesicht.
Schon hat Oenone sich, die sie mit Schmach
Verstieß, ins tiefe Meer hinabgestürzt.
Man weiß den Grund nicht der Verzweiflungsthat;
Vor unserm Aug verschlangen sie die Wellen.

Theſeus.

Was hör' ich!

Panope.

Ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt,
Ja, ſteigend immer mehrt ſich ihre Angſt.
Bald ſtürzt ſie ſich im heftigen Gefühl
Auf ihre Kinder, badet ſie in Thränen,
Als brächt' es Lindrung ihrem großen Schmerz,
Und plötzlich ſtößt ſie ſie mit Grauen weit
Von ſich, das Herz der Mutter ganz verleugnend.
Sie ſchweift umher mit ungewiſſem Schritt,
Ihr irrer Blick ſcheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreimal hat ſie geſchrieben, dreimal wieder
Den Brief zerriſſen, ihre Meinung ändernd.
O eile, ſie zu ſehen! ſie zu retten!

Theſeus.

Oenone todt und Phädra ſtirbt! Ihr Götter!
— Ruft meinen Sohn zurück! Er komme, ſpreche,
Vertheid'ge ſich! Ich will ihn hören! Eilt!

(Panope geht ab.)

O nicht zu raſch, Neptun, erzeige mir
Den blut'gen Dienſt! Magſt du mich lieber nie erhören!
Zu viel vielleicht vertraut' ich falſchen Zeugen,
Zu raſch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weh mir! Verzweiflung hätt' ich mir erfleht!

Sechſter Auftritt.

Theſeus. Theramen.

Theſeus.

Biſt du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Dir hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten dieſe Thränen, ſprich,
Die ich dich weinen ſeh'? — Was macht mein Sohn?

Theramen.

O allzu ſpäte, überflüſſ'ge Sorgfalt!
Fruchtloſe Vaterliebe! Hippolyt
— Iſt nicht mehr!

Theſeus.

Götter!

Theramen.

Sterben ſah ich ihn,
Den holdeſten der Sterblichen und auch
Den mindeſt ſchuldigen, ich darf es ſagen.

Theſeus.

Mein Sohn iſt todt! Weh mir! Jetzt, da ich ihm
Die Arme öffnen will, beſchleunigen
Die Götter ungeduldig ſein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Blitz entrafft?

Theramen.

Kaum ſahen wir Trözene hinter uns,
Er war auf ſeinem Wagen, um ihn her
Still, wie er ſelbſt, die trauernden Begleiter.
Tief in ſich ſelbſt gekehrt folgt' er der Straße,
Die nach Mycenä führt, die ſchlaffen Zügel
Nachläſſig ſeinen Pferden überlaſſend.
Die ſtolzen Thiere, die man ſeinem Rufe
Mit edler Hitze ſonſt gehorchen ſah,
Sie ſchienen jetzt, ſtarr blickend und das Haupt
Geſenkt, in ſeine Schwermuth einzuſtimmen.
Plötzlich zerriß ein ſchreckenvoller Schrei,
Der aus dem Meer aufſtieg, der Lüfte Stille,
Und ſchwer aufſeufzend aus der Erde Schooß
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grauſenvollen Schrei. Es trat uns allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Roſſe, und es ſträubt' ſich ihre Mähne.
Indem erhebt ſich aus der flüſſ'gen Ebne
Mit großem Wallen hoch ein Waſſerberg,
Die Woge naht ſich, öffnet ſich, und ſpeit

Vor unſern Augen, unter Fluthen Schaums,
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen ſeine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen iſt ſein Leib;
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache iſt's,
In Schlangenwindungen krümmt ſich ſein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,
Das Scheuſal ſieht der Himmel mit Entſetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpeſtet iſt
Von ſeinem Hauch die Luft, die Woge ſelbſt,
Die es heran trug, ſpringt zurück mit Grauſen.
Alles entflieht, und ſucht, weil Gegenwehr
Umſonſt, im nächſten Tempel ſich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldenſohn,
Hält ſeine Pferde an, faßt ſein Geſchoß,
Zielt auf das Unthier, und, aus ſichrer Hand
Den mächt'gen Wurfſpieß ſchleudernd, ſchlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf ſpringt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt ſich,
Und gähnt ſie an mit weitem flammenden Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf ſie ſpeit.
Sie rennen ſcheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.
Umſonſt ſtrengt ſich der Führer an; ſie röthen
Mit blut'gem Geifer das Gebiß; man will
Sogar in dieſer ſchrecklichen Verwirrung
Einen Gott geſehen haben, der den Stachel
In ihre ſtaubbedeckten Lenden ſchlug.
Quer durch die Felſen reißt die Furcht ſie hin,
Die Achſe kracht, ſie bricht; dein kühner Sohn
Sieht ſeinen Wagen morſch in Stücken fliegen,
Er ſelbſt ſtürzt und verwirrt ſich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz! Was ich
Jetzt ſah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich ſahe deinen heldenmüth'gen Sohn,

Sah ihn geſchleift, o Herr, von dieſen Roſſen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will ſie ſtehen machen; ſeine Stimme
Erſchreckt ſie nur; ſie rennen um ſo mehr.
Bald iſt ſein ganzer Leib nur eine Wunde.
Die Ebne hallt von unſerm Klaggeſchrei;
Ihr wüthend Ungeſtüm läßt endlich nach,
Sie halten ſtill, unfern den alten Gräbern,
Wo ſeine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile ſeufzend hin, die andern folgen,
Der Spur nachgehend ſeines edeln Bluts;
Die Felſen ſind davon gefärbt; es tragen
Die Dornen ſeiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bei ihm an, ruf' ihn mit Namen;
Er ſtreckt mir ſeine Hand entgegen, öffnet
Ein ſterbend Aug und ſchließt es alsbald wieder:
„Der Himmel," ſpricht er, „entreißt mir mit Gewalt
„Ein ſchuldlos Leben. O, wenn ich dahin,
„Nimm, theurer Freund, der ganz verlaſſenen
„Aricia dich an! — Und kommt dereinſt
„Mein Vater zur Erkenntniß, jammert er
„Um ſeinen fälſchlich angeklagten Sohn,
„Sag' ihm, um meinen Schatten zu verſöhnen,
„Mög' er an der Gefangnen gütig handeln,
„Ihr wiedergeben, was —" Hier hauchte er
Die Heldenſeele aus; in meinen Armen
Blieb ein entſtellter Leichnam nur zurück,
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich ſelbſt für eines Vaters Auge!

Theſeus.

O ſüße Hoffnung, die ich ſelbſt mir raubte!
Mein Sohn, mein Sohn! Ihr unerweichten Götter,
Mir habt ihr nur zu gut gedient! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgeſpart!

Theramen.

Aricia kam jetzt, entſchloſſen kam ſie,

Vor deinem Zorn zu fliehn, im Angeſicht
Der Götter ihn zum Gatten zu empfangen.
Sie nähert ſich, ſie ſieht das Gras geröthet
Und rauchend noch, ſie ſieht — ſieht Hippolyt —
O welch ein Anblick für die Liebende! —
Dahin geſtreckt, geſtaltlos, ohne Leben!
Sie will noch jetzt an ihrem Unglück zweifeln;
Ihr Aug erkennt nicht mehr die theuern Züge,
Sie ſieht ihn vor ſich und ſie ſucht ihn noch.
Doch als es endlich ſchrecklich ſich erklärt,
Da klagt ihr Schmerzensblick die Götter an,
Und mit gebrochnem Seufzer, halb entſeelt,
Entſinkt ſie bleich zu des Geliebten Füßen.
Ismene iſt bei ihr und ruft ſie weinend
Zum Leben, ach! zum Schmerz vielmehr, zurück.
Und ich, das Licht der Sonne haſſend, kam,
Den letzten Willen dieſer Heldenſeele
Dir kund zu thun, o Herr, und mich des Amts,
Das er mir ſterbend auftrug, zu entladen.
— Doch hier erblick' ich ſeine blut'ge Feindin.

Siebenter und letzter Auftritt.

Theſeus. Phädra. Theramen. Panope.

Theſeus.

Nun wohl, du haſt geſiegt, mein Sohn iſt todt.
Ach, wie gerechten Grund hab' ich, zu fürchten!
Welch grauſamer Verdacht erhebt ſich furchtbar
In mir und ſpricht ihn frei in meinem Herzen!
Doch — er iſt todt! Unſchuldig oder ſchuldig!
Nimm hin dein Opfer! Freu dich ſeines Falls!
Ich will'ge drein, mich ewig zu betrügen!
Du klagſt ihn an, ſo ſei er ein Verbrecher!
Schon gnug der Thränen koſtet mir ſein Tod;

Nicht brauch' ich's, ein verhaßtes Licht zu ſuchen,
Das meinem Schmerz ihn doch nicht wieder gibt,
Vielleicht das Maß nur meines Unglücks füllt.
Laß mich, weit, weit von dir und dieſem Ufer
Das Schreckbild fliehen des zerriſſnen Sohns!
Heraus fliehn möcht' ich aus der ganzen Welt,
Im dieſer Qual-Erinnerung zu entweichen.
Was mich umgibt, rückt mir mein Unrecht vor;
Zur Strafe wird mir jetzt mein großer Name,
Minder bekannt, verbärg' ich mich ſo mehr;
Die Huld ſogar der Götter muß ich haſſen,
Beweinen will ich ihre blut'ge Gunſt,
Mein eitles Flehn ſoll ſie nicht mehr beſtürmen.
Was ſie auch für mich thun, ihr traur'ger Eifer
Erſetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

Phädra.

Es ſei genug des ungerechten Schweigens,
Theſeus! Recht widerfahre deinem Sohn!
Er war nicht ſchuldig.

Theſeus.

O ich unglückſel'ger Vater!
Weh mir, und auf dein Wort verdammt' ich ihn.
Grauſame, damit glaubſt du dich entſchuldigt?

Phädra.

Die Zeit iſt koſtbar. Theſeus, höre mich!
Ich ſelbſt war's, die ein laſterhaftes Auge
Auf deinen keuſchen Sohn zu richten wagte.
Der Himmel zündete die Unglücksflamme
In meinem Buſen an — Was nun geſchah,
Vollführte die verdammliche Oenone.
Sie fürchtete, daß Hippolyt, empört
Von meiner Schuld, ſie dir entdecken möchte,
Und eilte, die Verrätherin! weil ich
Nur ſchwach ihr widerſtand, ihn anzuklagen.
Sie hat ſich ſelbſt gerichtet, und, verbannt
Aus meinem Angeſicht, im Schooß des Meers

Allzu gelinden Untergang gefunden.
Mein Schickſal würde längſt ein ſchneller Stahl
Geendigt haben; doch dann ſchmachtete
Noch unter ſchimpflichem Verdacht die Tugend.
Um meine Schuld dir reuend zu geſtehn,
Wählt' ich den langſameren Weg zum Grabe.
Ein Gift flößt' ich in meine glühenden Adern,
Das einſt Medea nach Athen gebracht;
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen ſteigen,
Mich faßt ein fremder, nie gefühlter Froſt.
Schon ſeh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angeſicht des Gatten,
Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod
Raubt meinem Aug das Licht und gibt dem Tag,
Den ich befleckte, ſeinen Glanz zurück.

Panope.

Ach Herr, ſie ſtirbt!

Theſeus.

O ſtürbe doch mit ihr
Auch die Erinnerung ſo ſchwarzer That!
Kommt, laßt uns nunmehr, da wir unſer Unrecht,
Ach, nur zu hell erkennen, mit dem Blut
Des lieben Sohnes unſre Thränen miſchen!
Kommt, ſeine theuren Reſte zu umfaſſen,
Und unſers Wunſches Wahnſinn abzubüßen!
Wie er's verdiente, ſoll ihm Ehre werden,
Und kann es ſeine aufgebrachten Manen
Beſänftigen, ſie, die er liebte, nehm' ich
Zur Tochter an, was auch ihr Stamm verſchuldet.

Verlag der G. Grote'ſchen Verlagsbuchhandlung (C. Müller) in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Schiller's

Werke.

Erste illustrirte Ausga

mit erläuternden Einleitungen.

Zehnter Band.

Abfall der Niederlande.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
1871.

Geſchichte

des

bfalls der vereinigten Niederlande

von der ſpaniſchen Regierung

von

Schiller.

Illustrationen von Woldemar Friedrich, in Holz geſchnitten von Günther, G. Treibmann u. A., und einer Einleitung von Guſtav Wendt.

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1871.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Schillers Jugenddramen hatten bewieſen, daß des Dichters
ges Pathos auf Darſtellung menſchlicher Größe gerichtet war;
er mußte ſpäter bekennen, daß er ſich angemaßt habe Menſchen
childern, ehe er ſie noch gekannt habe. Als er den Fiesco ſchrieb,
dte er ſich zuerſt an die Geſchichte, um dort große Menſchen
große Verbrecher zu finden; unter den Quellen, welche er in
Vorwort namhaft macht, war auch Robertſons Geſchichte Karls V.
genauerem Eingehen zur Geſchichte dieſer Periode trieb ihn
t der Don Carlos. Nächſt der Erzählung St. Reals zog ihn
Charakteriſtik Philipps II. von Mercier beſonders an, die er
ierten Hefte der Thalia von 1787 überſetzte, eine Arbeit, welche
Mangel an wirklichem Gehalt hinter einer übertreibenden, phraſen-
n Rhetorik, ganz nach franzöſiſcher Weiſe, verbirgt. Das Drama
unverkennbar einen großen Fortſchritt des Dichters. Allerdings
er noch ganz in einer idealen Welt: zwiſchen den Geſtalten der
tung und dem geſchichtlichen Philipp, dem geſchichtlichen Don
os iſt eine weite Kluft. Aber wir ſehen Schiller doch von der
rzeugung durchdrungen, daß ſich die idealen Mächte des Lebens,
ſich Freiheit und Menſchenglück in der Geſchichte verwirklichen;
große Gegenſatz religiöſer und ſtaatlicher Tyrannei zu der Frei-
bewegung jener Zeit ſtand klar vor des Dichters Seele. Je älter
reifer er wurde, um ſo deutlicher erkannte er, wie ſehr es ihm
) that, der freiſchaffenden Phantaſie durch ein klares und viel-
ges geſchichtliches Wiſſen zugleich Stützen und Schranken zu
n. „Ich wollte," ſchreibt er 15. April 1786 an Körner, „daß ich
Jahre hintereinander nichts als Geſchichte ſtudirt hätte. Ich
be, ich würde ein ganz anderer Kerl ſein. Meinſt du, daß ich

es noch werde nachholen können?" — So finden wir ihn nun mehrere Jahre mit hiſtoriſchen Studien beſchäftigt; ſie füllen zum großen Theil die weite Lücke, welche zwiſchen dem Don Carlos und dem Wallenſtein liegt, und der letztere iſt der beſte Beleg dafür, welche Fülle realer Anſchauungen und einen wie umfaſſenden Ueberblick Schiller der Geſchichtsforſchung verdankt. Nach der dichteriſchen Behandlung des Don Carlos lag ihm die Geſchichte des Abfalls der Niederlande am nächſten.

Aber ein Andres iſt es, hiſtoriſche Studien treiben, ein Andres ſelbſt Geſchichte ſchreiben; zum erſtern drängte den Dichter innerzu dieſem mehr äußere Nöthigung. Das bisherige unſtete Lebenweckte in ihm den Wunſch, ſich eine feſte Stellung zu begründen;der Medicin hatte er völlig entſagt, jetzt faßte er den Plan, Geſchichtſchreiber ſeiner Nation zu werden. So ſehen wir ihn alſo von Rückſichten beſtimmt, welche mit ſeinem Dichterberufe an ſich wenig zu thun hatten. Er meinte mit hiſtoriſchen Arbeiten mehr Anerkennung in der gelehrten und in der bürgerlichen Welt finden zu können, als mit dem größten Aufwand des Geiſtes „für die Frivolität einer Tragödie". Er verſichert dem Freunde ausdrücklich, ihm ſelbſt ſei es voller Ernſt damit. Für ſeinen Carlos, das Werk dreijähriger Anſtrengungen, ſei er mit Unluſt belohnt worden; ſeine niederländiſche Geſchichte, das Werk von fünf, höchſtens ſechs Monaten, werde ihn vielleicht zum angeſehenen Mann machen; zunächſt, hofft er, werde er ſich dadurch die Profeſſur in Jena verſchaffen. Am 18. Auguſt 1787 meldet er zuerſt, daß er an der niederländiſchen Rebellion arbeite. Einige Monate ſpäter klagt er, daß dieſe Beſchäftigung an einer gewiſſen Ermattung ſeines Geiſtes Schuld ſei, da er mit einem heterogenen, fremden und oft undankbaren Stoffe zu ringen habe. Als Körner ihn von dieſer Arbeit abzubringen und zur Poeſie zurückzuführen ſuchte, wiederholte er ihm, er müſſe von Schriftſtellerei leben, alſo auf das ſehen, was ſie eintrage. Zum Dichten fehle ihm die Laune zu oft; er fühle, daß er bei der Geringfügigkeit ſeiner Kenntniſſe zu erſchöpfen ſei; es fehle ihm an Zeit, Lernen und Schreiben gehörig zu verbinden, er müſſe alſo darauf ſehen, daß ihm auch Lernen als Lernen rentire. Zu hiſtoriſchen Arbeiten trügen ihm Bücher die Hälfte bei, nur zur andern

brauche er das Denken. Er habe sich einen Gegenstand gewählt, den auch die Welt für nützlich halte; er müsse darauf denken, wovon er leben solle, wenn einmal sein dichterischer Frühling verblüht sei. Zugleich erklärt er: „Bei einem großen Kopfe ist jeder Gegenstand der Größe fähig. Bin ich einer, so werde ich Größe in mein historisches Fach legen.“[1]) Allmählich befriedigt ihn seine Arbeit immer mehr; er findet mit jedem Tage, daß er für das Geschäft, welches er jetzt treibe, so ziemlich tauge. „Die Geschichte,“ sagt er, „wird unter meiner Feder, hier und dort, manches, was sie nicht war.“[2]) Inzwischen war die Einleitung des Werkes im Januarheft des Merkur von 1788 erschienen. Körner sprach seinen Beifall aus, tadelte aber den Stil, der zu wenig einfache Würde, zu viel Schmuck habe. Schiller erkannte das an und hoffte in der weitern Arbeit den Mangel bessern zu können. „Wenn ich meinen Stoff,“ schreibt er,[3]) „mehr in der Gewalt, meine Ideen überhaupt einen weitern Kreis haben, so werde ich auch der Einkleidung und dem Schmuck weniger nachfragen. Simplicität ist das Resultat der Reife und ich fühle, daß ich ihr schon sehr viel näher gerückt bin, als in vorigen Jahren.“ Uebrigens ist er im hohen Grade mit dem neuen Fache zufrieden und versichert: „meine Seele wird weiter mit ihrer Welt“. — Im zweiten Hefte des Merkur stand die Fortsetzung bis zum Schlusse des Abschnitts: „Die Niederlande unter Karl V.“ Abermals versuchte Schiller den Freund zu überzeugen, daß kein Fach so gut wie die Geschichte tauge, seine „ökonomische Schriftstellerei“ darauf zu gründen und ihm eine „gewisse Art von Reputation“ zu verschaffen. Uebrigens verwahrte er sich dagegen, als könne es ihm je im Ernst einfallen, sich in diesem Fache zu begraben oder ihm in seiner Neigung diejenige Stellung einzuräumen, die es in seiner Zeit einnehme; er sieht voraus, daß er durch seine Arbeit in der Historie sich einen wesentlichern Dienst leisten werde, als der Historie selbst, und dem Publikum mehr einen angenehmen, als einen gründlichen den Gelehrten. Immer mehr regt sich inmitten des „Schulstaubes seines Geschichtswerks“ die alte Neigung zur Poesie. In das Früh-

[1]) Brief vom 18. Januar 1788.
[2]) 12. Februar 1788.
[3]) 6. März 1788.

jahr 1788 fallen die Götter Griechenlands, dann wird der Ge
seher begonnen und während des Sommeraufenthalts in Vol
der zweite Theil der niederländischen Rebellion und der Rest
ersten geschrieben; als der erste im Juli beendet war, klagte Sch
er fange an, dieser Arbeit satt zu werden, eine Pause zwischen de
ersten und zweiten Theil sei ihm äußerst nöthig. Sein Plan w
damals noch, daß das Werk sechs Bände bekommen solle; aber e
äußerte doch zugleich Zweifel, ob er in dem Fach verharren werde
gewiß ist ihm nur, auch wenn er nicht Historiker werde, daß die
Historie das Magazin sein werde, woraus er schöpfe, daß sie ihm
die Gegenstände hergeben werde, in denen er seine Feder und zu
weilen auch seinen Geist übe.[1]) Bald darauf fand er, daß die Ge
schichte viel Dichterkraft in ihm verdorben habe. Es war die Zei
wo sich sein Verhältniß zu Charlotte v. Lengefeld anknüpfte, er l
der Geliebten und ihrer Schwester die einzelnen Abschnitte sein
Werkes, wie sie vollendet waren, vor; mehr als je beschäftigte i
der Gedanke, sich eine feste Stellung zu begründen. Einerseits m
nun die gehobene Stimmung jenes Sommers der Grund sein, wes
der Abfall der Niederlande mit größerer Lebendigkeit und Wärm
geschrieben ist, als später der dreißigjährige Krieg; zugleich ab
mußte Schiller es gerade damals tiefer empfinden als je, daß e
zum Dichter, nicht zum Historiker berufen war. Er setzt der künf
tigen Schwägerin, welche ihn bei der Geschichte festzuhalten sucht
auseinander,[2]) daß diese vor der Poesie doch nur in gewissem Sin
den Vorzug der Wahrheit habe. „Daß ein Mensch in solcher La
so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes und wi
tiges Factum für den Menschen, und das muß der dramatische
Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung, die Wahr
wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wir
vorgefallen sein muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man l
auf diesem Wege die Menschen und nicht den Menschen ke
die Gattung und nicht das sich so leicht verirrende Individuum.
diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister; aber

[1]) Brief vom 27. Juli 1788.
[2]) Brief vom 10 December 1788.

der Geſchichtſchreiber iſt oft in den Fall geſetzt, dieſe wichtigere Art von Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nachzuſetzen, oder ihr mit einer gewiſſen Unbehilflichkeit anzupaſſen, welches noch ſchlimmer iſt. Ihm fehlt die Freiheit, mit der ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt." Und dann gibt er jene bekannte Erklärung: „Ich werde immer eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Geſchichtsforſcher ſein, der das Unglück hat, ſich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit Leſer und Hörer finden und hier und da mit jener erſten philoſophiſchen zuſammentreffen. Die Geſchichte iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meiner Hand werden."

Gedruckt erſchien das Buch im October 1788. Wenn Schiller noch im Januar gemeint hatte, es werde das Werk von fünf, höchſtens ſechs Monaten ſein, ſo hatte er die Zeit doch ein wenig zu gering angeſchlagen; erheblich mehr hat er aber nicht gebraucht. Die Arbeit fortzuführen fehlte ihm nachher die Luſt. Bei einem Rückblick auf das Werk erkannte er Körners Urtheil — er hätte doch unter andern Umſtänden mehr leiſten können — als gerechtfertigt an; doch müſſe man, meinte er, Werke des Fleißes nicht wie Werke des Genies beurtheilen. „Wo war ich in der Lage," ruft er aus, „ein großes hiſtoriſches Ganzes mit einem reifen Blick zu umfaſſen! Aber du ſollteſt dieſe Periode bei einem andern Schriftſteller leſen, du würdeſt mir gewiß Verdienſte darum zugeſtehn."[1])

In der That bezeichnen dieſe Worte genau den Standpunkt, auf den ſich ſtellen muß, wer gegen Schillers geſchichtliche Schriften nicht ungerecht ſein will. Wirkliche Hiſtoriker hatte Deutſchland damals noch nicht; von Spittlers größeren Werken war erſt die Kirchengeſchichte erſchienen, Möſers Osnabrückiſche Geſchichte bezieht ſich auf ſo engumgrenzte Lokalverhältniſſe, daß ſie für Schillers ganze Richtung nicht in Betracht kommt; von Joh. v. Müllers Schweizergeſchichte waren erſt einige Bücher herausgekommen. Im Weſentlichen galt immer noch, was Leſſing 1759 in den Litteraturbriefen

[1]) Brief vom 1. December 1788.

ausgesprochen hatte, daß es um das Feld der Geschichte im ganzen Umfange der deutschen Litteratur noch am schlechtesten aussah. Als Grund bezeichnete dieser, daß unsere schönen Geister selten Gelehrte und unsere Gelehrten selten schöne Geister seien.[1]) Da hatte es doch ein Voltaire ganz anders verstanden, durch anziehende Erzählung geschichtlicher Dinge ein großes Publikum zu gewinnen; seine Geschichte Karls XII. hatte Schiller geradezu entzückt.[2]) Um eine ähnliche Wirkung, wie sie dem berühmten Franzosen mit diesem Buche geglückt war, mochte es nun auch dem deutschen Dichter zu thun sein. Ernste und gründliche Quellenforschungen hat Voltaire niemals angestellt, das Verdienst seiner historischen Werke liegt durchaus auf Seite der fesselnden Darstellung; dem Inhalte nach war namentlich Karl XII. I. „nicht besser als ein Roman". — Auch bei Schiller liegen die Vorzüge entschieden nicht in dem, was er gibt, sondern in der Art, wie er seinen Stoff darstellt. Zwar hat er Quellenstudien gemacht; aus seinen eigenen Angaben in der Vorrede ersieht man, daß er eine Reihe der wichtigsten Quellenschriftsteller gelesen hat, wesentlich unterstützt durch ein in den Niederlanden erschienenes Werk von Wagenaar, welches den Gegenstand nach den vorhandenen Quellen mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit zusammenstellte und dieselben citirte. Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. Als diejenige Arbeit, welche ihn unmittelbar zu seiner Schrift angeregt habe, nennt er Watsons Geschichte der niederländischen Rebellion unter Karl V. Doch zog ihn mehr die durchgehende Grundanschauung dieses Geschichtschreibers an, welcher jenes Ereigniß ganz im Sinne der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, übrigens ohne besondere gründliche Vorstudien dargestellt hatte, als daß er sich ihm im Einzelnen angeschlossen hätte. — Vollständig war demnach Schillers Quellenstudium keineswegs; ihm fehlten nicht nur diejenigen Schriften, welche in holländischer Sprache verfaßt und ihm deshalb unzugänglich waren; auch einige der wichtigsten lateinisch geschriebenen hat er nicht eingesehen, sondern statt ihrer nur Wagenaar, der sie benutzt hatte. Ist es aber Pflicht des Geschichtschreibers, sich ein sicheres, wohl-

[1]) 52. Litteraturbrief.
[2]) An Körner 23. April 1787.

begründetes Urtheil über den Werth seiner Quellen zu bilden, ehe er die verschiedenen Angaben derselben verarbeitet, so kann davon bei Schiller nicht die Rede sein. Wohl zeigt sich, daß er im Allgemeinen durch ein richtiges Gefühl geleitet wurde und in Folge dessen mehrfach in zweifelhaften Fällen die Wahrheit getroffen hat, und wenn er sich selbst Wagenaar gegenüber eine gewisse Selbständigkeit zu wahren sucht, so erkennt man, daß er bei eingehenderer Beschäftigung mit dem Gegenstande des Stoffs in hohem Grade Meister werden konnte. Zu solcher Vertiefung aber ist es nicht gekommen; dazu widmete er der Arbeit viel zu wenig Zeit. Auch war es niemals sein eigentliches Ziel, objectiv den wirklichen Zusammenhang der Ereignisse, den Charakter und die Anschauungen des 16. Jahrhunderts zu ergründen. Ihm war es in erster Linie um die Wirkung zu thun, welche die Betrachtung der Vergangenheit auf seine Zeitgenossen üben sollte; er fragte zunächst, was jene Kämpfe der rebellischen Niederländer gegen die spanische Macht für die Gesammtentwickelung der Menschheit und für seine Gegenwart zu bedeuten hätten; er war in gewissem Sinne mehr Publicist als Historiker. Daher legte er mehr Werth auf eine im Wesentlichen richtige Gesammtanschauung, als auf Genauigkeit im Einzelnen. Hier ist denn auch mancher Irrthum untergelaufen, sein Urtheil aber im Ganzen und Großen ist wesentlich dasjenige, welches neuere Forschungen bestätigt haben. Man wird z. B. mit Recht rügen, daß seine ganze Darstellung die internationalen Beziehungen, welche die Weltereignisse im 16. Jahrhundert mitbestimmten, allzusehr bei Seite läßt. Es ist unrichtig, daß der von Philipp II. geforderte Eid ein Mißtrauen des Volks gegen den neuen Fürsten verrieth, da derselbe vielmehr ganz in dem alten Herkommen begründet war. Man mag bei der Einrichtung der neuen Bisthümer mehr Gewicht darauf gelegt wünschen, daß dieselbe auch wirklichen Uebelständen des frühern Zustands in administrativer Hinsicht abhelfen sollte. Die Schilderung der Inquisition ist nicht frei von zu greller Färbung; bei der Behandlung des Bilderſturms kann man die Nachweisung vermissen, wie innig diese Excesse mit dem Treiben des niederländischen Adels zusammenhingen u. s. w. Wo Schiller den handelnden Personen Reden in den Mund legt, haben diese nirgends historische Glaubwürdigkeit: er ent-

it sie meist einem lateinischen Historiker, der seine Erzählung nach
i Vorgange der antiken Geschichtschreiber durch erdichtete Reden
iehender zu machen suchte, und in der deutschen Fassung ist dann
h mancher kleine rhetorische Effect hinzugefügt. Wenn bei Schiller
Charakterschilderungen der Hauptpersonen von besonderer Wirkung
), so erkennen wir darin den großen Dramatiker, welcher es so
flich verstand, der Menschen Thaten in ihrem Zusammenhange
zuweisen und aus dem Innern ihres geistigen und sittlichen
sens abzuleiten. Aber keine dieser Charakteristiken ist ganz frei von
jectiven Zusätzen. Philipp war nicht in solchem Grade unmensch-
er Despot, als er bisweilen bei Schiller erscheint; von Granvella,
dessen Schilderung das Streben nach Unparteilichkeit unverken-
ist, ließ sich mancher bezeichnende Zug beibringen, der uns den
nschen näher gerückt hätte. Ueber Wilhelm von Oranien ist durch
ie Forschungen, namentlich durch Veröffentlichung seines Brief-
hsels, ein viel helleres Licht verbreitet, und Schillers Darstellung
ies Wesens bedarf mehrfach der Ergänzung. Dennoch wird [illegible]
gensatz zu manchen sehr heftigen Angriffen, welche gerade die
rtien bei Schiller erfahren haben, behauptet werden müssen, daß
ie Zeichnung nicht unrichtig ist, und daß die Bedeutung dieses
annes für die gesammte Entwickelung der Ereignisse der Wahr-
t gemäß dargestellt ist. Das gereicht Schiller um so mehr zu
hm, als ihm von den spätern Publikationen noch nichts zu
iglich war. Wilhelm war allerdings kein Glaubenshelb, er dach-
frei, daß er innerlich über dem Gegensatz der Confessionen stan-
d deshalb oft genug zweideutig erschien. Aber er war doch de
ittelpunkt der ganzen Bewegung, der dieselbe zu beherrschen ver-
nd, und sein verschlossenes Aeußere barg im tiefsten Innern ein
ßes und ideales Wollen, dem der endliche Sieg verbleiben mußte.
s hat Schiller durchaus richtig empfunden und ausgesprochen;
isselbe aber gilt von dem ganzen Werke. Berichtigen läßt sich
les, und wer heutzutage die geschichtlichen Thatsachen und Zustände
er Zeit gründlich kennen lernen will, erlangt durch andere Werke
iauere Kenntniß und deutlichere Anschauung. Wer sich aber rech
chbringen lassen will von dem großen Fortschritte, den die Mensch
t durch jenen Kampf für politische und religiöse Freiheit damal

gemacht hat, wer in sich selbst die begeisternden Ideen einer großen Zeit neu beleben will, der wird auch jetzt nicht vergebens nach Schillers Buch greifen.

Die stilistische Darstellung ist jedenfalls in hohem Grade bewundernswerth. Vom Standpunkte der Geschichtschreibung lassen sich allerdings gegen die rhetorische Färbung des Ganzen Ausstellungen machen; unzweifelhaft wird ein Forscher, dem es vor Allem darum zu thun ist „zu sagen, wie es wirklich gewesen ist", eine schmuckslosere, minder künstliche Erzählung vorziehen. Hat man es sich aber einmal klar gemacht, daß wir an Schiller nicht einen Maßstab anlegen dürfen, der seiner ganzen Geistesentwickelung fern lag, so wird man anerkennen müssen, daß es wesentlich dieser schwunghaften Wärme seines historischen Stils zu danken ist, wenn im deutschen Publikum das Interesse für geschichtliche Werke überhaupt wach wurde. Bis auf den heutigen Tag sind seine beiden größern historischen Arbeiten bei weitem die am meisten gelesenen unsrer gesammten Litteratur, und es gibt wenig Historiker, die nicht in Bezug auf Gruppirung, auf Adel und Würde der Sprache, überhaupt in Bezug auf künstlerische Gestaltung des Materials von ihm lernen könnten. Es ist hier der Beweis geführt, daß auch Geschichte so geschrieben werden kann, daß sie keine Geduldsprobe für den Leser ist, und wer Schillers Darstellung etwa mit der Joh. v. Müllers vergleicht, wird der erstern unzweifelhaft den Vorrang einräumen müssen. Was wir jetzt an dem Werk zu tadeln haben, ist wesentlich von dem verschieden, was den Zeitgenossen daran mißfiel. Körner z. B. fand, Schiller habe sich allzusehr für einzelne Charaktere und Situationen, zu wenig für das Ganze begeistert, ihm ist zu viel Unparteilichkeit darin, er wünschte eine häufigere Anwendung von Hypothesen, weniger Aengstlichkeit in Befolgung der Vorgänge ꝛc. — lauter Urtheile, die wir geradezu umkehren könnten und durch welche wenigstens ersichtlich wird, daß Schiller sich über den Standpunkt seiner meisten Zeitgenossen erhob. Denn auch die Art, wie Herders in jenen Jahren erscheinende Ideen die Geschichte construirten, zeigt deutlich, wie sehr damals die Neigung zu philosophisch reflectirender Betrachtung der Geschichte überwog. — Von den spätern Historikern haben gerade die deutschen — Niebuhr und Gervinus — am abfälligsten über Schillers

geschichtliche Werke geurtheilt, während einer der gründlichsten Kenner der niederländischen Geschichte, der Belgier Juste, erklärt, Schiller nehme unter den modernen Historikern, welche den Gegenstand behandelt hätten, unbestreitbar den ersten Rang ein und sein Abfall der Niederlande sei in gewisser Beziehung ein Meisterwerk.

Nach dem Erscheinen des Abfalls der Niederlande brachte das achten Heft der Thalia von 1789 einen Aufsatz: des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod, für den Schiller die Vorarbeiten benutzte, welche er für seine Geschichte und deren Fortsetzung gemacht hatte. Der erste Theil des Aufsatzes erschien ihm später als bloße Wiederholung desjenigen, was das größere Werk in kurzer Fassung enthalten hatte; als daher 1801 die zweite Auflage des Abfalls der vereinigten Niederlande erschien, ließ er nur den zweiten, kleinern Theil jener biographischen Abhandlung unter dem Titel: „Proceß und Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn" als Anhang zu dem unvollendet gebliebenen größern Werke drucken. Inzwischen hatte er in den Horen von 1795, im IV. und V. Stück, um eine durch Mangel an Manuscript entstandene Lücke zu füllen, „die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585" erscheinen lassen; auch diese kam nun 1801 in die zweite Auflage des Abfalls der Niederlande. An dieser Arbeit sah Schiller, wie anstrengend seine vorige gewesen war, denn sie kam ihm wie ein Spiel im Vergleich zu dieser vor; freilich gab sie ihm auch nur einen magern Genuß; er hoffte aber, es gehe ihm wie den Köchen, die selbst wenig Appetit hätten, aber ihn bei andern erregten.[1])

[1]) Brief an Goethe vom 19. März 1795.

Wendt.

Geschichte

des

Abfalls der vereinigten Niederlande

von

der ſpaniſchen Regierung.

Vorrede der erſten Ausgabe.

Als ich vor einigen Jahren die Geſchichte der niederländiſchen Revolution unter Philipp II. in Watſons vortrefflicher Beſchreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeiſterung geſetzt, zu welcher Staatsaktionen nur ſelten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, in dieſe Begeiſterung geſetzt hatte, nicht ſowohl aus dem mich übergegangen, als vielmehr eine ſchnelle Wirkung genen Vorſtellungskraft geweſen war, die dem empfangenen rabe die Geſtalt gegeben, worin er mich ſo vorzüglich reizte. rkung wünſchte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, rken; dieſe erhebenden Empfindungen wünſchte ich weiter zu und auch andere Antheil daran nehmen zu laſſen. Dies erſten Anlaß zu dieſer Geſchichte, und dies iſt auch mein eruf, ſie zu ſchreiben.

Ausführung dieſes Vorhabens führte mich weiter, als ich dachte. Eine vertrautere Bekanntſchaft mit meinem Stoffe bald Blößen darin gewahr werden, die ich nicht voraus- atte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anſcheinende iche, die ich heben, iſolirte Facta, die ich an die übrigen ı mußte. Weniger, um meine Geſchichte mit vielen neuen eiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, ;lüſſel aufzuſuchen, machte ich mich an die Quellen ſelbſt, weiterte ſich zu einer ausgeführten Geſchichte, was anfangs nmt war, ein allgemeiner Umriß zu werden.

nwärtiger erſter Theil, der ſich mit dem Abzug der Her- n Parma aus den Niederlanden endigt, iſt nur als die

Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzusehen, die erst unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruch kam. Ich glaubte, dieser vorbereitenden Epoche um so mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müssen, je mehr ich diese Eigenschaften bei den meisten Scribenten vermißte, welche diese Epoche vor mir behandelt haben, und je mehr ich mich überzeugte, daß alle nachfolgenden auf ihr beruhen. Findet man daher diesen ersten Theil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausführlich in geringen und geringe scheinenden, zu verschwenderisch in Wiederholungen, und überhaupt zu langsam im Fortschritt der Handlung, so erinnere man sich, daß eben aus diesen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählig hervorging, daß alle nachherigen großen Resultate aus der Summe unzählig vieler kleinen sich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, thut die ersten Schritte immer langsam, zurückgezogen und ungewiß, aber die folgenden alsdann desto rascher; denselben Gang habe ich mir auch bei Darstellung dieser Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leser bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er sich mit den handelnden Personen familiarisirt, und in dem Schauplatz, auf welchem sie wirken, eingewohnt hat, mit desto raschern und sicherern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung des Stoffes diesen langsamen Gang und diese Ausführlichkeit verbieten wird.

Ueber Armuth an Quellen läßt sich bei dieser Geschichte nicht klagen, vielleicht eher über ihren Ueberfluß — weil man sie alle gelesen haben müßte, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Lesen vieler in manchen Stücken leidet. Bei so ungleichen, relativen, oft ganz widersprechenden Darstellungen derselben Sache hält es überhaupt schon schwer, sich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen theilweise versteckt, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Gestalt vorhanden ist. Bei diesem ersten Bande sind, außer de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meursius, Bentivoglio und einigen Neuern, die Memoires des Staatsraths Hopperus, das Leben und der Briefwechsel seines Freundes Viglius, die Proceßakten der Grafen von Hoorn und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien, und

wenige Andere meine Führer gewesen. Eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zusammengetragene und mit seltener Billigkeit und Treue verfaßte Compilation, die wirklich noch einen bessern Namen verdient, hat mir sehr wichtige Dienste dabei gethan, weil sie, außer vielen Aktenstücken, die nie in meine Hände kommen konnten, die schätzbaren Werke von Bor, Hooft, Brandt, le Clerc, und andere, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländischen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in sich aufgenommen hat. Es ist dies die allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, welche in diesem Jahrhundert in Holland erschienen ist. Ein übrigens mittelmäßiger Scribent, Richard Dinoth, ist mir durch Auszüge aus einigen Broschüren jener Zeit, die sich selbst längst verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechsel des Cardinals Granvella, der unstreitig vieles Licht auch über diese Epoche würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erst kürzlich erschienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns, Herrn Professors Spittler in Göttingen, über die spanische Inquisition, kam mir zu spät zu Gesicht, als daß ich von ihrem scharfsinnigen und vollwichtigen Inhalt noch hätte Gebrauch machen können.

Daß es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren ersten Quellen und gleichzeitigen Documenten zu studiren, sie unabhängig von der Form, in welcher sie mir von dem denkenden Theile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erschaffen, und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geistvolle Schriftsteller mehr oder weniger gegen seine Leser ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren das Werk eines Menschenalters werden müssen. Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht, wenn er einen Theil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein, und wenn er einem andern das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismesse 1788.

Einleitung.

Eine der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten, die das ſech
zehnte Jahrhundert zum glänzendſten der Welt gemach
haben, dünkt mir die Gründung der niederländiſchen Frei=
heit. Wenn die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und
erderblichen Herrſchbegierde auf unſere Bewunderung Anſpruch
, wie vielmehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit
e edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche
ſich paaren, und die Hilfsmittel entſchloſſener Verzweiflung
ie furchtbaren Künſte der Tyrannei in ungleichem Wettkampf

Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen
ungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden
ß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freiheit zu
en werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten
ines Deſpoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchreck=
Hilfsquellen endlich erſchöpfen kann. Nirgends durchdrang
eſe Wahrheit ſo lebhaft, als bei der Geſchichte jenes denkwür=
Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der
en Krone trennte — und darum achtete ich es des Verſuchs
nwerth, dieſes ſchöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der
ufzuſtellen, in der Bruſt meines Leſers ein fröhliches Gefühl
ſelbſt zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beiſpiel zu
was Menſchen wagen dürfen für die gute Sache und aus=
mögen durch Vereinigung.

ſ iſt nicht das Außerordentliche oder Heroiſche dieſer Begeben=
as mich anreizt, ſie zu beſchreiben. Die Jahrbücher der Welt
uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage

noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen, mit erhabenerm Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragenden, kolossalischen Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbei, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schooß der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils und weniger, als alle seine Nachbarn, jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweite, der mächtigste Souverän seiner Zeit, dessen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Reichthümer aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine römische Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalstolz begeistert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch, Einem hartnäckigen Entwurf hingegeben, Ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufs, alle diese

furchtbaren Hilfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend ſeiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweite, mit wenigen ſchwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fiſcher- und Hirtenvolk, in einem vergeſſenen Winkel Europens, den es noch mühſam der Meeresfluth abgewann; die See ſein Gewerbe, ſein Reichthum und ſeine Plage, eine freie Armuth ſein höchſtes Gut, ſein Ruhm, ſeine Tugend. Dort ein gutartiges, geſittetes Handelsvolk, ſchwelgend von den üppigen Früchten eines geſegneten Fleißes, wachſam auf Geſetze, die ſeine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlſtands verläßt es der Bedürfniſſe ängſtlichen Kreis und lernt nach höherer Befriedigung dürſten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in dieſe günſtige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem ſich gedrückte traurige Sklaven verſchließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gerne den Ueberfluß und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Anſehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine ſchimpfliche Kette zu brechen. Die ſchwere Zuchtruthe des Deſpotismus hängt über ihm, eine willkürliche Gewalt droht die Grundpfeiler ſeines Glücks einzureißen, der Bewahrer ſeiner Geſetze wird ſein Tyrann. Einfach in ſeiner Staatsweisheit, wie in ſeinen Sitten, erkühnt es ſich einen veralteten Vertrag aufzuweiſen und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entſcheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüſſel nur eine geſetzliche Handlung hieß; die Beſchwerden Brabants forderten einen ſtaatsklugen Mittler; Philipp der Zweite ſandte ihm einen Henker, und die Loſung des Krieges war gegeben. Eine Tyrannei ohne Beiſpiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwiſchen einem zweifachen Tode die Wahl gelaſſen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfeld. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegeriſch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln ſoll, warum es wünſchenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entfernteſten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder;

die Schiffe verſchwinden aus den Häfen, der Künſtler aus ſeiner Werkſtätte, der Landmann aus den verwüſteten Feldern. Tauſende fliehen in ferne Länder, tauſend Opfer fallen auf dem Blutgerüſte, und neue Tauſende drängen ſich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre ſein, für die ſo freudig geſtorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geiſt, der dieſen großen politiſchen Augenblick haſchte und die Geburt des Zufalls zum Plan der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht ſich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Ueber eine furchtſame Selbſtſucht erhaben, kündigt er dem Throne ſtrafbare Pflichten auf, entkleidet ſich großmüthig ſeines fürſtlichen Daſeins, ſteigt zu einer freiwilligen Armuth herunter und iſt nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksſpiel der Schlachten; aber zuſammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweimal führt er ſeine muthloſen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlaſſen ſie ihn, aber nicht ſein Muth. Philipp der Zweite ſendet ihm ſo viele Verſtärkungen zu, als ſeines Mittlers grauſame Habſucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, ſuchen ſich ein neues auf dem Meere und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Corſaren, aus Raubſchiffen zieht ſich eine Marine zuſammen, und eine Republik ſteigt aus Moräſten empor. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, ſeine Waſſerfluth und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entſetzt den Tyrannen des Thrones, der ſpaniſche Name verſchwindet aus allen Geſetzen.

Jetzt iſt eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet; die Republik wird fürchterlich, weil ſie nicht mehr zurück kann; Faktionen zerreißen ihren Bund; ſelbſt ihr ſchreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verſchworen, droht ihrem zarten Anfang ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen und wirft ſich bittend vor Europens mächtigſte Throne, eine Souveränetät wegzuſchenken, die ſie nicht mehr beſchützen kann. Endlich und mühſam — ſo verächtlich begann dieſer Staat, daß ſelbſt

die Habſucht fremder Könige ſeine junge Blüthe verſchmähte — einem Fremdling endlich bringt ſie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfriſchen ihren ſinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in dieſem neuen Landesvater das Schickſal, und in dem drangvollen Zeitpunkt, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren ſchon ſtürmet, taſtet Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schickſal ſcheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hilfe nicht mehr.

Philipp der Zweite ſieht die Frucht einer That verloren, die ihm ſeine fürſtliche Ehre, und wer weiß, ob nicht den heimlichen Stolz ſeines ſtillen Bewußtſeins koſtet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Deſpotismus die Freiheit; mörderiſche Schlachten werden gefochten; eine glänzende Heldenreihe wechſelt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherren erzog. Ein langer verwüſtender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Beſiegte verbluten, während daß der werdende Waſſerſtaat den fliehenden Fleiß zu ſich lockte und auf den Trümmern ſeines Nachbars den herrlichen Bau ſeiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, deſſen glückliche Endigung Philipps ſterbendes Auge nicht erfreute, — der ein Paradies in Europa vertilgte und ein neues aus ſeinen Ruinen erſchuf, — der die Blüthe der kriegeriſchen Jugend verſchlang, einen ganzen Welttheil bereicherte und den Beſitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieſer Monarch, der, ohne ſein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes jährlich verſchwenden durfte, der noch weit mehr durch tyranniſche Künſte erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Ducaten auf ſein entvölkertes Land. Ein unverſöhnlicher Haß der Freiheit verſchlang alle dieſe Schätze und verzehrte fruchtlos ſein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüſtungen ſeines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre ſiegende Fahne.

Dieſe unnatürliche Wendung der Dinge ſcheint an ein Wunder zu grenzen; aber Vieles vereinigte ſich, die Gewalt dieſes Königs

brechen und die Fortſchritte des jungen Staats zu begünſtigen. ire das ganze Gewicht ſeiner Macht auf die vereinigten Provinzen allen, ſo war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. in eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hilfe, indem er ihn higte, ſeine Macht zu theilen. Die koſtbare Politik, in jedem binet Europens Verräther zu beſolden, die Unterſtützungen der ue in Frankreich, der Aufſtand der Mauren in Granada, Vor- als Eroberung und der prächtige Bau vom Escurial erſchöpften lich ſeine ſo unermeßlich ſcheinenden Schätze und unterſagten ihm, t Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die deut- n und italieniſchen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute ter ſeine Fahnen gelockt hatte, empörten ſich jetzt, weil er ſie nicht ahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entſcheidenden ment ihrer Wirkſamkeit. Dieſe fürchterlichen Werkzeuge der Unter- ickung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn ſelbſt und theten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. ie unglückliche Ausrüſtung gegen Britannien, an die er, gleich em raſenden Spieler, die ganze Kraft ſeines Königreichs wagte, lendete ſeine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beider dien und der Kern der ſpaniſchen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maße, wie ſich die ſpaniſche Macht erſchöpfte, ann die Republik friſches Leben. Die Lücken, welche die neue ligion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wüthende Raub- t der Soldateska und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs e Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau en, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieſes koſtbaren eges waren, machten es natürlicherweiſe mit jedem Jahre ſchwerer, Armee zu unterhalten und zu erneuern. Die katholiſchen Nieder- de hatten ſchon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen der nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien ſelbſt konnte wenig E mehr entrathen. Dieſe Länder, durch einen ſchnellen Wohl- d überraſcht, der den Müßiggang herbeiführte, hatten ſehr an ölkerung verloren und konnten dieſe Menſchenverſendungen nach neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige er dieſen ſahen ihr Vaterland wieder; dieſe Wenigen hatten es Jünglinge verlaſſen und kamen nun als entkräftete Greiſe zurück.

Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhand nehmende Reiz der Weichlichkeit ſteigerte den Preis der entgegengeſetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es ſich mit den Rebellen. Alle die Tauſende, welche die Grauſamkeit der königlichen Statthalter aus den ſüdlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewiſſenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze chriſtliche Welt. Für ſie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die friſche Begeiſterung einer neu verkündigten Lehre, Rachſucht, Hunger und hoffnungsloſes Elend zogen aus allen Diſtrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Deſpotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schickſal dieſer neuen Republik gleichſam zu ſeinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte ſich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufſteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zuſammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in ſein Gebiet ihre Menſchenrechte zurück empfangen, was muß es damals geweſen ſein, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geiſtesdruck ſeufzte, wo Amſterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ocean und die Eintracht gleich mächtig beſchirmten. Die republikaniſche Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräuſch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blut erſt erſtritten wurde. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daſein kämpfte, rückte ſie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus und baute ſtill an ihren oſtindiſchen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte dieſen koſtbaren Krieg mit todtem unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfniſſe in Europa erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitſamkeit und Handel. Jenes ver-

derte, dieſe vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maße, wie die Hilfsquellen der Regierung bei der langen Fortdauer des egs erſchöpften, fing die Republik eigentlich erſt an, ihre Ernte halten. Es war eine geſparte dankbare Ausſaat, die ſpät, aber dertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp ſich chte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schickſal wollte, daß alle Schätze, die er r Untergang der Provinzen verſchwendete, ſie ſelbſt noch bereichern ſen. Jene ununterbrochenen Ausflüſſe des ſpaniſchen Goldes ten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa r empfing ſeine vermehrten Bedürfniſſe größtentheils aus den nden der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen lt beherrſchten und den Preis aller Waaren beſtimmten. Sogar hrend dieſes Kriegs konnte Philipp der Republik Holland den ndel mit ſeinen eignen Unterthanen nicht wehren, ja, er konnte es nicht einmal wünſchen. Er ſelbſt bezahlte den Rebellen die koſten ihrer Vertheidigung; denn eben der Krieg, der ſie aufreiben te, vermehrte den Abſatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand ſeine Flotten und Armeen floß größtentheils in die Schatzkammer Republik, die mit den flämiſchen und brabantiſchen Handels- ßen in Verbindung ſtand. Was Philipp gegen die Rebellen in bewegung ſetzte, wirkte mittelbar für ſie. Alle die unermeßlichen mmen, die ein vierzigjähriger Krieg verſchlang, waren in die ſer der Danaiden gegoſſen und zerrannen in einer bodenloſen Tiefe.

Der träge Gang dieſes Krieges that dem Könige von Spanien t ſo viel Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine ee war größtentheils aus den Ueberreſten jener ſiegreichen Truppen mmengefloſſen, die unter Karl dem Fünften bereits ihre Lor- n geſammelt hatten. Alter und lange Dienſte berechtigten ſie Ruhe; viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünſchten ungeduldig nach ihrer Heimath zurück, ein mühevolles Leben ge- hlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre nnszucht ließen in eben dem Grade nach, als ſie ihre Ehre und cht gelöſt zu haben glaubten und die Früchte ſo vieler Feldzüge lich zu ernten anfingen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt en, durch den Ungeſtüm ihres Angriffs jeden Widerſtand zu

beſiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Me
mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übt
Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beſ
und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr perſönlicher T
ihre lange kriegeriſche Erfahrung konnten ihnen in einem
Statten kommen, deſſen eigenthümliche Beſchaffenheit oft
feigſten der Eingebornen über ſie Vortheile gab. Auf eine
Boden endlich ſchadete ihnen eine Niederlage mehr, als
über einen Feind, der hier zu Hauſe war, ihnen nütze
Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall.
ſo langwierigen Kriege, wo keine entſcheidende Schlacht ge
der ſchwächere Feind zuletzt von dem ſtärkern lernen, kle
lagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege feine
befeuern. Bei Eröffnung des Bürgerkriegs hatte ſich die reg
Armee vor der ſpaniſchen im Felde kaum zeigen dürfen;
Dauer übte und härtete ſie. Wie die königlichen Heere de
überdrüſſig wurden, war das Selbſtvertrauen der Rebelle
beſſern Kriegszucht und Erfahrung geſtiegen. Endlich,
halben Jahrhundert, gingen Meiſter und Schüler, uni
als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieſes Kriegs
der Rebellen mit mehr Zuſammenhang und Einheit gel
von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erſtes Oberhau
war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weni
verſchiedne Hände gegangen. Die Unentſchlüſſigkeit d
von Parma theilte ſich dem Kabinet zu Madrid mit
in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwande
Albas unbeugſame Härte, die Gelindigkeit ſeines Nach
queſens, Don Johanns von Oeſterreich Hinterliſt
und der lebhafte cäſariſche Geiſt des Prinzen von Pa
dieſem Krieg eben ſo viel entgegengeſetzte Richtungen, w
der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin
lebendig wohnte, immer derſelbe blieb. Das größere Uebe
die Maxime mehrentheils das Moment verfehlte, in welch
zuwenden ſein mochte. Im Anfang der Unruhen, wo
gewicht augenſcheinlich noch auf Seiten des Königs wa

raſcher Entſchluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes ſchlaff hin und her ſchwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruch gekommen war, die Kräfte der Faktion und des Königs ſchon mehr im Gleichgewichte ſtanden, und eine kluge Geſchmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkrieg wehren konnte, fiel die Statthalterſchaft einem Manne zu, dem zu dieſem Poſten gerade dieſe einzige Tugend fehlte. Einem ſo wachſamen Aufſeher, als Wilhelm der Verſchwiegene war, entging keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik ſeines Gegners gab, und mit ſtillem Fleiß rückte er langſam ſein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erſchien Philipp der Zweite nicht ſelbſt in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichſten Mittel erſchöpfen, um nur das einzige nicht zu verſuchen, welches nicht fehlſchlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausweg natürlicher, als die perſönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majeſtät mußte jede Privatgröße verſinken, jedes andere Anſehen erlöſchen. Anſtatt daß die Wahrheit durch ſo viele unreine Kanäle langſam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs Zeit ließ, zu einem Werke des Verſtandes zu reifen, hätte ſein eigner durchdringender Blick Wahrheit von Irrthum geſchieden; nicht ſeine Menſchlichkeit, kalte Staatskunſt allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihrer Quelle, deſto nachdrücklicher wären die Edikte geweſen; je dichter an ihrem Ziele, deſto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es koſtet unendlich mehr, das Böſe, deſſen man ſich gegen einen abweſenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angeſicht zuzufügen. Die Rebellion ſchien anfangs ſelbſt vor ihrem Namen zu zittern und ſchmückte ſich lange Zeit mit dem künſtlichen Vorwand, die Sache des Souveräns gegen die willkürlichen Anmaßungen ſeines Statthalters in Schutz zu nehmen. Philipps Erſcheinung in Brüſſel hätte dieſes Gaukelſpiel auf Einmal geendigt. Jetzt mußte ſie ihre Vorſpiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und ſich durch ihre wahre Geſtalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn ſeine Gegenwart ihnen

auch nur diejenigen Uebel erſpart hätte, die ohne ſein Wiſſen und
gegen ſeinen Willen auf ſie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für
ihn ſelbſt, wenn ſie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über
die Anwendung der unermeßlichen Summen zu wachen, die zu den
Bedürfniſſen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberiſchen
Händen ſeiner Verwalter verſchwanden! Was ſeine Stellvertreter
durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten,
hätte die Majeſtät in allen Gemüthern ſchon vorgefunden. Was
jene zu Gegenſtänden des Abſcheus machte, hätte ihm höchſtens Furcht
erworben; denn der Mißbrauch angeborner Gewalt drückt wenig
ſchmerzhaft, als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart
hätte Tauſende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälteriſcher
Deſpot war; wenn er auch nicht einmal der war, ſo würde der
Schrecken ſeiner Perſon ihm eine Landſchaft erhalten haben, die durch
den Haß und die Geringſchätzung ſeiner Maſchinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländiſchen Volks eine Ange-
gelegenheit aller Menſchen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben ſo
möchte man denken, hätte der Ungehorſam und Abfall dieſes Volks
eine Aufforderung an alle Fürſten ſein ſollen, in der Gerechtſame
ihres Nachbars ihre eigene zu ſchützen. Aber die Eiferſucht über
Spanien gewann es diesmal über dieſe politiſche Sympathie, und
die erſten Mächte Europens traten, lauter oder ſtiller, auf die Seite
der Freiheit. Kaiſer Maximilian der Zweite, obgleich dem
ſpaniſchen Hauſe durch Bande der Verwandtſchaft verpflichtet, gab
ihm gerechten Anlaß zu der Beſchuldigung, die Partei der Rebellen
ingeheim begünſtigt zu haben. Durch das Anerbieten ſeiner Ver-
mittlung geſtand er ihren Beſchwerden ſtillſchweigend einen Grad
von Gerechtigkeit zu, welches ſie aufmuntern mußte, deſto ſtandhafter
darauf zu beharren. Unter einem Kaiſer, der dem ſpaniſchen Hof
aufrichtig ergeben geweſen wäre, hätte Wilhelm von Oranien
ſchwerlich ſo viele Truppen und Gelder aus Deutſchland gezogen.
Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, ſtellte
einen Prinzen von Geblüt an die Spitze der niederländiſchen Rebellen;
die Operationen der Letztern wurden größtentheils mit franzöſiſchem
Gelde und Truppen vollführt. Eliſabeth von England übte
nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da ſie die Auf-

ihrer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und enn gleich ihr ſparſamer Beiſtand höchſtens nur hinreichte, den inzlichen Ruin der Republik abzuwehren, ſo war dieſes in einem eitpunkt ſchon unendlich viel, wo ihren erſchöpften Muth Hoffnung lein noch hinhalten konnte. Mit dieſen beiden Mächten ſtand hilipp damals noch im Bündniß des Friedens, und beide wurden t Verräthern an ihm. Zwiſchen dem Starken und Schwachen iſt ebenlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen ſelten e feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zuſammen- alten. Philipp ſelbſt hatte die Wahrheit aus dem politiſchen Um- unge verwieſen, er ſelbſt die Sittlichkeit zwiſchen Königen aufgelöſt nd die Hinterliſt zur Gottheit des Kabinets gemacht. Ohne ſeiner berlegenheit jemals ganz froh zu werden, mußte er ſein ganzes Leben ndurch mit der Eiferſucht ringen, die ſie ihm bei andern erweckte. uropa ließ ihn für den Mißbrauch einer Gewalt büßen, von der in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den ſten Anblick ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt, alle Zufälle in Berechnung, elche jenen anfeindeten und dieſen begünſtigten, ſo verſchwindet as Uebernatürliche dieſer Begebenheit, aber das Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maßſtab gefunden, das eigene Ver- ienſt dieſer Republikaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch enke man nicht, daß dem Unternehmen ſelbſt eine ſo genaue Be- echnung der Kräfte vorangegangen ſei, oder daß ſie beim Eintritt in dieſes ungewiſſe Meer ſchon das Ufer gewußt haben, an welchem ſie nachher landeten. So reif, ſo kühn und ſo herrlich als es zuletzt da ſtand in ſeiner Vollendung, erſchien das Werk nicht in der Idee ſeiner Urheber, ſo wenig als vor Luthers Geiſte die ewige Glaubens- trennung, da er gegen den Ablaßkram aufſtand. Welcher Unterſchied zwiſchen dem beſcheidenen Aufzug jener Bettler in Brüſſel, die um eine menſchlichere Behandlung als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majeſtät eines Freiſtaats, der mit Königen als ſeines Gleichen unterhandelt und in weniger als einem Jahrhundert den Thron ſeiner vormaligen Tyrannen verſchenkt! Des Fatums unſicht- bare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne

gegeben war. Im Schooße des glücklichen Brabants wird die Freih[eit] geboren, die, noch ein neugebornes Kind, ihrer Mutter entriſſen, b[ei] verachtete Holland beglücken ſoll. Aber das Unternehmen ſelbſt d[arf] uns darum nicht kleiner erſcheinen, weil es anders ausſchlug, [als] es gedacht worden war. Der Menſch verarbeitet, glättet und bil[det] den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Aug[en]blick und der Punkt, aber die Weltgeſchichte rollt der Zufall. W[as] die Leidenſchaften, welche ſich bei dieſer Begebenheit geſchäftig erzeig[en] des Werks nur nicht unwürdig waren, dem ſie unbewußt dien[en] — wenn die Kräfte, die ſie ausführen halfen, und die einzel[nen] Handlungen, aus deren Verkettung ſie wunderbar erwuchs, nur [in] ſich edle Kräfte, ſchöne und große Handlungen waren, ſo iſt die [Be]gebenheit groß, intereſſant und fruchtbar für uns, und es ſteht [uns] frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erſtaunen, oder ei[nen] höhern Verſtand unſere Bewunderung zuzutragen.

Die Geſchichte der Welt iſt ſich ſelbſt gleich, wie die Geſetze [der] Natur, und einfach wie die Seele des Menſchen. Dieſelben [Be]dingungen bringen dieſelben Erſcheinungen zurück. Auf eben d[em] Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem ſpaniſchen Tyrannen [die] Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammv[ä]ter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römiſchen gerungen. Eben ſo, wie jene, einem hochmüthigen Beherrſcher unwillig unterthan, eben ſo von habſüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen ſie mit ähnlichem Trotz ihre Ketten ab und verſuchen das Glück in eben ſo ungleichem Kampfe. Derſelbe Erobererſtolz, derſelbe Schwung der Nation in dem Spanier des ſechzehnten Jahrhunderts und in dem Römer des erſten, dieſelbe Tapferkeit und Mannszucht in beider Heeren, daſſelbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzuge. Dort, wie hier, ſehen wir Liſt gegen Uebermacht ſtreiten und Standhaftigkeit, unterſtützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die ſich durch Theilung entkräftet hat. Dort, wie hier, waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Menſch, für ſeine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf und bringt ihren ſtummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Geſtehet, Batavier!“ redet Claudius Civilis ſeine Mitbürger in dem heiligen Haine an, „wird uns von dieſen Römern noch wie ſonſt, als Bundsgenoſſen und Freunden, oder nicht viel-

nehr als dienſtbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern ſind wir ausgeliefert, die, wenn unſer Raub, unſer Blut ie geſättigt hat, von andern abgelöſt werden, welche dieſelbe Gewalthätigkeit, nur unter andern Namen, erneuern. Geſchieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufſeher ſendet, ſo drückt er uns mit einem prahleriſchen theuren Gefolge und noch unerträglicherm Stolz. Die Verbungen ſind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen und eure kraftvolle Jugend der römiſchen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, iſt der Augenblick unſer. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Laſſet euch dieſe Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reiterei, Germanien iſt unſer, und Gallien lüſtern ſein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Aſien und der Aufgang, der Könige braucht! Es ſind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapferſten." Feierliche Sakramente weihen dieſe Verſchwörung, wie den Geuſenbund; wie dieſer, hüllt ſie ſich hinterliſtig in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majeſtät eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis ſchwören am Rheine dem Veſpaſian in Syrien, wie der Compromiß Philipp dem Zweiten. Derſelbe Kampfplatz erzeugt denſelben Plan der Vertheidigung, dieſelbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide vertrauen ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängniß rettet Civilis ſeine Inſel — wie fünfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leyden — durch eine künſtliche Waſſerfluth. Die bataviſche Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrſcher auf, wie der ſchöne Muth ihrer Enkel den Verfall der ſpaniſchen Macht dem ganzen Europa zur Schau ſtellt. Dieſelbe Fruchtbarkeit des Geiſtes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg eben ſo hartnäckig dauern und beinahe eben ſo zweifelhaft enden; aber einen Unterſchied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menſchlich, denn ſie kriegen nicht für die Religion.[1]

[1] Tac. Histor. L. IV. V.

Erſtes Buch.

Frühere Geſchichte der Niederlande bis zum ſechzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieſer großen Revolution hin gehen, müſſen wir einige Schritte in die alte Geſch des Landes zurückthun und die Verfaſſung entſtehen ſe worin wir es zur Zeit dieſer merkwürdigen Veränder finden.

Der erſte Eintritt dieſes Volks in die Weltgeſch iſt das Moment ſeines Untergangs: von ſeinen U windern empfing es ein politiſches Leben. Die weitläu Landſchaft, welche von Deutſchland gegen Morgen, gegen M von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der No begrenzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen Niederlande begreifen, war bei dem Einbruch der Römer in lien unter drei Hauptvölkerſchaften vertheilt, alle urſprünglich ſcher Abkunft, deutſcher Sitte und deutſchen Geiſtes.[1] Rhein machte ihre Grenzen. Zur Linken des Fluſſes wo die Belgen,[2] zu ſeiner Rechten die Frieſen,[3] und die Bata

[1] J. Caesar de Bello Gall. L. I. Tacit. de Morib. Germ. und Hist. L

[2] In den Landſchaften, die jetzt größtentheils die katholiſchen Niederland Generalitätslande ausmachen.

[3] Im jetzigen Gröningen, Oſt- und Weſtfriesland, einem Theil von Ho Geldern, Utrecht und Oberyſſel.

[4] In dem obern Theile von Holland, Utrecht und Oberyſſel, dem he Cleve u. ſ. f., zwiſchen der Leck und der Waal. Kleinere Völker, die Kan fater, Mattiaker, Mareſaten u. ſ. f., die einen Theil von Weſtfriesland, Ho und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hist. L c. 15. 56. de Morib. Germ. c. 29.

auf der Inſel, die ſeine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieſer einzelnen Nationen wurde früher oder ſpäter den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder ſelbſt legen uns die rühmlichſten Zeugniſſe von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, ſchreibt Cäſar,[1] waren die einzigen unter den galliſchen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, ſagt uns Tacitus,[2] wurden an Heldenmuth von den Bataviern übertroffen. Dieſes wilde Volk erlegte ſeinen Tribut in Soldaten und wurde von ſeinen Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten geſpart. Die bataviſche Reiterei erklärten die Römer ſelbſt für den beſten Theil ihrer Heere. Lange Zeit machte ſie, wie heutzutage die Schweizer, die Leibwache der römiſchen Kaiſer aus; ihr wilder Muth erſchreckte die Dacier, da ſie in voller Rüſtung über die Donau ſchwamm. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf ſeinem Zuge nach Britannien begleitet und ihm dieſe Inſel erobern helfen.[3] Unter allen wurden die Frieſen zuletzt überwunden und ſetzten ſich zuerſt wieder in Freiheit. Die Moräſte, zwiſchen welchen ſie wohnten, reizten die Eroberer ſpäter und koſteten ihnen mehr. Der Römer Druſus, der in dieſen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Süderſee, durch welchen die römiſche Flotte in die Nordſee drang und aus dieſer durch die Mündungen der Ems und Weſer einen leichtern Weg in das innere Deutſchland fand.[4]

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römiſchen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verſchwindet ihr Name aus der Geſchichte. Ihre Inſel ſehen wir von den Franken überſchwemmt, die ſich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Frieſen haben das Joch ihrer entlegenen und ohnmächtigen Beherrſcher zerbrochen und erſcheinen wieder als ein freies und ſogar eroberndes Volk, das ſich durch eigene Gebräuche und den Ueberreſt der römiſchen Geſetze regiert und ſeine Grenzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen

[1] De Bello Gall.
[2] Hist. L. IV. c. 12.
[3] Dio Cass. L. LXIX. Tacit. Agricol. c. 36. Tacit. Annal. L. II. c. 15.
[4] Tacit. Annal. L. II. cap. 8. Sueton. Claud. Cap. I. n. 3.

Provinzen der Niederlande am wenigsten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Gesetzen gelitten und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren seiner Verfassung, seines Nationalgeistes und seiner Sitten behalten, die selbst heutzutage nicht ganz verschwunden sind.

Die Epoche der Völkerwanderung zernichtet die ursprüngliche Form dieser meisten Nationen; andere Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verschwinden in der allgemeinen Verwüstung, und mit diesen so viele Denkmäler ihrer großen Regentenkunst, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlassenen Dämme ergeben sich der Wuth ihrer Ströme und dem eindringenden Ocean wieder. Die Wuth der der Menschenhand, die künstlichen Kanäle, vertrocknen, die Flüsse ändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Grenzen, und die Natur des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beider Zeiten scheint aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlecht beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländischen Provinzen verschlungen und den christlichen Glauben in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel, nach einem hartnäckigen Kriege, der fränkischen Krone und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle diese Länder, die nun einen Theil der weitläuftigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Deutschland, Frankreich und der Lombardei erschuf. Wie dieses große Reich unter seinen Nachkommen durch Theilungen wieder zerrissen ward, so zerfielen auch die Niederlande bald in deutsche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen, und zuletzt finden wir sie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen.[1]

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfassung, in diese Länder, und auch hier artete sie wie in allen

[1] Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. 1. Theil, 4. und 5. Buch.

übrigen aus. Die mächtigern Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten rissen die Landschaften, denen sie vorstehen sollten, als ein erbliches Eigenthum an sich. Aber diese abtrünnigen Vasallen konnten sich nur mit Hilfe ihrer Unterfassen gegen die Krone behaupten, und der Beistand, den diese leisteten, mußte durch neue Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Usurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig und errang sich bald ein eignes unabhängiges Dasein in ihren Abteien und bischöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souveränetäten zersplittert, deren Besitzer bald dem deutschen Kaiserthum, bald den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heirathen, Vermächtnisse oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter einem Hauptstamm wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitz des größten Theils von den Niederlanden.[1] Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte schon eilf Provinzen unter seine Herrschaft versammelt, die Karl der Kühne, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Welttheils zu sein. Diese weitläuftigen Besitzungen machten die burgundischen Herzoge zu furchtbaren Grenznachbarn Frankreichs und versuchten Karls des Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geschlossene Landschaft von der Süderſee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elsaß begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hilfsquellen dieses Fürsten rechtfertigten einigermaßen diese kühne Chimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit, aber das treulose Glück verließ ihn in drei schrecklichen Schlachten, und der schwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Todten verloren.[2]

[1] Grot. Annal. L. 1. p. 2. 3.

[2] Ein Page, der ihn fallen gesehen und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer schimpflichen Vergessenheit. Man zog seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem

Die einzige Erbin Karls des Kühnen, Maria, die rei
Fürſtentochter jener Zeit und die unſelige Helena, die das E
über dieſe Länder brachte, beſchäftigte jetzt die Erwartung der ga
damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig der Ei
von Frankreich für den jungen Dauphin, ſeinen Sohn, und Ma
milian von Oeſterreich, Kaiſer Friedrichs des Dritten S
erſchienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem ſie ihre Hand ſc
ken würde, ſollte der mächtigſte Fürſt in Europa werden, und
zum erſtenmal fing dieſer Welttheil an, für ſein Gleichgewich
fürchten. Ludwig, der Mächtigere von beiden, konnte ſein Ge
durch die Gewalt der Waffen unterſtützen; aber das niederländ
Volk, das die Hand ſeiner Fürſtin vergab, ging dieſen gefürch
Nachbar vorüber und entſchied für Maximilian, deſſen entlege
Staaten und beſchränktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bed
ten. Eine treuloſe, unglückliche Politik, die durch eine ſonder
Fügung des Himmels das traurige Schickſal nur beſchleunigte,
ches zu verhindern ſie erſonnen ward.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximili
Sohn, brachte ſeine ſpaniſche Braut dieſe weitläuftige Monar
welche Ferdinand und Iſabella kürzlich gegründet hatten;
Karl von Oeſterreich, ſein Sohn, war geborner Herr der Kö
reiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Nie
lande.

Das gemeine Volk ſtieg hier früher, als in den übrigen L
reichen, aus einer traurigen Leibeigenſchaft empor und gewann
ein eigenes bürgerliches Daſein. Die günſtige Lage des Landes
der Nordſee und großen ſchiffbaren Flüſſen weckte hier frühzeitig

Sumpfe, worein er feſtgefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noc
einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln ſeiner Finger, die er länger zu tr
pflegte, als ein anderer Menſch. Aber daß es, dieſer Kennzeichen ungeac
noch immer Ungläubige gab, die ſeinen Tod bezweifelten und ſeiner Wi
erſcheinung entgegenſahen, beweiſt eine Stelle aus dem Sendſchreiben, n
Ludwig der Eilfte die burgundiſchen Städte aufforderte, zur Krone Fr
reich zurückzukehren. Sollte ſich, heißt die Stelle, Herzog Karl noch am L
finden, ſo ſeid ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. Comines, T. III. P
ves des Mémoires, 495. 497.

Handel, der die Menſchen in Städte zuſammenzog, den Kunſtfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte und Wohlſtand und Ueberfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegeriſche Politik jener Zeiten auf jede nützliche Hantierung herunterſah, ſo konnten dennoch die Landesherren die weſentlichen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zufloſſen. Die anwachſende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die ſie unter den verſchiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktſchoß, Heimfallsrecht u. ſ. f. von Einheimiſchen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für ſie, als daß ſie gegen die Urſachen hätten gleichgültig bleiben ſollen, denen ſie dieſelben verdankten. Ihre eigene Habſucht machte ſie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei ſelbſt, wie es oft geſchieht, half ſo lange aus, bis endlich eine geſunde Staatskunſt an ihre Stelle trat. In der Folge lockten ſie ſelbſt die lombardiſchen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige koſtbare Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch dieſe ungemein viel an Anſehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander ſelbſt und mit ihren Nachbarn führten, machten ſie von dem guten Willen der Städte abhängig, die ſich durch ihren Reichthum Gewicht verſchafften und für die Subſidien, welche ſie leiſteten, wichtige Vorrechte zu erringen wußten. Mit der Zeit wuchſen dieſe Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine koſtbarere Ausrüſtung nothwendig machten, wie den Produkten des Morgenlands ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward, und der einreißende Luxus neue Bedürfniſſe für ihre Fürſten erſchuf. So finden wir ſchon im eilften und zwölften Jahrhundert eine gemiſchte Regierungsverfaſſung in dieſen Ländern, wo die Macht des Souveräns durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geiſtlichkeit und der Städte, merklich beſchränkt iſt. Dieſe, welche man Staaten nannte, kamen ſo oft zuſammen, als das Bedürfniß der Provinz es erheiſchte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Geſetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht, und kein Fremder zu irgend einem Theile der Staatsverwaltung zugelaſſen werden. Dieſe Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren nach den verſchiedenen Landſchaften ver-

ſchieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht
als nach feierlich beſchworner Conſtitution in die Rechte des Vate

Der erſte Geſetzgeber iſt die Noth; alle Bedürfniſſe, denen
dieſer Conſtitution begegnet wird, ſind urſprünglich Bedürfniſſe
Handels geweſen. So iſt die ganze Verfaſſung der Republik
Kaufmannſchaft gegründet, und ihre Geſetze ſind ſpäter, als
Gewerbe. Der letzte Artikel in dieſer Conſtitution, welcher Auslä
von aller Bedienung ausſchließt, iſt eine natürliche Folge aller vor
gegangenen. Ein ſo verwickeltes und künſtliches Verhältniß
Souveräns zu dem Volke, das ſich in jeder Provinz, und oft
in einer einzelnen Stadt noch beſonders abänderte, erforderte D
ner, die mit dem lebhafteſten Eifer für die Erhaltung der Lan
freiheiten auch die gründlichſte Kenntniß derſelben verbanden. B
konnte bei einem Fremdling nicht wohl vorausgeſetzt werden. Di
Geſetz galt übrigens von jeder Provinz insbeſondere, ſo daß
Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Seeland angeſtellt
den durfte, und es erhielt ſich auch noch in der Folge, nach
ſchon alle dieſe Provinzen unter einem Oberhaupte vereinigt wa

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigſte Freiheit. S
Privilegien wurden für ſo koſtbar geachtet, daß viele Mütter aus
angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung da
zogen, um da zu gebären und ihre Kinder aller Vorrechte di
glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben ſo, ſagt Stra
wie man Gewächſe eines rauhern Himmels in einem mildern
reich veredelt.[2]

Nachdem das burgundiſche Haus mehrere Provinzen unter
Herrſchaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provinzialverfa
lungen, welche bisher unabhängige Tribunale geweſen, an ei
allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewieſen, der die verſchied
Glieder in einen einzigen Körper verband und alle bürgerlichen
peinlichen Händel als die letzte Inſtanz entſchied. Die Souverän
der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mec
wohnte jetzt die Majeſtät.

[1] Grotius L. I. 3.

[2] De Bello Belg. Dec. I. L. II. 34. Guicciardini Descr. Belg.

Nach dem Tode Karls des Kühnen verſäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war.[1] Die Staaten von Holland und Seeland zwangen ſie, einen großen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigſten Souveränetätsrechte verſicherte.[2] Der Uebermuth der Genter verging ſich ſo weit, daß ſie die Günſtlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterſtuhl riſſen und vor den Augen dieſer Fürſtin enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die ſie einem Freiſtaat ſehr nahe brachte. Nach dem Abſterben ſeiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigener Macht, als Vormund ſeines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch dieſen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten ſeine Gewalt nicht und konnten auch nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine beſtimmte Zeit und unter beſchworenen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Conſtitution übertreten zu dürfen, nachdem er römiſcher König geworden war. Er legte den Provinzen außerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutſche und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eiferſucht dieſer Republikaner geſtiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem ſtarken Gefolge von Ausländern in Brügge ſeinen Einzug hielt, bemächtigte ſich ſeiner Perſon und ſetzte ihn auf dem Schloſſe gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürſprache des kaiſerlichen und römiſchen Hofes erhielt er ſeine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die beſtrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus mildern Geſetzen und einer gleichen Handhabung der Juſtiz entſprang, hatte die Betriebſamkeit und den Fleiß in dieſen Ländern ermuntert. In ſtetem Kampf mit dem Ocean und den Mündungen reißender Flüſſe, die gegen das niedrigere Land wütheten, und deren Gewalt durch

[1] Mémoires de Philippe de Comines. T. I. 314.
[2] A. G. d. v. N. II. Th.

Dämme und Kanäle mußte gebrochen werden, hatte dieſes Volk zeitig gelernt, auf die Natur um ſich zu merken, einem überl Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen und, n Aegypter, den ſein Nil unterrichtete, in einer kunſtreichen (wehr ſeinen Erfindungsgeiſt und Scharfſinn zu üben. Die liche Fruchtbarkeit ſeines Bodens, die den Ackerbau und die zucht begünſtigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine gl Lage an der See und den großen ſchiffbaren Flüſſen Deutſc und Frankreichs, die zum Theil hier ins Meer fallen, ſo viele liche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchſch belebten die Schifffahrt, und der innere Verkehr der Provinze dadurch ſo leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geiſt des H in dieſen Völkern auf.

Die benachbarten britanniſchen und däniſchen Küſten wa erſten, die von ihren Schiffen beſucht wurden. Die engliſche die dieſe zurückbrachten, beſchäftigte tauſend fleißige Hände in L Gent und Antwerpen, und ſchon in der Mitte des zwölften hunderts wurden flandriſche Tücher in Frankreich und Deut getragen. Schon im eilften Jahrhundert finden wir frieſiſche im Belt und ſogar in der levantiſchen See. Dieſes muthig unterſtand ſich ſogar, ohne Compaß unter dem Nordpol hi bis zu der nördlichen Spitze Rußlands zu ſteuern.[1] Von der diſchen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des tiſchen Handels, der damals noch aus dem ſchwarzen Meere das ruſſiſche Reich nach der Oſtſee ging. Als dieſer im dreiz Jahrhundert zu ſinken anfing, als die Kreuzzüge den in Waaren einen neuen Weg durch die mittelländiſche See eröf die italieniſchen Städte dieſen fruchtbaren Handelszweig an ſich und in Deutſchland die große Hanſa zuſammentrat, wurd Niederlande der wichtige Stapelort zwiſchen Norden und S Noch war der Gebrauch des Compaſſes nicht allgemein, uni ſegelte noch langſam und umſtändlich längs den Küſten. D tiſchen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrentheils z ren und jedem Fahrzeug unzugänglich.[2] Schiffe alſo, die den

[1] Fiſchers Geſchichte des d. Handels. I. Th. 447.
[2] Anderſon III. 89.

Weg von der mittelländiſchen See in den Belt in einer Jahreszeit nicht wohl beſchließen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter ſich ein unermeßliches feſtes Land, mit dem ſie durch ſchiffbare Ströme zuſammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirthbare Häfen geöffnet, ſchienen ſie ausdrücklich zu einem Sammelplatz der Völker und zum Mittelpunkt des Handels geſchaffen. In den vornehmſten niederländiſchen Städten wurden Stapel errichtet. Portugieſen, Spanier, Italiener, Franzoſen, Britten, Deutſche, Dänen und Schweden floſſen hier zuſammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Concurrenz der Verkäufer ſetzte den Preis der Waaren herunter; die Induſtrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thüre war. Mit dem nothwendigen Geldumtauſche kam der Wechſelhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürſten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigſten Freiheiten auf und wußten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu ſchützen. Als ſich im fünfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter einem Beherrſcher vereinigten, hörten auch ihre ſchädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jetzt durch eine gemeinſchaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlſtand gedeihte im Schooß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürſten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundiſche Flagge war gefürchtet in allen Meeren,[1] das Anſehen ihres Souveräns gab ihren Unternehmungen Nachdruck und machte die Verſuche eines Privatmanns zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein ſo mächtiger Schutz ſetzte ſie bald in den Stand, dem Hanſebund ſelbſt zu entſagen und dieſen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hanſiſchen Kauffahrer, denen die ſpaniſche Küſte verſchloſſen wurde, mußten zuletzt wider Willen die flandriſchen Meſſen beſuchen und die ſpaniſchen Waaren auf niederländiſchem Stapel empfangen.

Brügge in Flandern war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäiſchen Handels und die

[1] Mémoires de Comines. L. III. chap. V.

große Meſſe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundert und fünfzig Kauffahrteiſchiffe gezählt, welche auf einmal in den Häfen von Sluys einliefen.[1] Außer der reichen Niederlage des Hanſebundes waren hier noch fünfzehn Handelsgeſellſchaften mit ihren Comptoirs, viele Faktoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäiſchen Ländern. Hier war der Stapel aller nordiſchen Produkte für den Süden und aller ſüdlichen und levantiſchen für den Norden errichtet. Dieſe gingen mit hanſiſchen Schiffen durch den Sund und auf dem Rheine nach Oberdeutſchland, oder wurden auf der Achſe ſeitwärts nach Braunſchweig und Lüneburg verfahren.

Es iſt der ganz natürliche Gang der Menſchheit, daß eine zügelloſe Ueppigkeit dieſem Wohlſtand folgte. Das verführeriſche Beiſpiel Philipps des Gütigen konnte dieſe Epoche nur beſchleunigen. Der Hof der burgundiſchen Herzoge war der wollüſtigſte und prächtigſte in Europa, ſelbſt wenn man Italien nicht ausnimmt. Die

[1] Anderſon III. 237. 259. 260.

kostbare Kleidertracht der Großen, die der spanischen nachher zum Muster diente und mit den burgundischen Gebräuchen an den österreichischen Hof zuletzt überging, stieg bald zu dem Volk herunter, und der geringste Bürger pflegte seines Leibes in Sammt und Seide.[1] „Dem Ueberfluß," sagt uns Comines (ein Schriftsteller, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiste), „war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beiden Geschlechtern zu einem ungeheuren Aufwand getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch gestiegen. Die unsittliche Gemeinschaft beider Geschlechter in Bädern und ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhitzen, hatte alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier ist nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Großen die Rede; auch der gemeinste weibliche Pöbel überließ sich diesen Ausschweifungen ohne Grenze und Maß."[2]

Aber wie viel erfreuender ist selbst dieses Uebermaß dem Freunde der Menschheit, als die traurige Genügsamkeit des Mangels, und der Dummheit barbarische Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa darnieberdrücken! Der burgundische Zeitraum schimmert wohlthätig hervor aus jenen finstern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

[1] Philipp der Gütige war zu sehr Verschwender, um Schätze zu sammeln; dennoch fand Karl der Kühne in seiner Verlassenschaft an Tafelgeschirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen größeren Vorrath aufgehäuft, als drei reiche Fürstenhäuser damals zusammen besaßen, und noch überdies einen Schatz von dreimalhunderttausend Thalern an baarem Gelde. Der Reichthum dieses Fürsten und des burgundischen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granson, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein schweizerischer Soldat Karl dem Kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der französischen Krone prangt, und den der unwissende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber gegen Zinn, und das Gold gegen Kupfer, und rissen die kostbaren Gezelte von Goldstoff in Stücken. Der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drei Millionen Goldgulden geschätzt. Karl und sein Heer waren nicht wie Feinde, die schlagen wollen, sondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege sich schmücken, zum Treffen gezogen. Comines I. 253. 259. 265.

[2] Mémoires d. M. Philippe de Comines. T. I. L. I. c. 2. L. V. c. 9. 291. Fischers G. d. d. Handels. II. Bd. 193 u. f. f.

Aber eben dieſer blühende Wohlſtand führte endlich die flandriſchen Städte zu ihrem Verfall. Gent und Brügge, von Freiheit und Ueberfluß ſchwindelnd, kündigen dem Beherrſcher von eilf Provinzen, Philipp dem Guten, den Krieg an, der eben ſo unglücklich für ſie endigt, als vermeſſen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Gavre viele tauſend Mann und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von viermalhunderttauſend Goldgulden verſöhnen. Alle obrigkeitlichen Perſonen und die vornehmſten Bürger dieſer Stadt, zweitauſend an der Zahl, mußten im bloßen Hemd, barfuß und mit unbedecktem Haupt, dem Herzoge eine franzöſiſche Meile weit entgegen gehen und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieſer Gelegenheit wurden ihnen einige koſtbare Privilegien entriſſen; ein unerſetzlicher Verluſt für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482 kriegten ſie nicht viel glücklicher mit Maximilian von Oeſterreich, ihm die Vormundſchaft über ſeinen Sohn zu entreißen, deren er ſich widerrechtlich angemaßt hatte; die Stadt Brügge ſetzte 1487 den Erzherzog ſelbſt gefangen und ließ einige ſeiner vornehmſten Miniſter hinrichten. Kaiſer Friedrich der Dritte rückte mit einem Kriegsheer in ihr Gebiet, ſeinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehn Jahre lang geſperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbei leiſteten ihm Amſterdam und Antwerpen den wichtigſten Beiſtand, deren Eiferſucht durch den Flor der flandriſchen Städte ſchon längſt gereizt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandriſchen Tuchweber, die ſich in England niedergelaſſen hatten, ſchickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügge um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längſt ſchon den Hanſebund beleidigt, der ſie jetzt auch verließ und ſein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremden Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlſtand verblühte langſam, wie er aufgeblüht war.[1]

Antwerpen empfing im ſechzehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandriſchen Städte verjagte, und unter Karls

[1] Anderſon III. Theil. 200. 314. 315. 316. 488.

des Fünften Regierung war Antwerpen die lebendigſte und herrlichſte Stadt in der chriſtlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordſee gemein hat und geſchickt iſt, die ſchwerſten Schiffe bis unter ſeine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatz aller Schiffe, die dieſe Küſte beſuchten. Seine Freimeſſen zogen aus allen Ländern Negocianten herbei.[1] Die Induſtrie der Nation war im Anfang dieſes Jahrhunderts zu ihrer höchſten Blüthe geſtiegen. Der Acker- und Linnenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fiſcherei bereicherten den Landmann; Künſte, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, ſo ſah man Produkte des flandriſchen und brabantiſchen Fleißes in Arabien, Perſien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir ſehen ſie im ſchwarzen Meer mit den Genueſern um die Schutzherrlichkeit ſtreiten.[2] Den niederländiſchen Seemann unterſchied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Segel ging und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikaniſche Vorgebirge gefunden war, und der portugieſiſche Oſtindienhandel den levantiſchen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italieniſchen Republiken geſchlagen wurde; die Portugieſen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Specereien von Calicut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen.[3] Hieher floſſen die weſtindiſchen Waaren, womit die ſtolze ſpaniſche Trägheit den niederländiſchen Kunſtfleiß bezahlte. Der oſtindiſche Stapel zog die berühmteſten Handelshäuſer von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welſer hieher. Hieher brachte die Hanſa jetzt ihre nordiſchen Waaren, und die engliſche Compagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunſt und Natur ſchienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausſtellung der Werke des Schöpfers und des Menſchen.[4]

[1] Zwei ſolcher Meſſen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrei.

[2] Anderſon III. Theil. 155.

[3] Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Liſſabon dahin geſchafft wurden, ſoll ſich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

[4] Meteren I. Theil. I. Bd. 12. 13.

Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts suchte eine Societät türkischer Kaufleute um Erlaubniß an, sich hier niederzulassen und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel stieg auch der Geldhandel. Ihre Wechselbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geschäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während seiner glänzendsten Zeiten.[1]

Im Jahr 1491 hielt der ganze Hansebund in dieser Stadt seine feierliche Versammlung, die sonst nur in Lübeck gewesen war. Im Jahr 1531 wurde die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhunderttausend Bewohner. Das fluthende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei, dritthalbhundert Maste erschienen öfters auf einmal in seinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief diese Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutschen durch seine Thore; über zweitausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreißigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Accise gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hilfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die sie Karl dem Fünften zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet werden.[2]

Diesen blühenden Wohlstand hatten die Niederländer eben so sehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Gesetze und die despotische Willkür eines räuberischen Fürsten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günstige

[1] Fischers G. d. d. Handels. II. 593 u. f. f.

[2] A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 562. Fischers G. d. d. Handels II. 595 u. f. f.

Natur in ſo reichlicher Fülle über ſie ausgegoſſen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Geſetze kann dem Bürger die Früchte ſeines Fleißes verſichern und ihm jene glückliche Zuverſicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit iſt.

Das Genie dieſer Nation, durch den Geiſt des Handels und den Verkehr mit ſo vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schooße des Ueberfluſſes und der Freiheit reiften alle edleren Künſte. Aus dem erleuchteten Italien, dem Cosmus von Medicis jüngſt ſein goldnes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Malerei, die Baukunſt, die Schnitz- und Kupferſtecherkunſt in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländiſche Schule, eine Tochter der italieniſchen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis und gab, gemeinſchaftlich mit dieſer, der ſchönen Kunſt in ganz Europa Geſetze. Die Manufakturen und Künſte, worauf die Niederländer ihren Wohlſtand hauptſächlich gegründet haben und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Oelmalerei, die Kunſt auf Glas zu malen, die Taſchen- und Sonnenuhren ſelbſt, wie Guicciardini behauptet, ſind urſprünglich niederländiſche Erfindungen; ihnen dankt man die Verbeſſerung des Compaſſes, deſſen Punkte man noch jetzt unter niederländiſchen Namen kennt. Im Jahr 1432 wurde die Buchdruckerkunſt in Haarlem erfunden, und das Schickſal wollte, daß dieſe nützliche Kunſt ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen ſollte. Mit dem fruchtbarſten Genie zu neuen Erfindungen verbanden ſie ein glückliches Talent, fremde und ſchon vorhandene zu verbeſſern; wenige mechaniſche Künſte und Manufakturen werden ſein, die nicht entweder auf dieſem Boden erzeugt, oder doch zu größerer Vollkommenheit gediehen ſind.

Die Niederlande unter Karl dem Fünften.

Bis hieher waren diese Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa. Keiner der burgundischen Herzoge hatte sich einkommen lassen, die Constitution umzustoßen; selbst Karls des Kühnen verwegnem Geist, der einem auswärtigen Freistaat die Knechtschaft bereitete, war sie heilig geblieben. Alle diese Fürsten wuchsen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andere Erfahrung geben. Außerdem besaßen diese Fürsten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für sie ins Feld stellte, keine Reichthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte sich alles. Jetzt waren sie einem Herrn zugefallen, dem andere Werkzeuge und andere Hilfsquellen zu Gebote standen, der eine fremde Macht gegen sie bewaffnen konnte.[1] Karl der Fünfte schaltete will-

[1] Die unnatürliche Verbindung zweier so widersprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier sind, konnte nimmermehr glücklich ausschlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Grotius in einer kraftvollen Sprache zwischen beiden angestellt hat. „Mit den anwohnenden Völkern," sagt er, „konnten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene Eines Stammes mit ihnen und auf denselben Wegen herangewachsen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meisten Dingen von einander ab und stoßen, wo sie zusammentreffen, desto heftiger gegen einander. Beide hatten seit vielen Jahrhunderten im Kriege geglänzt, nur daß letztere jetzt in einer üppigen Ruhe der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italiänischen und afrikanischen Feldzüge in Uebung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk ist von Eroberungssucht freier, aber keines vertheidigt sein Eigenthum besser. Daher die zahlreichen, in einen engen Erdstrich zusammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigene Bevölkerung vollgepreßt, an der See und den größeren Strömen befestigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordischen Völkerzug, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechselte seinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Gothen fiel, hatten sein Charakter und seine Sitten mehr oder

kürlich in seinen spanischen Staaten; in den Niederlanden war er nichts, als der erste Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben; hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumschränkten Gewalt kostete, und je größer die Meinung war, die ihm von seinem Selbst aufgedrungen wurde, desto ungerner mußte er hier zu der bescheidenen Menschheit heruntersteigen, desto mehr mußte er gereizt werden, dieses Hinderniß zu besiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Uebergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das stets die Ohnmacht begleitet. Nie waren sie für ihre Verfassung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souveräns, nie vorsichtiger in ihren Verhandlungen gewesen. Wir finden unter seiner Regierung die gewaltthätigsten Ausbrüche des republikanischen Geists und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauch getrieben, welches die Fortschritte

weniger — schon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieser Vermischungen beschreibt man uns dieses Volk als das geduldigste bei der Arbeit, das unerschrockenste in Gefahren, gleich lüstern nach Reichthum und Ehre, stolz bis zur Geringschätzung anderer, andächtig und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch so rachsüchtig und ausgelassen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewissen noch Ehre gälte. Alles dieses ist dem Niederländer fremd, der listig ist, aber nicht tückisch, der, zwischen Frankreich und Deutschland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beider Völker in einer sanftern Mischung mäßigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungestraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach; von dem Christenthum, wozu er sich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen, keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinigkeit seines Glaubens vergiftet. Ja, seine frommen Verschwendungen gingen so weit, daß man der Habsucht seiner Geistlichen durch Gesetze Einhalt thun mußte. Beiden Völkern ist eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit dem Unterschiede nur, daß der Niederländer die Gesetze über die Könige stellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Castilianer mit der meisten Vorsicht regiert sein; aber die Freiheiten, worauf sie selbst Anspruch machen, gönnen sie andern nicht gerne. Daher die so schwere Aufgabe für ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen so zu vertheilen, daß weder der Vorzug der Castilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichstellung des letztern den castilianischen Hochmuth beleidige." Grotii Annal. Belg. L. I. 4. 5. seq.

der königlichen Gewalt mit einem Schein von Rechtmäßigkeit ſchmück[illegible]e. Ein Souverän wird die bürgerliche Freiheit immer als einen v[illegible]r äußerten Diſtrikt ſeines Gebiets betrachten, den er wieder gewinn[illegible]en muß. Einem Bürger iſt die ſouveräne Herrſchaft ein reißender Stro[illegible]m, der ſeine Gerechtſame überſchwemmt. Die Niederländer ſchützten [illegible]ich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürſten d[illegible]rch Conſtitutionen. Die ganze Weltgeſchichte iſt ein ewig wiederho[illegible]lter Kampf der Herrſchſucht und Freiheit um dieſen ſtreitigen F[illegible]leck Landes, wie die Geſchichte der Natur nichts anderes iſt, als ei[illegible]n Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß ſie die Provinz ein[illegible]r Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrſcher kei[illegible]n höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlſtand abzuwarten, nähert[illegible]e ſich ihr Zuſtand dem ſtillen Glück einer geſchloſſenen Familie, deren [illegible]n Haupt der Regent war. Karl der Fünfte führte ſie auf den [illegible]n Schauplatz der politiſchen Welt. Jetzt machten ſie ein Glied des [illegible]n Rieſenkörpers aus, den die Ehrſucht eines Einzigen zu ihrem Werk[illegible]r zeug gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu ſein; der [illegible]r Mittelpunkt ihres Daſeins war in die Seele ihres Regenten verlegt. [illegible]r Da ſeine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen, oder [illegible]r eine politiſche Handlung war, ſo mußte er vor allen Dingen ſeiner [illegible]r Gliedmaßen mächtig ſein, um ſich ihrer mit Nachdruck und Schnellig[illegible]r keit zu bedienen. Unmöglich konnte er ſich alſo in die langwierige [illegible]r Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren [illegible]r eigenthümlichen Vorrechten die gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit wider[illegible]r fahren laſſen, die ihre republikaniſche Umſtändlichkeit verlangte. Mit [illegible]r einem kühnen Monarchenſchritt trat er den künſtlichen Bau einer [illegible]r Würmerwelt nieder. Er mußte ſich den Gebrauch ihrer Kräfte er[illegible]r leichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt [illegible]r ein unabhängiger Gerichtshof geweſen; er unterwarf ihn einem köni[illegible]r glichen Rath, den er in Brüſſel niederſetzte, und der ein Organ ſeines [illegible]r Willens war. In das Innerſte ihrer Verfaſſung führte er Aus[illegible]r länder, denen er die wichtigſten Bedienungen anvertraute. Menſchen, [illegible]r die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nich[illegible]t anders, als ſchlimme Hüter einer Gerechtſame ſein, die ihnen noch[illegible] dazu wenig bekannt war. Der wachſende Aufwand ſeiner kriegeriſche[illegible]n

Regierung nöthigte ihn, ſeine Hilfsquellen zu vermehren. Mit Hintanſetzung ihrer heiligſten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Anſehen zu retten, mußten bewilligen, was er ſo beſcheiden geweſen war nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeſchichte dieſes Monarchen in den Niederlanden iſt beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichniß eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Conſtitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für ſeine Armeen werben, und verwickelte ſie in Kriege, die ihrem Intereſſe gleichgiltig, wo nicht ſchädlich waren, und die ſie nicht gebilligt hatten. Er beſtrafte die Vergehungen eines Freiſtaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfaſſung bereits erlitten hatte.

Der Wohlſtand des Landes war in ſo weit geſichert, als er den Staatsentwürfen ſeines Beherrſchers nothwendig war, als Karls vernünftige Politik die Geſundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzuſtrengen ſich genöthigt ſah. Glücklicherweiſe führen die entgegengeſetzteſten Entwürfe der Herrſchſucht und der uneigennützigſten Menſchenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die ſich ein Marcus Aurelius zum Ziele ſetzt, wird unter einem Auguſt und Ludwig gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeſte — Freiheit. Er ſchonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als ſein Sohn, unterwarf er ſeine Maximen dem Bedürfniß des Orts und der Gegenwart und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurücke, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des Fünften für die Niederlande beſonders merkwürdig macht, iſt die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmſte Quelle des nachfolgenden Aufſtands, etwas umſtändlicher beſchäftigen ſoll. Sie zuerſt führte die willkürliche Gewalt in das innerſte Heiligthum ihrer Verfaſſung, lehrte ſie ein ſchreckliches Probeſtück ihrer Geſchicklichkeit ablegen und machte ſie gleichſam geſetzmäßig, indem ſie den

republikaniſchen Geiſt auf eine gefährliche Spitze ſtellte. So wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüber ſchweifte, erſtieg die monarchiſche Gewalt die äußerſte Höhe des Deſpotismus.

Nichts iſt natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewiſſensfreiheit. Der Menſch, oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfaſſung mit Menſchenwerth einmal bekannt geworden, die das Geſetz, das über ſie ſprechen ſoll, einzuſehen gewöhnt worden ſind, oder es auch ſelber erſchaffen haben, deren Geiſt durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeſchloſſen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlſtand erhoben worden, ein ſolches Volk und ein ſolcher Menſch werden ſich ſchwerer, als andere, in die blinde Herrſchaft eines dumpfen deſpotiſchen Glaubens ergeben und ſich früher, als andere, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umſtand mußte das Wachsthum der neuen Religion in dieſen Ländern begünſtigen. Italien, damals der Sitz der größten Geiſtesverfeinerung, ein Land, wo ſonſt immer die heftigſten politiſchen Faktionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildeſten Affekten erhitzt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäiſchen Ländern beinahe am meiſten von dieſer Neuerung frei. Aber einem romantiſchen Volk, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannigfaltigſten Zaubereien der Kunſt in einem ewigen Sinnengenuſſe erhalten wird war eine Religion angemeſſener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räthſel der Phantaſie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmſte Lehren ſich durch maleriſche Formen in die Seele einſchmeicheln. Einem Volke im Gegentheil, das, durch die Geſchäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer unpoetiſchen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt und auf Unkoſten der Einbildungskraft ſeine Menſchenvernunft ausbildet — einem ſolchen Volk wird ſich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Myſtik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeſchaut als begriffen werden kann. Mit kürzern Worten: Die katholiſche Religion wird im Ganzen mehr für ein Künſtlervolk, die proteſtantiſche mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dies vorausgesetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Deutschland und Calvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Ihre ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutschen und schweizerischen Truppen, welche Karl in diese Länder einführte, und die große Menge französischer, deutscher und englischer Flüchtlinge, die dem Schwert der Verfolgung, das in dem Vaterland ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Theil des niederländischen Adels studirte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erst gestiftet werden sollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die studirende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermischten und geschlossenen Volk konnten diese ersten Keime erdrückt werden. Der Zusammenfluß so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten mußte ihr erstes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen und unter der Hülle der Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und der Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Bettelei das verächtlichste Laster war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchsstand, lange anstößig gewesen sein. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, daß sie in diesem Stücke die Meinung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satyre, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnelleren Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatralischen Vorstellungen oder Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten.[1]

[1] A. G. d. v. Niederlande. II. Theil. 399; siehe die Note.

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlicheren Provinzen, zu der neuen Sekte bekannten, ist ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei weitem die gebornen Niederländer. Karl der Fünfte, der bei dieser großen Glaubenstrennung die Partie genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte austreten sollen. Der wiederaufstehende Geist der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigsten und nothwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abenteuerlichsten Fanatismus eben so gut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen sein werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts, als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandtschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faktion, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe, die ungeheuersten Verbrecher bekannten sich vor den Richtern zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fehlenden Menschheit herabgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, daß eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen —

ıb kein Wunder alſo, daß er die Waffen gegen ſie benutzte, die ſie
n ſelbſt aufgedrungen hatte!

Karl mußte ſich in den Niederlanden ſchon als abſoluten Fürſten
trachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutſchland angedeihen
ß, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von
r nachdrücklichen Gegenwehr unſerer Fürſten gezwungen, der neuen
ligion hier eine ruhige Uebung verſicherte, ließ er ſie dort durch
: grauſamſten Edikte verfolgen. Das Leſen der Evangeliſten und
oſtel, alle öffentlichen oder heimlichen Verſammlungen, zu denen
ır irgend die Religion ihren Namen gab, alle Geſpräche dieſes
halts, zu Hauſe und über Tiſche, waren in dieſen Edikten bei
engen Strafen unterſagt. In allen Provinzen des Landes wurden
ſondere Gerichte niedergeſetzt, über die Vollſtreckung der Edikte zu
chen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rückſicht ſeines
anges, ſeiner Bedienung verluſtig. Wer überwieſen wurde, ketze-
che Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zuſammen-
nften der Glaubensverbeſſerer beigewohnt zu haben, war zum Tode
dammt, Mannsperſonen mit dem Schwert hingerichtet, Weiber
er lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer.
ieſe fürchterlichen Urtheilsſprüche konnte ſelbſt der Widerruf des
rbrechers nicht aufheben. Wer ſeine Irrthümer abſchwur, hatte
chts dabei gewonnen, als höchſtens eine gelindere Todesart.[1]

Die Lehngüter eines Verurtheilten fielen dem Fiscus zu, gegen
e Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben geſtattet
ar, ſie mit wenigem Gelde zu löſen. Gegen ein ausdrückliches
hbares Vorrecht des holländiſchen Bürgers, nicht außerhalb ſeiner
ovinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen
r vaterländiſchen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribu-
le verurtheilt. So mußte die Religion dem Deſpotismus die Hand
hren, Freiheiten, die dem weltlichen Arm unverletzlich waren, mit
iligem Griff ohne Gefahr oder Widerſpruch anzutaſten.[2]

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang ſeiner Waffen
Deutſchland kühner gemacht, glaubte nun alles wagen zu dürfen

[1] Thuan. Hist. P. I. L. VI. 300. Grot. L. I.
[2] A. G. d. v. N. II. B. 547.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, zu der neuen Sekte bekannten, ist ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei weitem die gebornen Niederländer. Karl der Fünfte, der bei dieser großen Glaubenstrennung die Partie genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte austreten sollen. Der wiederaufkebende Geist der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigsten und nothwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abenteuerlichsten Fanatismus eben so gut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen sein werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts, als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandtschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faktion, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe, die ungeheuersten Verbrecher bekannten sich vor den Richter zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof in der fehlenden Menschheit herabgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, daß eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen

und kein Wunder alſo, daß er die Waffen gegen ſie benutzte, die ſie ihm ſelbſt aufgedrungen hatte!

Karl mußte ſich in den Niederlanden ſchon als abſoluten Fürſten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutſchland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unſerer Fürſten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung verſicherte, ließ er ſie dort durch die grauſamſten Edikte verfolgen. Das Leſen der Evangeliſten und Apoſtel, alle öffentlichen oder heimlichen Verſammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Geſpräche dieſes Inhalts, zu Hauſe und über Tiſche, waren in dieſen Edikten bei ſtrengen Strafen unterſagt. In allen Provinzen des Landes wurden beſondere Gerichte niedergeſetzt, über die Vollſtreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rückſicht ſeines Ranges, ſeiner Bedienung verluſtig. Wer überwieſen wurde, ketzeriſche Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zuſammenkünften der Glaubensverbeſſerer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannsperſonen mit dem Schwert hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Dieſe fürchterlichen Urtheilsſprüche konnte ſelbſt der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer ſeine Irrthümer abſchwur, hatte nichts dabei gewonnen, als höchſtens eine gelindere Todesart.[1]

Die Lehngüter eines Verurtheilten fielen dem Fiscus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben geſtattet war, ſie mit wenigem Gelde zu löſen. Gegen ein ausdrückliches koſtbares Vorrecht des holländiſchen Bürgers, nicht außerhalb ſeiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der vaterländiſchen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurtheilt. So mußte die Religion dem Deſpotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arm unverletzlich waren, mit heiligem Griff ohne Gefahr oder Widerſpruch anzutaſten.[2]

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang ſeiner Waffen in Deutſchland kühner gemacht, glaubte nun alles wagen zu dürfen

[1] Thuan. Hist. P. I. L. VI. 300. Grot. L. I.
[2] A. G. d. v. N. II. B. 547.

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY OF OXFORD LIBRARY

verbannt. Kein scheelsüchtiger Fremdling sperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm ging durch ihre eignen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gerne mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigenthum wühlten, während daß seine Statthalter preßten, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem anderen Grunde ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volk. An dem feierlichen Tag seiner Thronentsagung empfahl er ihm diese Länder als die reichsten Steine in seiner Krone und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der Zweite war in allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig, wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwerth, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienstbare Organe der Willkür behandelt und durch jede Aeußerung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren und unter der eisernen Zuchtruthe des Mönchthums erwachsen, forderte er auch von anderen die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte sein Temperament und seine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschsucht verwundeten. Er sprach keine andere als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person und hing mit Eigensinn an ihren Gebräuchen. Umsonst, daß der Erfindungsgeist aller flandrischen Städte, durch die er zog, in festbaren Festen wetteiferte, seine Gegenwart zu verherrlichen.[1] — Philipps Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, die

[1] Die Stadt Antwerpen allein verschwendete bei dieser Gelegenheit 260,000 Goldgulden. Meteren I. Theil, I. Bd. 21. 22.

die ihn den erſten Monarchieen Europens an die Seite ſetzte.[1] Dadurch ſchmeichelte er dem Nationalſtolze dieſes Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen ſeiner Herrſchaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in dieſen Provinzen auf, die ſo lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ ſie alle Früchte ihrer Betriebſamkeit ernten. Karl war alſo ein Wohlthäter dieſer Völker. Der Glanz ſeiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souveräns, der auch auf ſie zurückfloß, ihre republikaniſche Wachſamkeit beſtochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutſchlands, Frankreichs, Italiens und Afrikas umgab, erſchreckte die Faktionen. Und dann — wem iſt es nicht bekannt, wie viel der Menſch — er heiße Privatmann oder Fürſt — ſich erlauben darf, dem es gelungen iſt, die Bewunderung zu feſſeln! Seine öftere perſönliche Gegenwart in dieſen Ländern, die er, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, zu zehn verſchiedenen Malen beſuchte, hielt die Mißvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte ſtrenger und fertiger Juſtiz unterhielten das Schrecken der ſouveränen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schooß er erwachſen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der ſtrengen ſpaniſchen Gravität. Er redete ihre Sprache, und richtete ſich in ſeinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniell, die unnatürliche Scheidewand zwiſchen König und Volk, war aus Brüſſel

[1] Er war auch einmal Willens, ihn zu einem Königreich zu erheben; aber die weſentlichen Verſchiedenheiten der Provinzen unter einander, die ſich von Verfaſſung und Sitte bis zu Maß und Gewicht erſtreckten, brachten ihn von dieſem Vorſatz zurück. Weſentlicher hätte der Dienſt werden können, den er ihnen durch den burgundiſchen Vertrag leiſtete, worin ihr Verhältniß zu dem deutſchen Reiche feſtgeſetzt wurde. Dieſem Vertrage gemäß ſollten die ſiebenzehn Provinzen zu den gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen des deutſchen Reiches zweimal ſo viel als ein Kurfürſt, zu einem Türkenkriege dreimal ſo viel beitragen, dafür aber den mächtigen Schutz dieſes Reiches genießen, und an keinem ihrer beſondern Vorrechte Gewalt leiden. Die Revolution, welche unter ſeinem Sohne die politiſche Verfaſſung der Provinzen umänderte, hob dieſen Vergleich wieder auf, der, des geringen Nutzens wegen, den er geleiſtet, keiner weiteren Erwähnung verdient.

Nachdem der Kaiſer geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte ſein Geſicht auf deſſen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letztenmal. Es weinte alles, was herum ſtand. Es war eine unvergeßliche Stunde.[1]

Dieſem rührenden Gaukelſpiel folgte bald ein anderes. Philipp nahm von den verſammelten Staaten die Huldigung an, und legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgeleſen wurde: „Ich, Philipp, von Gottes Gnaden Prinz von Spanien, beider „Sicilien u. ſ. f., gelobe und ſchwöre, daß ich in den Ländern, „Grafſchaften, Herzogthümern u. ſ. f. ein guter und gerechter Her„ſein, daß ich aller Edeln, Städte, Gemeinen und Unterthanen „Privilegien und Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren ver„liehen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Herkommen, Ge-

[1] Strada, Dec. I. L. I. 4. 5. Meteren I. B. 1. Buch. 28. Thuan. Hist. P. I. L. XVI. 769.

„bräuche und Rechte, die sie jetzt überhaupt und insbesondere haben „und besitzen, wohl und getreulich halten und halten lassen, und „ferner alles dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten „Prinzen und Herrn von Rechtswegen zukommt. So müsse mir „Gott helfen und alle seine Heiligen!“[1]

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaisers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen seinen Sohn, sind schon in dieser Eidesformel sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfaßt war, als Karl der Fünfte selbst und alle burgundischen Herzoge sie beschworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leisteten,[2] wird ihm kein anderer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beistand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in diesem Huldigungseid der Stände nur der natürliche, der geborene Fürst, nicht Souverän oder Herr genannt, wie der Kaiser gewünscht hatte — Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Großmuth des neuen Landesherrn bildete!

Philipp der Zweite,
Beherrscher der Niederlande.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchsten Blüthe ihres Wohlstandes. Er war der erste ihrer Fürsten, der sie vollzählig antrat. Sie bestanden nunmehr aus siebenzehn Landschaften: den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafschaft Antwerpen,

[1] A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 515.
[2] Ebendaselbst 516.

und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher als er damals stand, konnte ihr Handel nicht mehr steigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber sie waren unerschöpflicher und reicher, als alle Minen in Amerika. Diese siebenzehn Provinzen, die zusammengenommen kaum den fünften Theil Italiens betragen und sich nicht über dreihundert flandrische Meilen erstrecken brachten ihrem Beherrscher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien seinen Königen trug, ehe diese noch die geistlichen Güter zu ihrer Krone schlugen. Dreihundert und fünfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke fest und ohne Mauern geschlossen, sechstausend dreihundert größere Flecken, geringere Dörfer Maiereien und Bergschlösser ohne Zahl vereinigen dieses Reich in ein einzige blühende Landschaft.[1] Eben jetzt stand die Nation in Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Ueberfluß hatten das Genie des Bürgers erhoben, seine Begriffe aufgehellt, seine Neigungen veredelt jede Blüthe des Geistes erschien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen strengeren Himmel gekältet, läßt die Leidenschaften hier weniger stürmen; Gleichmuth, Mäßigkeit und ausdauernde Geduld, Geschenke dieser nördlichern Zone; Redlichkeit Gerechtigkeit und Glaube, die nothwendigen Tugenden seines Gewerbes; und seiner Freiheit liebliche Früchte, Wahrheit, Wohlwollen und patriotischer Stolz spielen hier in sanftern Mischungen mit menschlicheren Lastern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrscht durch einen verständigen Fürsten, und keines schwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends ist die Volksstimme eine so unfehlbare Richterin der Regierung, als hier. Wahre Staatskunst kann sich in keiner rühmlichern Probe versuchen, und sieche gekünstelte Politik hat keine schlimmere zu fürchten.

Ein Staat, wie dieser, konnte mit Riesenstärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfniß seine Kraft aufbot, wenn eine kluge und schonende Verwaltung seine Quellen eröffnete. Karl der Fünfte verließ seinem Nachfolger eine Gewalt in diesen Län-

[1] Strada Dec. I. L. I. 17. 18. Thuan. II. 482.

dern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verschieden war. Das königliche Ansehen hatte sich merklich über die republikanische Macht erhoben, und diese zusammengesetzte Maschine konnte nunmehr beinahe so sicher und schnell in Bewegung gesetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, sonst so mächtige Adel folgte dem Souverän jetzt willig in seinen Kriegen, oder buhlte in Aemtern des Friedens um das Lächeln der Majestät. Die verschlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erschaffen, von denen sie allein die Vertheilerin war. Neue Leidenschaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikanischer Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüstigen lachenden Sklaverei. Das Vaterland als unumschränkter Satrap eines unumschränkten Herrn zu drücken oder zu plündern war eine mächtigere Reizung für die Habsucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertsten Theil der Souveränetät auf dem Reichstag mit ihm zu theilen. Ein großer Theil des Adels war überdies in Armuth und schwere Schulden versunken. Unter dem scheinbaren Vorwand von Ehrenbezeugungen hatte schon Karl der Fünfte die gefährlichsten Vasallen der Krone durch kostbare Gesandtschaften an fremde Höfe geschwächt. So wurde Wilhelm von Oranien mit der Kaiserkrone nach Deutschland und Graf von Egmont nach England geschickt, die Vermählung Philipps mit der Königin Maria zu schließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den Frieden zwischen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame Elisabeth zu stiften. Die Unkosten dieser Reise beliefen sich auf dreihunderttausend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller ersetzte. Als der Prinz von Oranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unkosten tragen, die diese Würde nothwendig machte. Wenn fremde Gesandte oder Fürsten nach Brüssel kamen, lag es den niederländischen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein speiste und niemals öffentliche Tafel gab. Die spanische Politik hatte noch sinnreichere Mittel erfunden, die reichsten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erschien einer von den castilianischen Großen

in Brüſſel, wo er eine Pracht verſchwendete und einen Aufwand machte, der ſein Vermögen weit überſtieg. Ihm darin nachzuſtehen hätte in Brüſſel für einen unauslöſchlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erſchöpfte in dieſen theuern Wettkämpfen ſein Vermögen, indeſſen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hauſe kehrte und die Verſchwendung eines einzigen Jahres durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmling um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländiſchen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verſtand. Freilich ſchlugen dieſe Künſte nachher nicht ſo glücklich für ſie aus, als ſie berechnet hatte; denn eben dieſe drückenden Schuldenlaſten machten den Adel jeder Neuerung günſtiger, weil derjenige, welcher alles verloren, in der allgemeinen Verwüſtung nur zu gewinnen hat.[1]

Die Geiſtlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht und mußte es ſein. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenſchaft des menſchlichen Geiſtes, und wie jene ſehen wir ſie vom Blödſinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erſtattet dem Deſpotismus die Hierarchie ſeine Dienſte wieder. Die Biſchöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majeſtät und immer bereit, dem Nutzen der Kirche und dem Staatsvortheil des Souveräns das Intereſſe des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Beſatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt und ihrer mächtigſten Stütze ſo ungewiß waren. Wie wenig erforderte es alſo, dieſes Uebergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer mußte das Verſehen ſein, wodurch es zu Grunde ging!

So groß Philipps Einfluß in dieſen Ländern war, ſo großes Anſehen hatte die ſpaniſche Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte ſich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichſter Nachbar, durch einen ſchweren

[1] Reidanus L. I. 2.

Krieg und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindiſchen Regierung ihr Haupt erhuben, ging ſchon mit ſchnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatz der Abſcheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte Eliſabeth von England ihren eignen, noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue, noch unbefeſtigte Kirche gegen die verborgenen Verſuche der Vertriebenen ſchützen. Erſt auf ihren ſchöpferiſchen Ruf ſollte dieſer Staat aus einer demüthigen Dunkelheit ſteigen und die lebendige Kraft, womit er ſeinen Nebenbuhler endlich darniederringt, von der fehlerhaften Politik dieſes letztern empfangen. Das deutſche Kaiſerhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das ſpaniſche geknüpft, und das wachſende Kriegsglück Solimans zog ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf den Oſten als auf den Weſten von Europa. Dankbarkeit und Furcht verſicherten Philipp die italieniſchen Fürſten, und das Conclave beherrſchten ſeine Geſchöpfe. Die Monarchieen des Nordens lagen noch in barbariſcher Nacht, oder fingen nur eben an, Geſtalt anzunehmen, und das Staatsſyſtem von Europa kannte ſie nicht. Die geſchickteſten Generale, zahlreiche ſieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldne Tribut, der nun erſt anfing, regelmäßig und ſicher aus Weſtindien einzulaufen — welche furchtbare Werkzeuge in der feſten und ſteten Hand eines geiſtreichen Fürſten! Unter ſo glücklichen Sternen eröffnete König Philipp ſeine Regierung.

Ehe wir ihn handeln ſehen, müſſen wir einen flüchtigen Blick in ſeine Seele thun und hier einen Schlüſſel zu ſeinem politiſchen Leben aufſuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in dieſem Gemüthe. Jene verſagten ihm ſein Blut und ſeine frühen finſtern Kinderjahre; dieſes konnten Menſchen ihm nicht geben, denen das ſüßeſte und mächtigſte Band an die Geſellſchaft mangelte. Zwei Begriffe, ſein Ich, und was über dieſem Ich war, füllten ſeinen dürftigen Geiſt aus. Egoismus und Religion ſind der Inhalt und die Ueberſchrift ſeines ganzen Lebens. Er war König und Chriſt, und war beides ſchlecht, weil er beides vereinigen wollte; Menſch für Menſchen war er niemals, weil er von ſeinem Selbſt nur aufwärts,

nie abwärts ſtieg. Sein Glaube war grauſam und finſter, denn ſeine Gottheit war ein ſchreckliches Weſen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Mann erſcheint ſie als Tröſterin, als Erretterin; ihm war ſie ein aufgeſtelltes Angſtbild, eine ſchmerzhafte, demüthigende Schranke ſeiner menſchlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen ſie war um ſo tiefer und inniger, je weniger ſie ſich auf andere Weſen vertheilte. Er zitterte knechtiſch vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an ſie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tauſende wüthen, und er ſelbſt verſpottete in der Perſon des Papſtes, ſeines Gefangenen, den Lehrſatz, dem er Menſchenblut opferte; Philipp entſchließt ſich zu dem gerechteſten Kriege gegen dieſen nur mit Widerwillen und Gewiſſensfurcht und begibt ſich aller Früchte ſeines Sieges, wie ein reuiger Miſſethäter ſeines Raubs. Der Kaiſer war Barbar aus Berechnung, ſein Sohn aus Empfindung. Der Erſte war ein ſtarker und aufgeklärter Geiſt, aber vielleicht ein deſto ſchlimmerer Menſch; der Zweite war ein beſchränkter und ſchwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten beſſere Menſchen geweſen ſein, als ſie wirklich waren, und im Ganzen nach denſelben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Perſon zur Laſt legen, iſt ſehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menſchlichen Natur. Eine Monarchie von dieſem Umfang war eine zu ſtarke Verſuchung für den menſchlichen Stolz und eine zu ſchwere Aufgabe für menſchliche Kräfte. Allgemeine Glückſeligkeit mit der höchſten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geiſt, der ſich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Menſch in der Lage des Schöpfers? Der Menſch kommt durch Claſſification ſeiner Beſchränkung zu Hilfe, gleich dem Naturforſcher ſetzt er Kennzeichen und eine Regel feſt, die ſeinem ſchwankenden Blick die Ueberſicht erleichtert, und wozu ſich alle Individuen bekennen müſſen; dieſes leiſtet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menſchenbruſt geſäet; indem ſie ſich dieſer Triebe bemächtigt, dieſe

Triebe einem Gegenſtande unterjocht, hat ſie Millionen ſelbſtändiger Weſen in ein einförmiges Abſtrakt verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menſchlichen Willkür verwirret ihren Beherrſcher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht iſt, mit ihm einverſtanden wirket. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit ſtille ſteht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle ſtreitenden Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müſſen. Das gemeinſchaftliche Ziel des Deſpotismus und des Prieſterthums iſt Einförmigkeit, und Einförmigkeit iſt ein nothwendiges Hilfsmittel der menſchlichen Armuth und Beſchränkung. Philipp mußte um ſo viel mehr Deſpot ſein, als ſein Vater, um ſo viel enger ſein Geiſt war; oder mit andern Worten: er mußte ſich um ſo viel ängſtlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabſteigen konnte. Was folgt aus dieſem allem? Philipp der Zweite konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfaſſung, weil er ohne dieſe nicht regieren konnte.

Und doch würde er ſeine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachſicht eröffnet haben, wenn er ſie früher angetreten hätte. In dem Urtheil, das man gewöhnlich über dieſen Fürſten fällt, ſcheint man auf einen Umſtand nicht genug zu achten, der bei der Geſchichte ſeines Geiſtes und Herzens billig in Betrachtung kommen ſollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den ſpaniſchen Thron beſtieg, und ſein frühe reifer Verſtand hatte vor der Zeit ſeine Volljährigkeit beſchleunigt. Ein Geiſt, wie der ſeinige, der ſeine Reife fühlte und mit größern Hoffnungen nur allzu vertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders als mit Widerwillen tragen; das überlegene Genie des Vaters, und die Willkür des Alleinherrſchers mußte den ſelbſtzufriedenen Stolz dieſes Sohnes drücken. Der Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, ſeinen Geiſt von kleineren Leidenſchaften abzuziehen und den ſtrengen Ernſt ſeines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade ſparſam genug, ſein Verlangen nach der unumſchränkten Gewalt deſto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Beſitz nahm, hatte ſie den Reiz der Neuheit für

ihn verloren. Die süße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sanftern Regung öffnet, und dem die Menschheit schon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längst vorbei, oder niemals gewesen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsätze widerstanden dieser wohlthätigen Erschütterung. Fünfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, sich zu diesem Uebergang anzuschicken und anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen seiner Regierung im Rausch einer müßigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelassen und ernsthaft genug sogleich in den gründlichen Besitz seiner Macht einzutreten und durch ihren vollständigsten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquisitionsgericht.

Philipp der Zweite sah sich nicht so bald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitz seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab und die Furcht seiner niederländischen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, solange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunal zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um

die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterstuhl und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu sein, daß kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten auflöse, entzog er sie den Bischöfen und der säcularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Kreaturen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franziskanermönch saß bei dem fürchterlichen Urtheil über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, sie auszuschließen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Censur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde Inquisitionsgerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Köln zu wenden.[1]

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprung und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im fünfzehnten Jahrhundert in Granada gefallen, und der saracenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Glück der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreich, und in der trüben Mischung ungleichartiger Gesetze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelsstriche der Heimath gehalten, kaufte sich mit dem Gaukelspiel verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen Nothwendigkeit los und fuhr an christlichen Altären fort, seinem Mahomed und Moses zu dienen. So lange es seine Gebete nach Mecca richtete, war Granada nicht

[1] Hopper Mémoires d. Troubles de Pays-bas in Vita Vigl. 65 sq.

unterworfen; ſo lange der neue Chriſt im Innerſten ſeines Hauſes wieder zum Juden und Muſelmann wurde, war er dem Thron nicht gewiſſer, als dem römiſchen Stuhl. Jetzt war es nicht damit gethan, dieſes widerſtrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der ſiegenden Kirche durch die ſchwachen Bande der Ceremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten und einen hartnäckigen Hang zu beſiegen, der durch die langſam wirkende Kraft von Jahrhunderten in ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſeine Geſetze gepflanzt worden und bei dem fortdauernden Einfluß des vaterländiſchen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollſtändigen Sieg über den feindlichen Gottesdienſt feiern und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle ſicher ſtellen, ſo mußte ſie den Grund ſelbſt unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; ſie mußte die ganze Form des ſittlichen Charakters zerſchlagen, an die er aufs innigſte geheftet ſchien. In den verborgenſten Tiefen der Seele mußte ſie ſeine geheimen Wurzeln ablöſen, alle ſeine Spuren im Kreiſe des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöſchen, jede Erinnerung an ihn abſterben laſſen, und wo möglich ſelbſt die Empfänglichkeit für ſeine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewiſſen und Ehre, die heiligen Gefühle der Geſellſchaft und der Natur ſind immer die erſten und nächſten, mit denen Religionen ſich miſchen, von denen ſie Stärke empfangen, und denen ſie ſie geben. Dieſe Verbindung mußte jetzt aufgelöſt, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltſam geriſſen werden — und ſollte es ſelbſt die Heiligkeit dieſer Empfindungen koſten. So wurde die Inquiſition, die wir zum Unterſchiede von den menſchlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die ſpaniſche nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, ſtieg zuerſt auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten und verfluchte mit dieſem Vermächtniß ſeinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geiſter heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge ſind Schrecken und Schande. Jede Leidenſchaft ſteht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbſt die Einſamkeit iſt nicht einſam für ſie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält ſelbſt in den

Tiefen der Seele die Freiheit gefeſſelt. Alle Inſtinkte der Menſchheit hat ſie herabgeſtürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Menſch ſonſt am heiligſten achtet. Alle Anſprüche auf ſeine Gattung ſind für einen Ketzer verſcherzt; mit der leichteſten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er ſein Geſchlecht ausgezogen. Ein beſcheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papſtes wird geahndet wie Vatermord und ſchändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den ſchrecklichen Fermenten der Peſt, die den geſundeſten Körper in ſchnelle Verweſung treiben. Selbſt das Lebloſe, das einem Ketzer angehörte, iſt verflucht; ihre Opfer kann kein Schickſal ihr unterſchlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollſtreckt, und das Grab ſelbſt iſt keine Zuflucht vor ihrem entſetzlichen Arme.

Die Vermeſſenheit ihrer Urtheilsſprüche kann nur von der Unmenſchlichkeit übertroffen werden, womit ſie dieſelben vollſtreckt. Indem ſie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltſamkeit des Aufzugs die Augen beluſtigt, entkräftet ſie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern, im Spott und in der Verachtung ertränkt ſie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtſtatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zuſammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerſt kommen Prieſter im Meßgewande und ſingen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man ſchwarze Teufelsgeſtalten abgemalt ſieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die ſich in eine Menſchenfigur endigt, um welche Feuerflammen ſchlagen und ſcheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlöſung nicht mehr. Dem Feuer gehört ſein ſterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle ſeine unſterbliche Seele. Ein Knebel ſperrt ſeinen Mund und verwehrt ihm, ſeinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch ſeine rührende Geſchichte zu wecken und die Geheimniſſe des heiligen Gerichts auszuſagen. An ihn ſchließt ſich die Geiſtlichkeit im feſtlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beſchließen den ſchauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu ſehen, die zu Grabe geleitet wird, und es iſt ein lebendiger

Menſch, deſſen Qualen jetzt das Volk ſo ſchauderhaft unterhalten ſollen. Gewöhnlich werden dieſe Hinrichtungen auf hohe Feſte gerichtet, wozu man eine beſtimmte Anzahl ſolcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauſes zuſammenſpart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen, und alsdann ſind ſelbſt die Könige zugegen. Sie ſitzen mit unbedecktem Haupte auf

einem niedrigern Stuhle als der Großinquiſitor, dem ſie an einem ſolchen Tage den Rang über ſich geben — und wer wird nun vor einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majeſtät ſelbſt verſinkt?[1]

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Calvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche dieſem Gericht ſeine

[1] Burgund. Histor. Belg. 126. 127. Hopper. 65. 66. 67. Grot. Annal. Belg. L. I. 8. 9. sq. Essay sur les Moeurs. Tom. III. Inquisition.

erſte Entſtehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Granada von den ſchwachen Ueberreſten der Saracenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniß der ganzen katholiſchen Chriſtenheit. Alle Inquiſitionen in Portugal, in Italien, Deutſchland und Frankreich nahmen die Form der ſpaniſchen an; ſie folgte den Europäern nach Indien und errichtete in Goa ein ſchreckliches Tribunal, deſſen unmenſchliche Proceduren uns noch in der Beſchreibung durchſchauern. Wohin ſie ihren Fuß ſetzte, folgte ihr die Verwüſtung; aber ſo, wie in Spanien, hat ſie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die ſie geopfert hat; die Geſchlechter der Menſchen erneuern ſich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die ſie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem ſpaniſchen Charakter verſchwinden. Eine geiſtreiche treffliche Nation hat ſie mitten auf dem Weg zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsſtrich, worin es einheimiſch war, das Genie verbannt und eine Stille, wie ſie auf Gräbern ruht, in dem Geiſt eines Volks hinterlaſſen, das vor vielen andern, die dieſen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den erſten Inquiſitor ſetzte Karl der Fünfte im Jahre 1522 in Brabant ein. Einige Prieſter waren ihm als Gehilfen an die Seite gegeben, aber er ſelbſt war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechſten beſtellte ſein Nachfolger, Clemens der Siebente, drei Inquiſitoren für alle niederländiſchen Provinzen, und Paul der Dritte ſetzte dieſe Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche ſich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahre 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer ausgeſchrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquiſition ausdrücklich Meldung geſchieht. Im Jahr 1550 ſah ſich Karl der Fünfte durch das ſchnelle Wachsthum der Sekten gezwungen, dieſe Edikte zu erneuern und zu ſchärfen, und bei dieſer Gelegenheit war es, wo ſich die Stadt Antwerpen der Inquiſition widerſetzte und ihr auch glücklich entging. Aber der Geiſt dieſer niederländiſchen Inquiſition war, nach dem Genius des Landes, menſchlicher, als in den ſpaniſchen Reichen, und noch hatte ſie kein Ausländer, noch weniger ein Do-

minikaner verwaltet. Zur Richtschnur dienten ihr die Edikte, welche jedermann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstößig, weil sie, so streng sie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen schien, und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieser letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu sein schien, den Geist dieses Volkes zu verderben und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der spanischen Inquisition wenig mehr, als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schooß der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreis seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Gesetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger und sehr selten sein Verbrechen; ein ruchloser teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu rathen und im Wahnwitz der Folterpein, oder im Ueberdruß einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mußten unnatürlich und schrecklich sein. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und un-

fehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Blutes und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst, und alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen, und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist.[1]

Andere Eingriffe in die Constitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein so unnatürliches Gericht, das selbst dem duldsameren Geiste der Spanier unerträglich gewesen war, einen Freistaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die spanische Kriegsmacht, die auch nach wiederhergestelltem Frieden beibehalten wurde und, der Reichsconstitution zuwider, die Grenzstädte anfüllte. Karl dem Fünften hatte man diese Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einsah und mehr auf seine guten Gesinnungen baute. Jetzt erblickte man in diesen Truppen nur die fürchterlichen Zurüstungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhaßten Hierarchie. Eine ansehnliche Reiterei, von Eingebornen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend und machte diese Ausländer entbehrlich. Die Zügellosigkeit und Raubsucht dieser Spanier, die noch große Rückstände zu fordern hatten und sich auf Unkosten des Bürgers bezahlt machten,

[1] Grotius. Lib. I. 9. 10.

vollendeten die Erbitterung des Volks und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, sie von den Grenzen zusammenzuziehen und in die seeländischen Inseln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüstet wurden, ging ihre Vermessenheit so weit, daß die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meer überlassen wollten, als länger von dem viehischen Muthwillen dieser rasenden Bande leiden.[1]

Sehr gern hätte Philipp diese Spanier im Lande behalten, um durch sie seinen Edikten mehr Kraft zu geben und die Neuerungen zu unterstützen, die er in der niederländischen Verfassung zu machen gesonnen war. Sie waren ihm gleichsam die Gewährsmänner der allgemeinen Ruhe und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deßwegen ließ er nichts unversucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsstände auszuweichen, welche diese Spanier entfernt wissen wollten, und erschöpfte bei dieser Gelegenheit alle Hilfsmittel der Chikane und Ueberredung. Bald fürchtete er einen plötzlichen Ueberfall Frankreichs, das, von wüthenden Faktionen zerrissen, sich gegen einen einheimischen Feind kaum behaupten kann, bald sollen sie seinen Sohn Don Carlos an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie Willens war, aus Castilien zu lassen. Ihre Unterhaltung soll der Nation nicht zur Last fallen, er selbst will aus seiner eignen Schatulle alle Kosten davon bestreiten. Um sie mit desto bessern Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiß ihren rückständigen Sold zurück, da er sie doch sonst den einheimischen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiß würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuschläfern und den allgemeinen Unwillen zu versöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont, den Oberbefehl über diese Truppen an; beide aber schlugen seinen Antrag aus, mit der edelmüthigen Erklärung, daß sie sich nie entschließen würden, gegen die Gesetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, seine Spanier im Lande zu lassen, desto hartnäckiger bestunden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstag

[1] Allg. Gesch. der verein. Niederl. III. Band. 21. Buch. S. 23 u. f. f.

u Gent mußte er mitten im Kreis ſeiner Höflinge eine republikaniſche Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unſerm Schutze?“ ſagte Jm der Syndikus von Gent. „Etwa, damit uns die übrige Welt ür zu leichtſinnig oder gar für zu blödſinnig halte, uns ſelbſt zu ertheidigen? Warum haben wir Frieden geſchloſſen, wenn uns die aſten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege ſchärfte ie Nothwendigkeit unſere Geduld, in der Ruhe unterliegen wir einen Leiden. Oder werden wir dieſe ausgelaſſene Bande in Ordung halten, da deine eigene Gegenwart nicht ſo viel vermocht hat? ier ſtehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen und hreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüſte, nd darum haſt du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unſere Städte zu Einöden werden, wie ſie nothwendig werden müſſen, wenn u ſie nicht von dieſen Zerſtörern erlöſeſt? Vielleicht willſt du dich egen einen Ueberfall unſerer Nachbarn verwahren? Dieſe Vorſicht t weiſe, aber das Gerücht ihrer Rüſtung wird lange Zeit ihren Waffen voraneilen. Warum mit ſchweren Koſten Fremdlinge miethen, ie ein Land nicht ſchonen werden, das ſie morgen wieder verlaſſen müſſen? Noch ſtehen tapfere Niederländer zu deinen Dienſten, denen ein Vater in weit ſtürmiſcheren Zeiten die Republik anvertraute. Warum willſt du jetzt ihre Treue bezweifeln, die ſie ſo viele Jahrunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten ie nicht vermögend ſein, den Krieg ſo lange hinzuhalten, bis deine Bundesgenoſſen unter ihre Fahnen eilen, oder du ſelbſt aus der Nachbarſchaft Hilfe ſendeſt?“ Dieſe Sprache war dem König zu neu, und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er ſie ſogleich hätte beantworten können. „Ich bin auch ein Ausländer!“ rief er endlich, ‚will man nicht lieber gar mich ſelbſt aus dem Lande jagen?“ Zugleich ſtieg er vom Throne und verließ die Verſammlung, aber dem Sprecher war ſeine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewußt hätte, daß dieſe Truppen ihnen zur Laſt fielen, ſo würde er ſchon Anſtalt gemacht haben, ſie gleich ſelbſt mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieſes freilich zu ſpät, weil ſie unbezahlt nicht abreiſen würden; doch verſpreche er ihnen auf das heiligſte, daß dieſe Laſt ſie nicht über vier Monate mehr drücken ſollte. Nichts deſto weniger blieben

iese Truppen ſtatt dieſer vier Monate noch achtzehn im Lande, und
ürden es vielleicht noch ſpäter verlaſſen haben, wenn das Bedürfniß
es Reichs ſie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht
ätte.[1]

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigſten Aemter
es Landes veranlaßte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen
Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern ſo anſtößig, als
ieſes, welches Fremdlinge von Bedienungen ausſchließt, und keines
atten ſie eifriger zu untergraben geſucht.[2] Italien, beide Indien
nd alle Provinzen dieſer ungeheuren Monarchie waren ihrer Hab-
ucht und ihrem Ehrgeiz geöffnet; nur von der reichſten unter allen
chloß ſie ein unerbittliches Grundgeſetz aus. Man überzeugte den
Monarchen, daß die königliche Gewalt in dieſen Ländern nie würde
eſeſtigt werden können, ſo lange ſie ſich nicht fremder Werkzeuge
azu bedienen dürfte. Schon der Biſchof von Arras, ein Burgunder
on Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden,
nd jetzt ſollte auch der Graf von Feria, ein Caſtilianer, Sitz und
Stimme im Staatsrath erhalten. Aber dieſe Unternehmung fand
inen herzhaftern Widerſtand, als die Schmeichler des Königs ihr
atten erwarten laſſen, und ſeine deſpotiſche Allmacht ſcheiterte hier
nal an den Künſten Wilhelms von Oranien und der Feſtigkeit
er Staaten.[3]

[1] Burgund. L. I. p. 38. 39. 40. Reidan. L. I. p. 1. Meteren I. b.
. Buch. 47.

[2] Reidan. L. I p. 1.

[3] Grot. Annal. L. 1. p. 13

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden ſeine Regierung an, und dies waren ihre Beſchwerden, als er im Begriff ſtund, ſie zu verlaſſen. Lange ſchon ſehnte er ſich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo ſo Vieles ſeine Neigungen leidigte, ſein deſpotiſcher Geiſt an den Geſetzen der Freiheit ſo unge- ime Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich :ſe Entfernung; die Rüſtungen Solimans zogen ihn nach dem üden, und auch Spanien fing an ſeinen Herrn zu vermiſſen. Die ahl eines oberſten Statthalters für die Niederlande war die Haupt- gelegenheit, die ihn jetzt noch beſchäftigte. Herzog Emanuel hilibert von Savoyen hatte ſeit der Abdankung der Königin aria von Ungarn dieſe Stelle bekleidet, welche aber, ſo lange r König in den Niederlanden ſelbſt anweſend war, mehr Ehre als irklichen Einfluß gab. Seine Abweſenheit machte ſie zu dem wich- ſten Amt in der Monarchie und dem glänzendſten Ziele, wornach r Ehrgeiz eines Bürgers nur ſtreben konnte. Jetzt ſtand ſie durch e Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau- ambreſis wieder in den Beſitz ſeiner Lande geſetzt hatte. Die bei- ihe unumſchränkte Gewalt, welche dem Oberſtatthalter verliehen erden mußte, die Fähigkeiten und Kenntniſſe, die ein ſo ausge- hnter und delicater Poſten erforderte, vorzüglich aber die gewagten nſchläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Aus- hrung von ihm abhängen ſollte, mußten nothwendig dieſe Wahl ſchweren. Das Geſetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen ntfernt, macht bei dem Oberſtatthalter eine Ausnahme.* Da er icht aus allen ſiebenzehn Provinzen zugleich gebürtig ſein kann, ſo : es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eiferſucht nes Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von iner Grenze zu Hauſe wäre, kein größeres Recht dazu einräumen,

als dem Sicilianer, der eine andere Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber ſchien der Vortheil der Krone ſelbſt einen niederländiſchen Bürger zu begünſtigen. Ein geborner Brabanter zum Beiſpiel, deſſen Vaterland ſich mit uneingeſchränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich ſchon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über ſeine geringfügigſten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in einer Provinz ihre Abſichten durchgeſetzt, ſo war die Widerſetzung der übrigen eine Kühnheit, die ſie auf das ſtrengſte zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinſchaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfaſſungen gleichſam untergegangen; der Gehorſam einer einzigen war ein Geſetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wußte, war für alle andern verloren.

Unter den niederländiſchen Großen, die auf die Oberſtatthalterſchaft Anſpruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünſche der Nation zwiſchen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienſte dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu dieſem Poſten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächſt an den Thron geſtellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerſt unter den Würdigſten ſuchte, ſo mußte es nothwendig auf einen von dieſen beiden fallen. Da wir in der Folge dieſer Geſchichte beide Namen oft werden nennen müſſen, ſo kann die Aufmerkſamkeit des Leſers nicht frühe genug auf ſie gezogen werden.

Wilhelm der Erſte, Prinz von Oranien, ſtammte aus dem deutſchen Fürſtenhauſe Naſſau, welches ſchon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem öſterreichiſchen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen und dem deutſchen Reich einen Kaiſer gegeben hatte. Außer verſchiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieſes Staats und einem gebornen Vaſallen Spaniens machten, beſaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürſtenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg, in der Grafſchaft Naſſau, von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Naſſau, deſſelben Namens, hatte die pre-

teſtantiſche Religion angenommen, worin er auch ſeinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben ſchon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn ſehr jung an ſeinen Hof und ließ ihn in der römiſchen aufwachſen. Dieſer Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann ſchon erkannte, behielt ihn neun Jahre um ſeine Perſon, würdigte ihn ſeines eigenen Unterrichts in Regierungsgeſchäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über ſeine Jahre ging; ihm allein war es erlaubt, um den Kaiſer zu bleiben, wenn er fremden Geſandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe ſchon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verſchwiegenen zu verdienen. Der Kaiſer erröthete iegar nicht, einmal öffentlich zu geſtehen, daß dieſer junge Menſch ihm öfters Anſchläge gebe, die ſeiner eignen Klugheit würden entgangen ſein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiſt eines Mannes hegen, der in einer ſolchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte ſchon zwei öffentliche Beweiſe der höchſten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausſchließung aller Großen ſeines Hofs, das ehrenvolle Amt, ſeinem Bruder Ferdinand die Kaiſerkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiſerliche Armee in den Niederlanden commandierte, von ſeinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiſer ihm den Oberbefehl über dieſe Truppen an, gegen die Vorſtellungen ſeines ganzen Kriegsraths, dem es allzu gewagt ſchien, dem erfahrnen franzöſiſchen Feldherrn einen Jüngling entgegen zu ſetzen. Abweſend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar ſeiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn ſeine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunſt, in welcher dieſer Prinz bei dem Vater geſtanden hatte, wäre allein ſchon ein wichtiger Grund geweſen, ihn von dem Vertrauen ſeines Sohnes auszuſchließen. Philipp, ſcheint es, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, den ſpaniſchen Adel an dem niederländiſchen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte dieſen letztern ſtets unterſchieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und

blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war, — einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, — bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, — stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Wein, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geists nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und

Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieſer Aufwand auf ſeine Abſichten werfen konnte. Aber dieſe Verſchwendungen unterhielten den Glanz ſeines Namens bei dem Volk, dem nichts mehr ſchmeichelt, als die Schätze des Vaterlands vor Fremdlingen aus-

Wilhelm von Oranien.

geſtellt zu ſehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er geſehen wurde, erhöhte den Werth der Leutſeligkeit, zu der er herabſtieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verſchwörung geboren, als Wilhelm der Verſchwiegene. Ein durchdringender feſter Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, ſchnelle Beſitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle

Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem größten Kenner der Gemüther, nicht dem mißtrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eignen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht weil er den Fürsten des Macchiavell zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hilfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenig Bedenken zum

Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.[1]

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geisel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mitgearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nahe anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicherweise dem König von Spanien in die Hände.[2] Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschluß über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser im letzten Akte seines Lebens auf seinen Schultern ruhete, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oesterreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig.

[1] Strada Dec. I. L. I. p. 24 und L. III. p. 55 sq. Grot. Annal. L. I. p. 7. Reidan. L. III. 59. Meurs. Guil. Auriac. L. I. p. 2 sq. Burg. 65. 66.

[2] Strada Dec. I. L. III. p. 56. Thuan. I. 1010. Reid. L. I. p. 2.

Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geſchlagen; die Kriege dieſes Kaiſers waren die Schule ſeines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden ſeines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarſten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beſchleunigt worden, und der flämiſche Stolz machte ſich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit ſeiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen ſeiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwiſchen ihm und dem Vaterland, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte ſich im Anſchauen derer, die ihm das Theuerſte waren. Jede öffentliche Erſcheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte ſein Leben; in der Ruhmredigkeit ſeiner Kriegsgefährten lebten ſeine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anſtand und Leutſeligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterſchaft, ſchmückten mit Grazie ſein Verdienſt. Auf einer freien Stirn erſchien ſeine freie Seele; ſeine Offenherzigkeit verwaltete ſeine Geheimniſſe nicht beſſer, als ſeine Wohlthätigkeit ſeine Güter, und ein Gedanke gehörte allen, ſobald er ſein war. Sanft und menſchlich war ſeine Religion, aber wenig geläutert, weil ſie von ſeinem Herzen und nicht von ſeinem Verſtande ihr Licht empfing. Egmont beſaß mehr Gewiſſen, als Grundſätze; ſein Kopf hatte ſich ſein Geſetzbuch nicht ſelbſt gegeben, ſondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menſchen waren böſe oder gut, und hatten nichts Böſes oder Gutes; in ſeiner Sittenlehre fand zwiſchen Laſter und Tugend keine Vermittlung ſtatt; darum entſchied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein beſſerer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieſer ſah die Welt, wie ſie wirklich war; Egmont in dem magiſchen Spiegel einer verſchönernden Phantaſie. Menſchen, die das Glück mit einem Lohn überraſchte, zu welchem ſie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden ſehr leicht verſucht, den nothwendigen

uſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung überhaupt zu rlernen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere underkraft einzuſchalten, der ſie endlich tollbreiſt, wie Cäſar ſei- m Glücke, vertrauen. Von dieſen Menſchen war Egmont. runken von Verdienſten, welche die Dankbarkeit gegen ihn über- ieben hatte, taumelte er in dieſem ſüßen Bewußtſein, wie in einer blichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nichts, weil er dem un- hern Pfande vertraute, das ihm das Schickſal in der allgemeinen ebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. elbſt die ſchrecklichſte Erfahrung des ſpaniſchen Meineids konnte chher dieſe Zuverſicht nicht aus ſeiner Seele vertilgen, und auf m Blutgerüſte ſelbſt war Hoffnung ſein letztes Gefühl. Eine zärt- he Furcht für ſeine Familie hielt ſeinen patriotiſchen Muth an einern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu tern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm on Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt nen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen erth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, gmont iſt nie mehr als ein Fläminger geweſen.[1]

Philipp der Zweite ſtand noch in der Schuld des Siegers i St. Quentin, und die Oberſtatthalterſchaft der Niederlande ſchien einzig würdige Belohnung ſo glänzender Verdienſte zu ſein. burt und Anſehen, die Stimme der Nation und perſönliche Fähig- ten ſprachen ſo laut für Egmont als für Oranien, und wenn ſer übergangen wurde, ſo konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von ſo gleichem Verdienſt hätten Philipp ſeiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den nn gekommen wäre, ſich für einen von beiden zu beſtimmen. Aber n die Vorzüge, mit welchen ſie ihr Recht darauf unterſtützten, ren es, was ſie ausſchloß; und gerade durch dieſe feurigen ünſche der Nation für ihre Erhebung hatten ſie ihre Anſprüche auf ſen Poſten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den ederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und Kraft des Volkes zu Gebote ſtand. Egmonts Abkunft von

[1] Grotii Annal. L. I. p. 7. Strada L. I. 23 und L. III. 84.

den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.[1]

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu diesem Amt in Vorschlag gebracht wurden, war auch Christina, Herzogin von Lothringen und Muhme des Königs, die sich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Christina wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deßwegen, weil sie dem niederländischen Volk und dem Prinzen von Oranien willkommen war.[2]

Margaretha von Parma, Oberstatthalterin der Niederlande.

Indem die allgemeine Erwartung noch gespannt ist, wer über das Schicksal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erscheint an den Grenzen des Landes Herzogin Margaretha von Parma, von dem König aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margaretha war eine natürliche Tochter Karls des Fünften, von einem niederländischen Fräulein Vangeest 1522

[1] Strada Dec. I. L. I. 24. Grot. Annal. p. 12.
[2] Burgund. L. I. 23 sq. Strada Dec. I. L. I. 24. 25.

geboren. Um die Ehre ihres Hauſes zu ſchonen, wurde ſie anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit als Ehre beſaß, war nicht ſehr beſorgt, das Geheimniß ihres Urſprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaiſerstochter. Noch als Kind wurde ſie der Statthalterin Margaretha, ihrer Großtante, nach Brüſſel zur Erziehung gegeben, welche ſie in ihrem achten Jahre verlor und mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schweſter des Kaiſers, vertauſchte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte ſie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber dieſe Verbindung in der Folge wieder aufgelöſt worden, beſtimmte man ſie Alexandern von Medicis, dem neuen Herzog von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermählung auch wirklich nach der ſiegreichen Rückkehr des Kaiſers aus Afrika in Neapel begangen wurde. Noch im erſten Jahr einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein gewaltſamer Tod den Gemahl, der ſie nicht lieben konnte, und zum drittenmal muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Octavius Farneſe, ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote Pauls des Dritten, erhält mit ihrer Perſon die Herzogthümer Parma und Piacenza zum Brautſchatz, und Margaretha wird, durch ein ſeltſames Schickſal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie ſie ehemals, als Kind, einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geiſt machte dieſe letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweiſe ſpottete ihres Geſchlechts. Nach dem Beiſpiel ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieſer Liebhaberei den Tod fand, war ſie eine leidenſchaftliche Jägerin und hatte dabei ihren Körper ſo abgehärtet, daß ſie alle Strapazen dieſer Lebensart, trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang ſelbſt zeigte ſo wenig weibliche Grazie, daß man vielmehr verſucht war, ſie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren ſie durch dieſe Grenzenverletzung ſpottet hatte, rächte ſich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Dieſe ſo ſeltenen Eigenſchaften krönte ein ueber Mönchsglaube, den Ignatius Loyola, ihr Gewiſſensrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte in ihre Seele zu pflanzen.

Unter den Liebeswerken und Bußübungen, womit ſie ihre Eitelkeit kreuzigte, iſt eine der merkwürdigſten, daß ſie in der Charwoche jedes Jahres einer gewiſſen Anzahl Armen, denen auf das ſchärfſte unterſagt war, ſich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wuſch, ſie bei Tiſche wie eine Magd bediente und mit reichen Geſchenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr, als dieſen letzten Charakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König vor allen ihren Nebenbuhlern gab; aber ſeine Vorliebe für ſie wurde zugleich durch die beſten Gründe der Staatskunſt gerechtfertigt. Margaretha war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erſte Jugend unter dieſem Volke verlebt und viel von ſeinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen ſie erwachſen war, hatten ſie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieſes eigenthümliche Volk am beſten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geiſt und einem beſondern Sinn für Geſchäfte, den ſie ihren Erzieherinnen abgelernt und nachher in der italieniſchen Schule zu größerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren ſeit mehreren Jahren an weibliche Regierungen gewöhnt, und Philipp hoffte vielleicht, daß das ſcharfe Eiſen der Tyrannei, deſſen er ſich jetzt gegen ſie bedienen wollte, von weiblichen Händen ſanfter einſchneiden würde. Einige Rückſicht auf ſeinen Vater, der damals noch lebte, und dieſer Tochter ſehr wohl wollte, ſoll ihn, wie man behauptet, bei dieſer Wahl gleichfalls geleitet haben, ſo wie es auch wahrſcheinlich iſt, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Bitte abſchlagen mußte, durch dieſe Aufmerkſamkeit für ſeine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzogin von ſeinen italieniſchen Staaten umfangen und zu jeder Zeit ſeinen Waffen bloßgeſtellt waren, ſo konnte er mit um ſo weniger Gefahr die höchſte Gewalt in ihre Hände geben. Zu ſeiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farneſe, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue, an ſeinem Hof. Alle dieſe Gründe zuſammen hatten Gewicht genug, den König für ſie zu beſtimmen; aber ſie wurden entſcheidend, weil der Biſchof von Arras und der Herzog von Alba ſie unterſtützten. Letzterer, ſcheint es, weil er alle übrigen Mitbewerber haßte oder beneidete; jener, weil ſeine Herrſchbegierde

wahrſcheinlich ſchon damals die große Befriedigung ahnete, die in dem ſchwankenden Gemüth dieſer Fürſtin für ſie bereitet lag.[1]

Philipp empfing die neue Regentin mit einem glänzenden Gefolge an der Grenze des Landes und führte ſie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalſtaaten waren verſammelt worden. Da er nicht Willens war, ſo bald nach den Niederlanden zurückzukehren, ſo wollte er noch, ehe er ſie gänzlich verließ, die Nation durch einen ſolennen Reichstag befriedigen und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanktion und geſetzmäßige Stärke geben. Zum letztenmal zeigte er ſich hier ſeinem niederländiſchen Volk, das von nun an ſein Schickſal nur aus geheimnißvoller Ferne empfangen ſollte. Den Glanz dieſes feierlichen Tages zu erheben, ſchlug er eilf neue Ritter des goldenen Vließes, ließ ſeine Schweſter auf einem Stuhl neben ſich niederſitzen und zeigte ſie der Nation als ihre künftige Beherrſcherin. Alle Beſchwerden des Volkes über die Glaubensedikte, die Inquiſition, die Zurückhaltung der ſpaniſchen Truppen, die aufgelegten Steuern und die geſetzwidrige Einführung Fremder in die Aemter des Landes kamen auf dieſem Reichstag in Bewegung und wurden von beiden Theilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit Liſt abgewieſen oder ſcheinbar gehoben, andere durch Machtſprüche zurückgeſchlagen. Weil er ein Fremdling in der Landesſprache war, redete der König durch den Mund des Biſchofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten ſeiner Regierung auf, verſicherte ſie ſeiner Gnade fürs Künftige und empfahl den Ständen noch einmal aufs ernſtlichſte die Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die ſpaniſchen Truppen, verſprach er, ſollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, ſich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, um dieſen Truppen ihre Rückſtände bezahlen zu können. Ihre Landesgeſetze ſollten unangefochten bleiben, die Auflagen ſie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Inquiſition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung ver-

[1] Burgund. L. I. 23 sq. Strada Dec. I. L. I. 24 bis 30. Meteren II. B. 61. Recueil et Mémorial des Troubles des Pays-bas (autore Hoppero). T. II. Vita Vigl. 18. 19.

walten. Bei der Wahl einer Oberſtatthalterin, ſetzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünſche der Nation zu Rathe gezogen und für eine Eingeborne entſchieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan ſei. Er ermahnte ſie alſo, durch ihre Dankbarkeit ſeine Wahl zu ehren und ſeiner Schweſter, der Herzogin, wie ihm ſelbſt zu gehorchen. Sollten, ſchloß er, unerwartete Hinderungen ſich ſeiner Wiederkunft entgegenſetzen, ſo verſpreche er ihnen, an ſeiner Statt den Prinzen Karl, ſeinen Sohn, zu ſenden, der in Brüſſel reſidiren ſollte.[1]

Einige beherztere Glieder dieſer Verſammlung wagten noch einen letzten Verſuch für die Gewiſſensfreiheit. Jedem Volk, meinten ſie, müſſe nach ſeinem Nationalcharakter begegnet werden, wie jedem einzelnen Menſchen nach ſeiner Leibesconſtitution. So könne man zum Beiſpiel den Süden unter einem gewiſſen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, ſetzten ſie hinzu, würden ſich die Fläminger zu einem Joche verſtehen, worunter ſich die Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Aeußerſte wagen. Dieſe Vorſtellung unterſtützten auch einige Räthe des Königs und drangen ernſtlich auf Milderung jener ſchrecklichen Glaubensedikte. Aber Philipp blieb unerbittlich. Lieber nicht herrſchen, war ſeine Antwort, als über Ketzer.[2]

Nach einer Einrichtung, die ſchon Karl der Fünfte gemacht hatte, waren der Oberſtatthalterin drei Rathsverſammlungen oder Kammern zugegeben, welche ſich in die Verwaltung der Reichsgeſchäfte theilten. So lange Philipp ſelbſt in den Niederlanden anweſend war, hatten dieſe drei Gerichte ſehr viel von ihrer Gewalt verloren und das erſte von ihnen, der Staatsrath, beinahe ganz geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen ſie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrath, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, ſaßen der Biſchof von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, der Präſident des geheimen Rathes

[1] Burg. L. I. 34. 37. A. G. d. v. N. III. B. 25. 26. Strada L. I. 8.
[2] Bentivogl. L. I. p. 10.

Viglius von Zuichem, von Aytta, und der Graf von Barlaimont, Präſident des Finanzraths. Alle Ritter des goldnen Vließes, alle Geheimräthe und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der ſchon durch Karl den Fünften dem geheimen Rath in Brüſſel untergeben worden war, hatten im Staatsrath Sitz und Stimme, wenn ſie von der Oberſtatthalterin ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrath, und der geheime Rath beſchäftigte ſich mit dem Gerichtsweſen und der bürgerlichen Ordnung des Landes und fertigte die Begnadigungsſcheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterſchaften der Provinzen wurden entweder neu beſetzt, oder die alten beſtätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Weſtfriesland, mit der Grafſchaft Burgund, der Prinz von Oranien; der Graf von Aremberg Oſtfriesland, Oberyſſel und Gröningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Barlaimont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Chateau-Cambreſis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und ſein Gebiet. Andere Provinzen wurden Andern gegeben, welche unſerer Aufmerkſamkeit weniger würdig ſind. Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, dem der Graf von Megen in der Statthalterſchaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländiſchen Seemacht beſtätigt. Jeder Provinzſtatthalter war zugleich Ritter des Vließes und Mitglied des Staatsraths. Jeder hatte in der Provinz, der er vorſtand, das Commando über das Kriegsvolk, welches ſie deckte, die Oberaufſicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtsweſen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtsſachen nichts zu ſagen hatte. Brabant allein ſtand unmittelbar unter der Oberſtatthalterin, welche, dem Herkommen gemäß, Brüſſel zu ihrem beſtändigen Wohnſitz erwählte. Die Einſetzung des Prinzen von Oranien in ſeine Statthalterſchaften geſchah eigentlich gegen die Conſtitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereien, die er in den Provinzen zerſtreut beſaß, oder als Vormund ſeines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das uneingeſchränkte Vertrauen der Nation in ſeine Geſinnungen,

erſetzten an wirklichem Anſpruch, was ihm an einem zufälli
abging.[1]

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn ſie vollzä
war, aus dreitauſend Pferden beſtehen ſollte, jetzt aber nicht
über zweitauſend betrug, wurde in vierzehn Escadronen vertl
über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, noch der H
von Arſchot, die Grafen von Hoogſtraten, Boſſu, R
und Brederode den Oberbefehl führten. Dieſe Reiterei, w
durch alle ſiebenzehn Provinzen zerſtreut war, ſollte nur für ſi
Bedürfniſſe fertig ſtehen; ſo wenig ſie auch zu größern U
nehmungen hinreichte, ſo war ſie doch zur Aufrechthaltung der in
Ruhe des Landes genug. Ihr Muth war geprüft, und die ve
Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa
breitet.[2] Außer ihr ſollte auch noch Fußvolk angenommen
den, wozu ſich aber die Staaten bis jetzt nicht verſtehen wo
Von den ausländiſchen Truppen waren noch einige deutſche
menter im Dienſt, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die
tauſend Spanier, über welche ſo viel Beſchwerde geführt w
ſtanden unter zwei ſpaniſchen Anführern, Mendoza und Ro
und lagen in den Grenzſtädten in Beſatzung.

Unter den niederländiſchen Großen, welche der König bei
Stellenbeſetzung vorzüglich auszeichnete, ſtehen die Namen des G
von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. S
ſchon damals der Haß gegen dieſe beiden, und gegen den le
beſonders, bei ihm Wurzel gefaßt hatte, ſo gab er ihnen de
dieſe öffentlichen Merkmale ſeiner Gunſt, weil ſeine Rache noch
reif war, und das Volk ſie ſchwärmeriſch verehrte. Beider
wurden ſteuerfrei erklärt,[3] die einträglichſten Statthalterſchaften
den ihnen gegeben; durch das angebotene Commando über di
rückgelaſſenen Spanier ſchmeichelte er ihnen mit einem Vertr
das er ſehr entfernt war wirklich in ſie zu ſetzen. Aber zu eb

[1] Meteren I. Bd. 1. Buch. 46. Burgund. L. I. p. 7. 25. 30. 34. S
L. I. 20 sq. A. G. d. v. N. III. 21.

[2] Burgund L. I. 26. Strada L. I. 21 sq. Hopper. 18. 19 sq. T
T. II. 489.

[3] Wie auch des Grafen von Hoorn. A. G. d. v. N. III. B. 8.

it, wo er den Prinzen durch dieſe öffentlichen Beweiſe ſeiner Achtung pflichtete, wußte er ihn insgeheim deſto empfindlicher zu verwun-n. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hauſe thringen dieſen verdächtigen Vaſallen zu kühnern Anſchlägen ver-ten möchte, hintertrieb er die Heirath, die zwiſchen ihm und einer inzeſſin dieſes Hauſes zu Stande kommen ſollte, und zernichtete ine Hoffnung, die ihrer Erfüllung ſo nahe war; eine Kränkung, elche der Prinz ihm niemals vergeben hat.[1] Der Haß gegen dieſen wann es ſogar einmal über ſeine angeborne Verſtellungskunſt und rleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp den Zweiten inzlich verkennen. Als er zu Vließingen an Bord ging und die roßen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er ſich ſo weit, m Prinzen rauh anzulaſſen und ihn öffentlich als den Urheber der andriſchen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßi-ung, daß nichts geſchehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem ntrieb und den rechtmäßigſten Beweggründen gethan. Nein, ſagte hilipp, indem er ſeine Hand ergriff und ſie heftig ſchüttelte, nicht ie Staaten, ſondern Sie! Sie! Sie! Der Prinz ſtand verſtummt; nd ohne des Königs Einſchiffung abzuwarten, wünſchte er ihm ne glückliche Reiſe und ging nach der Stadt zurück.[2] So machte rivathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche Wilhelm gegen n Unterdrücker eines freien Volks längſt ſchon im Buſen trug, nd dieſe doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unter-hmen zur Reife, das der ſpaniſchen Krone ſieben ihrer edelſten teine entriſſen hat.

Philipp hatte ſeinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, n er die Niederlande noch ſo gnädig entließ. Die geſetzmäßige Form es Reichstags, dieſe Willfährigkeit, ſeine Spanier aus ihren renzen zu führen, dieſe Gefälligkeit, die wichtigſten Aemter des ndes durch die Lieblinge des Volkes zu beſetzen, und endlich das pfer, das er ihrer Reichsverfaſſung brachte, da er den Grafen von eria aus dem Staatsrath wieder zurücknahm, waren Aufmerkſam-iten, deren ſich ſeine Großmuth in der Folge nie wieder ſchuldig achte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen

[1] Watson. T. I. 137.

[2] Vie et Généalogie de Guillaume I., Prince d'Orange.

der Staaten, um mit ihrem Beistand, wo möglich, die große Schuldenlast zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, daß er sich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung seiner wichtigen Usurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete seinen Abschied mit Gnade, denn er wußte, in welchen Händen er sie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er diesem unglücklichen Volke zugedacht hatte, sollten den heitern Glanz der Majestät nicht verunreinigen, die, gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener schreckliche Ruhm war seinen Stellvertretern beschieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederländischen Adel mehr geschmeichelt, als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geschichtschreiber Strada, der von allem, was die Oberstatthalterin betraf, aus ihren eignen Papieren am besten unterrichtet sein konnte,[1] hat uns einige Artikel aus der geheimen Instruktion aufbehalten, die ihr das spanische Ministerium gab. Wenn sie merkte, heißt es darin unter anderm, daß die Räthe durch Faktionen getheilt, oder, was noch weit schlimmer wäre, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung gerüstet und mit einander verschworen seien, so sollte sie die ganze Rathsversammlung aufheben und in einem engern Ausschuß eigenmächtig über den streitigen Artikel verfügen. In diesem engern Ausschuß, den man die Consulta nannte, saßen der Bischof von Arras, der Präsident Viglius und der Graf von Barlaimont. Eben so sollte sie verfahren, wenn dringende Fälle eine raschere Entschließung erforderten. Wäre dieſe Anstalt nicht das Werk eines willkürlichen Despotismus gewesen, so könnte vielleicht die vernünftigste Staatskunst sie rechtfertigen und selbst die republikanische Freiheit sie dulden. Bei großen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durch einander stürmen, kann selten ein Rathschluß mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl in einem engern Zirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind.

[1] Strada L. II. 49. L. I. 31.

Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreichern Menge mehr beſchränkte als erleuchtete Köpfe vorauszuſetzen ſind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht ſelten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterin in Ausübung bringen ſollte, war dieſe: diejenigen Glieder des Raths, welche gegen eine Verordnung geſtimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, dieſe Verordnung, wenn ſie die Oberhand behalten, eben ſo bereitwillig zu befördern, als wenn ſie ihre eifrigſten Verfechter geweſen wären. Dadurch würde ſie nicht nur das Volk über die Urheber eines ſolchen Geſetzes in Ungewißheit erhalten, ſondern auch den Privatgezänken der Mitglieder ſteuern und bei der Stimmengebung eine größere Freiheit einführen.[1]

Aller dieſer Fürſorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlaſſen können, ſo lange er die Obergewalt im Staatsrath und den Gehorſam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wußte; um alſo auch von dieſer Seite ſeine Furcht zu beruhigen und ſich zugleich der Statthalterin zu verſichern, unterwarf er ſie ſelbſt und in ihr alle Reichsangelegenheiten der höhern Einſicht des Biſchofs von Arras, in welchem einzigen Manne er der furchtbarſten Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An dieſen wurde die Herzogin, als an ein untrügliches Orakel der Majeſtät, angewieſen, und in ihm wachte ein ſtrenger Aufſeher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps des Zweiten erlitten zu haben ſcheint; weil er dieſen in Brüſſel wußte, konnte er in Segovien ſchlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahres 1559; ein Sturm verſenkte ſeine Flotte, da er bei Laredo in Biscaya gerettet ans Land ſtieg, und ſeine finſtere Freude dankte dem erhaltenden Gott durch ein abſcheuliches Gelübde. In die Hände eines Prieſters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwiſchte in ſeinem Betſtuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünſchungen ſeines Volkes.[2]

[1] Strada Dec. I. L. I. 31.
[2] Allg. Geſch. d. v. Niederlande. III. 27. 28.

Zweites Buch.

Kardinal Granvella.

Anton Perenot, Biſchof von Arras, nachheriger Erz-biſchof von Mecheln und Metropolitan der ſämmtlichen Niederlande, den uns der Haß ſeiner Zeitgenoſſen unter dem Namen des Kardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahre 1516 zu Beſançon in der Grafſchaft Burgund geboren. Sein Vater, Nicolaus Perenot, eines Eiſenſchmieds Sohn, hatte ſich durch eigenes Verdienſt bis zum Geheimſchreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl dem Fünften als ein fähiger Geſchäftsmann bekannt, der ihn in ſeine Dienſte nahm und bei den wichtigſten Unterhandlungen gebrauchte. Dreißig Jahre arbeitete er im Kabinet des Kaiſers, bekleidete die Würde ſeines Geheimenraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimniſſe dieſes Monarchen und erwarb ſich ein großes Vermögen. Seine Würden, ſeinen Einfluß und ſeine Staatskunſt erbte Anton Perenot, ſein Sohn, der ſchon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine ſo glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton hatte auf verſchiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur ſo verſchwenderiſch

[1] Meteren 60. Strada 47.

Geſtattet hatte, und beides gab ihm einen Vorzug vor ſeinem Vater. Bald zeigte er, daß er ſich durch eigene Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienſte geſtellt hatten. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiſer als ſeinen Bevollmächtigten auf die Kirchenverſammlung zu Trident ſchickte, und hier ließ er die Erſtlinge ſeiner Beredſamkeit hören, die ihm in der Folge eine ſo große Obergewalt über zwei Könige gab.[1] Karl bediente ſich ſeiner noch bei verſchiedenen ſchweren Geſandtſchaften, die er mit dem größten Beifall ſeines Monarchen beendigte, und als endlich dieſer Kaiſer ſeinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieſes koſtbare Geſchenk mit einem Miniſter vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete ſeine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meiſterſtück ſeines politiſchen Genies, von der Gnade eines ſolchen Vaters in die Gunſt eines ſolchen Sohnes ſo leicht hinüberzugleiten. Bald gelang es ihm, ſie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzogin von Lothringen 1558 zwiſchen den franzöſiſchen und ſpaniſchen Miniſtern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Kardinal von Lothringen die Verſchwörung gegen die Proteſtanten, welche nachher zu Chateau-Cambreſis, wo auch er an dem Friedensgeſchäfte mitarbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

Ein tiefdringender, vielumfaſſender Verſtand, eine ſeltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geſchäften, die ausgebreitetſte Gelehrſamkeit war mit laſttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendſte Genie mit dem bedächtlichſten Maſchinengang in dieſem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, ſchlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewiſſenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht ſelten beſchäftigte er fünf Sekretäre zugleich und in verſchiedenen Sprachen, deren er ſieben geredet haben ſoll. Was eine prüfende Vernunft langſam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in ſeinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riß gewaltſam alle Hörer dahin. Seine Treue war

[1] Allg. Geſch. d. v. Niederlande. II. Bd. 526.

unbeſtechlich, weil keine der Leidenſchaften, welche Menſchen von Menſchen abhängig machen, ſein Gemüth verſuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geiſtes durchſpähte er das Gemüth ſeines Herrn und erkannte oft in der Miene ſchon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeſchickten Schatten die nahende Geſtalt. Mit hilfreicher Kunſt kam er dieſem trägeren Geiſt entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf ſeinen Lippen zum vollendeten Gedanken und gönnte ihm großmüthig den Ruhm der Erfindung. Die ſchwere und ſo nützliche Kunſt, ſeinen eigenen Geiſt zu verkleinern, ſein Genie einem andern leibeigen zu machen, verſtand Granvella; ſo herrſchte er, weil er ſeine Herrſchaft verbarg, und nur ſo konnte Philipp der Zweite beherrſcht werden. Zufrieden mit einer ſtillen, aber gründlichen Gewalt, haſchte er nicht unerſättlich nach neuen Zeichen derſelben, die ſonſt immer das wünſchenswürdigſte Ziel kleiner Geiſter ſind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre ſie nie von ihm geſchieden geweſen. Kein Wunder, daß ſo außerordentliche Eigenſchaften ihm die Gunſt ſeines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniß der politiſchen Geheimniſſe und Erfahrungen, welche Karl der Fünfte in einem thatenvollen Leben geſammelt und in dieſem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn ſeinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So ſelbſtzufrieden dieſer letztere auch ſeiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, ſo nothwendig war es ſeiner furchtſamen ſchleichenden Politik, ſich an einen überlegenen Geiſt anzuſchmiegen und ihrer eigenen Unentſchloſſenheit durch Anſehen, fremdes Beiſpiel und Obſervanz nachzuhelfen. Keine politiſche Begebenheit und keine Angelegenheit des königlichen Hauſes kam, ſo lange Philipp in den Niederlanden war, ohne Zuziehung Granvellas zu Stande, und als er die Reiſe nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein eben ſo wichtiges Geſchenk mit dieſem Miniſter, als ihm ſelbſt von dem Kaiſer, ſeinem Vater, in ihm hinterlaſſen worden war.

So gewöhnlich wir auch deſpotiſche Fürſten ihr Vertrauen an Kreaturen verſchenken ſehen, die ſie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer ſie gleichſam ſind, ſo vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verſchloſſene Selbſtſucht eines Charakters, wie Philipp war, ſo weit zu überwinden, daß ſie in Vertrauen, ja ſogar Ver-

traulichkeit überging. Das leiſeſte Aufwallen des erlaubteſten Selbſtgefühls, wodurch er ſein Eigenthumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geſchienen hätte, den der König einmal zu dem ſeinigen geadelt, hätte dem Miniſter ſeinen ganzen Einfluß gekoſtet. Es war ihm vergönnt, den niedrigen Leidenſchaften der Wolluſt, der Habſucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beſeelte, das ſüße Bewußtſein eigener Ueberlegenheit und Kraft, mußte er ſorgfältig vor dem argwöhniſchen Blick des Deſpoten verhüllen.

Kardinal Granvella.

Freiwillig begab er ſich aller Vorzüge, die er eigenthümlich beſaß, um ſie von der Großmuth des Königs zum zweitenmal zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle als dieſer fließen, kein anderer Menſch Anſpruch auf ſeine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus geſendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; in-

dem er ihn zu den Stufen des Thrones niederlegte, ſchien er ihn gleichſam erſt aus den Händen der Majeſtät zu erhalten.[1] Weniger Staatsmann, als er, errichtete ſich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen und ſchrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, ſeinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Ungnade ſeines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unſterblichkeit ſchöpfte.

Dreimal wechſelte Granvella ſeinen Herrn, und dreimal gelang es ihm, die höchſte Gunſt zu erſteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbſtherrſchers und den ſpröden Egoismus eines Deſpoten geleitet hatte, wußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geſchäfte mit der Regentin wurden mehrentheils, ſelbſt wenn ſie in einem Hauſe beiſammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der ſich noch aus den Zeiten Auguſts und Tibers herſchreiben ſoll. Wenn die Statthalterin ins Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwiſchen dem Miniſter und ihr oft von Stunde zu Stunde gewechſelt. Wahrſcheinlich erwählte er dieſen Weg, um die wachſame Eiferſucht des Adels zu betrügen, der ſeinen Einfluß auf die Regentin nicht ganz kennen ſollte; vielleicht glaubte er auch, durch dieſes Mittel ſeine Rathſchläge für die Letztere dauerhafter zu machen, und ſich im Nothfall mit dieſen ſchriftlichen Zeugniſſen gegen Beſchuldigung zu decken. Aber die Wachſamkeit des Adels machte dieſe Vorſicht umſonſt, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Miniſter geſchehe.

Granvella beſaß alle Eigenſchaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchieen, die ſich dem Deſpotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwiſchen dem Thron und dem Beichtſtuhl erzogen, kannte er keine andern Verhältniſſe unter Menſchen, als Herrſchaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl ſeiner eigenen Ueberlegenheit gab ihm Menſchenverachtung. Seiner Staatskunſt fehlte Geſchmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und

[1] Strada 65.

frech und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hüllte er seinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwischen der Nation und dem König unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigene niedrige Abkunft und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unversöhnlichsten Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja man beschuldigt ihn sogar, daß er die billigern Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheit und den ersten Urheber alles Elends, welches nachher über sie gekommen ist.[1]

(1559.) Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlassen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren diesem Volke noch zu fremd und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maschinen, die er spielen ließ, mußten durch eine gefürchtete starke Hand in Gang gebracht, ihre ersten Bewegungen zuvor abgewartet und durch Observanz erst gesichert werden. Jetzt stellte er diesen Minister allen Leidenschaften bloß, die auf einmal die Fesseln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem schwachen Arm eines Unterthans, woran selbst die Majestät mit ihren mächtigsten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blühete das Land, und ein allgemeiner Wohlstand schien von dem Glück des Friedens zu zeugen, dessen es kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des äußern Anblicks täuschte das Auge, aber sie war nur scheinbar, und in ihrem stillen Schooße loderte die gefährlichste Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Muthwille angefangen und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüsternheit er-

[1] Strada Dec. I. L. II. 47. 48. 49. 50. Thuan. L. VI. 301. Burgundius.

weckt, Autorität überhaupt anzutaſten, und Geſetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieſer fanatiſche Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte ſeinen Gegenſtand wechſeln; dieſe Geringſchätzung des Lebens und Eigenthums furchtſame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatz machten, hatten eine gewiſſe Licenz eingeführt und das Recht der Stärkern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menſchen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr band, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimath herüberbrachten. Die wiederholten Schauſpiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerriſſen, und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch würde die Empörung nur ſchüchtern und ſtill am Boden gekrochen ſein, hätte ſie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran ſie furchtbar emporſtieg. Karl der Fünfte hatte die niederländiſchen Großen verwöhnt, da er ſie zu Theilhabern ſeines Ruhms machte, ihren Nationalſtolz durch den parteiiſchen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem caſtilianiſchen Adel gab, und ihrem Ehrgeize in allen Theilen ſeines Reiches einen Schauplatz aufſchloß. Im letztern franzöſiſchen Kriege hatten ſie um ſeinen Sohn dieſen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambreſis erntete, waren größtentheils Werke ihrer Tapferkeit geweſen, und jetzt vermißten ſie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf ſie ſo zuverſichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutſchen Kaiſerthums von der ſpaniſchen Monarchie und den minder kriegeriſchen Geiſt der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert und außer ihrem Vaterland wenig mehr für ſie zu gewinnen war. Philipp ſtellte jetzt ſeine Spanier an, wo Karl der Fünfte Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenſchaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beſchäftigt hatte, brachten ſie jetzt in den Frieden mit; und dieſe zügelloſen Triebe,

denen ihr rechtmäßiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicherweise in den Beschwerden des Vaterlands einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neueren Leidenschaften verdrängt worden waren. Bei der letzten Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedener, als die, welche man ganz überging, weil sie auf bessere gerechnet hatten. Wilhelm von Oranien erhielt vier Statthalterschaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengenommen den Werth einer fünften betrugen; aber Wilhelm hatte sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf Egmont vergaßen, was ihnen wirklich zu Theil geworden, und erinnerten sich nur, daß die Regentschaft für sie verloren gegangen war. Der größte Theil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt, oder von der Regierung dazu hinreißen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf einmal dem Mangel bloßgestellt, der um so empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht stellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten Viele zu einem Verbrechen selbst die Hände geboten; wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen der Calviniſten haben Trotz bieten können, die ihre Fürsprache und ihren Schutz mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüstung und stunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen.[1]

Diese gefährliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarschaft Frankreichs verschlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schicksal dieses Reichs konnte er das Schicksal seiner Niederlande vorbildlich angekündigt lesen, und der Geist des Aufruhrs konnte dort ein verführerisches Muster finden. Aehnliche Zufälle hatten unter Franz dem Ersten und

[1] Vita Vigl. T. II. vid. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper. 22. Strada 47.

Heinrich dem Andern den Samen der Neuerung in dieses Königreich gestreut; eine ähnliche Raserei der Verfolgung und ein ähnlicher Geist der Faktion hatte sein Wachsthum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampf, wüthende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen und führten diesen mächtigen Staat gewaltsam an den Rand seines Untergangs. Hier wie dort konnten sich Eigennutz, Herrschsucht und Parteigeist in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenschaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beider Länder zerfließt im wallonischen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hieher seine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang versagen, dessen Sprache, Sitten und Charakter zwischen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Musterung ihrer protestantischen Unterthanen in diesen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiß sie, ist eine zusammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchieen der Christenheit ihre Wurzeln breitet und die leiseste Erschütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es sind drohende Vulkane, die, durch unterirdische Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit sich entzünden. Die Niederlande mußten allen Völkern geöffnet sein weil sie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat so leicht wie sein Spanien schließen? Wenn er diese Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, so mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen.[1]

So fand Granvella die Niederlande beim Antritt seiner Verwaltung (1560).

Die Einförmigkeit des Papstthums in diese Länder zurückzuführen, die mitherrschende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen und auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der spanischen Politik und der Auftrag des neuen Ministers. Aber diesem Unternehmen standen Hindernisse entgegen, welche zu besiegen neue Hilfsmittel erdacht, neue Maschinen in Bewegung gesetzt werden mußten. Zwar schienen die Inquisition und die Glaubensedikte

[1] Strada L. III. 71. 72. 73.

hinreichend zu ſein, der ketzeriſchen Anſteckung zu wehren; aber dieſen fehlte es an Aufſehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Noch beſtand jene urſprüngliche Kirchenverfaſſung aus den früheren Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoß und leichter überſehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Geſtalt der Provinzen verwandelte, hatte dieſe Form der Hierarchie unverändert gelaſſen, welche außerdem, durch die beſondern Privilegien der Provinzen, vor der Willkür ihrer Beherrſcher geſchützt war. Alle ſiebenzehn Provinzen waren unter vier Biſchöfe vertheilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten und den Erzſtiften von Rheims und Köln untergeben waren. Zwar hatte ſchon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieſer Länder, auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, dieſen Entwurf aber im Rauſch eines üppigen Lebens wieder verloren. Karln den Kühnen entzogen Ehrgeiz und Eroberungsſucht den innern Angelegenheiten ſeiner Länder, und Maximilian hatte ſchon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch dieſen zu wagen. Eine ſtürmiſche Regierung unterſagte Karln dem Fünften die Ausführung dieſes weitläuftigen Plans, welchen nunmehr Philipp der Zweite als ein Vermächtniß aller dieſer Fürſten übernahm.[1] Jetzt war der Zeitpunkt erſchienen, wo die dringende Noth der Kirche dieſe Neuerung entſchuldigen und die Muße des Friedens ihre Ausführung begünſtigen konnte. Mit der ungeheuern Volksmenge, die ſich aus allen Gegenden Europens in den niederländiſchen Städten zuſammendrängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entſtanden, die von ſo wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte. Weil die Zahl der Biſchöfe ſo gering war, ſo mußten ſich ihre Diſtrikte nothwendig viel zu weit erſtrecken, und vier Menſchen konnten der Glaubensreinigung durch ein ſo weites Gebiet nicht gewachſen ſein.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbiſchöfe von Köln und Rheims in den Niederlanden ausübten, war ſchon längſt ein Anſtoß für die

[1] Burgund 45. Strada 22.

Regierung geweſen, die dieſes Reich noch nicht als ihr Eigenthum anſehen konnte, ſo lange der wichtigſte Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen dieſen zu entreißen, die Glaubensunterſuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verſtärken, war kein beſſeres Mittel, als die Biſchöfe zu vermehren. Mit dieſem Entwurf ſtieg Philipp der Zweite auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den heftigſten Widerſpruch bei den Staaten finden, ohne welche ſie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er vorausſehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen ſo ſtarken Zuwachs bekam, und ihm ſelbſt das Uebergewicht auf dem Reichstag genommen wurde. Die Einkünfte, wovon dieſe neuen Biſchöfe leben ſollten, mußten den Aebten und Mönchen entriſſen werden, und dieſe machten einen anſehnlichen Theil der Reichsſtände aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Proteſtanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstag verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das heimlichſte betrieben. Franz Sonnoi, ein Prieſter aus der Stadt Löwen, Granvellas unterrichtete Kreatur, tritt vor Paul den Vierten und berichtet ihm, wie ausgedehnt dieſe Lande ſeien, wie geſegnet und menſchenreich, wie üppig in ihrer Glückſeligkeit. Aber, fährt er fort, im unmäßigen Genuß der Freiheit wird der wahre Glaube vernachläſſigt, und die Ketzer kommen auf. Dieſem Uebel zu ſteuern, muß der römiſche Stuhl etwas Außerordentliches thun. Es fällt nicht ſchwer, den römiſchen Biſchof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis ſeiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der Vierte ſetzt ein Gericht von ſieben Kardinälen nieder, die über dieſe wichtige Angelegenheit berathſchlagen müſſen; das Geſchäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet ſein Nachfolger Pius der Vierte.[1] Die willkommene Botſchaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Miniſter wird in der Stille mit der gefährlichen Vollſtreckung belaſtet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht (1560); zu den bisherigen vier Bis-

[1] Burgund. 46. Meteren 57. Vit. Vigl. T. I. 34.

thümern sind dreizehn neue errichtet, nach den siebenzehn Provinzen des Landes, und viere derselben zu Erzstiften erhoben. Sechs solcher bischöflichen Sitze, in Antwerpen nämlich, Herzogenbusch, Gent, Brügge, Ypern und Rüremonde, stehen unter dem Erzstift zu Mecheln; fünf andere, Haarlem, Middelburg, Leeuwarden, Deventer und Gröningen, unter dem Erzstift von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Tournay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Charakter und Sitten mit diesem Lande gemein haben, unter dem Erzstifte Cambray. Mecheln in der Mitte Brabants und aller siebenzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen und, nebst mehrern reichen Abteien, Granvellas Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bisthümer werden aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen, welche fromme Wohlthätigkeit seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hat. Einige aus den Aebten selbst erlangen die bischöfliche Würde, die mit dem Besitz ihrer Klöster und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstag beibehalten, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bisthum sind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geschicktesten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amt zu unterstützen. Zwei aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrung und unbescholtenen Wandel dieses Vorzugs am würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren und haben die erste Stimme in den Versammlungen. Dem Erzbischof von Mecheln, als Metropolitan aller siebenzehn Provinzen, ist die Vollmacht gegeben, Erzbischöfe und Bischöfe nach Willkür ein- oder abzusetzen, und der römische Stuhl gibt nur die Genehmigung.[1]

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine solche Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifall aufgenommen haben, da sie hinreichend durch die Nothwendigkeit entschuldigt, der Religion beförderlich und zur Sittenverbesserung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältnisse der Zeit die verhaßteste Gestalt. Allgemein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. Die Constitution, schreit man, ist unter die Füße getreten, die Rechte der

[1] Burg. 49. 50. Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I. 8. Grot. 15. Vit. Vigl .34. Strada 23. Reid. 6. Hopper, Recueil des Troubles des Pays-bas in Vit. Vigl. T. II. 23. 28.

Nation ſind verletzt, die Inquiſition iſt vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof von jetzt an hier, wie in Spanien, eröffnen wird; mit Schaudern betrachtet das Volk dieſe neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Adel ſieht die monarchiſche Gewalt in der Staatenverſammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verſtärkt und die feſteſte Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Biſchöfe beklagen ſich über Verminderung ihrer Güter und Einſchränkung ihrer Diſtrikte; die Aebte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren und dafür ſtrenge Aufſeher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Prieſter, treten gegen dieſe gemeinſchaftlichen Feinde zuſammen, und indem alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, ſcheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu ſchallen.[1]

Unter allen Provinzen widerſetzt ſich Brabant am lautesten. Die Unverletzlichkeit ſeiner Kirchenverfaſſung iſt der wichtigen Vorrechte eines, die es ſich in dem merkwürdigen Freiheitsbrief des fröhlichen Einzugs vorbehalten — Statuten, die der Souverän nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorſams gegen ihn zu entbinden. Umſonſt behauptete die hohe Schule zu Löwen ſelbſt, daß in den ſtürmiſchen Zeiten der Kirche ein Privilegium ſeine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden ſei. Durch Einführung der neuen Bisthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erſchüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Biſchöfen übergingen, mußten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände ſie waren. Aus freien patriotiſchen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des römiſchen Stuhls und folgſame Maſchinen des Erzbiſchofs, der ihnen noch überdies als erſter Prälat von Brabant beſonders zu gebieten hatte.[2] Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil ſich die Biſchöfe, als dienſtbare Auflaurer der Krone, jedem fürchterlich machten. „Wer," hieß es, „wird es künftighin wagen, vor ſolchen Aufſehern die Stimme im Parlament zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beiſein gegen die räuberiſchen Griffe der Regierung in Schutz

[1] Grotius 15 sq. Vita Vigl. T. II. 28 sq.

[2] Abt von Afflighem.

zu nehmen? Sie werden die Hilfsquellen der Provinzen ausspüren und die Geheimnisse unserer Freiheit und unseres Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden sie sperren; bald werden wir ihnen seine Höflinge folgen sehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament besetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten." „Welche Gewaltthätigkeit," fuhren die Mönche fort, „die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen und, was fromme Mildthätigkeit in diesen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Ueppigkeit dieser Bischöfe dienen zu lassen, und mit dem Raube der Armuth ihren stolzen Pomp zu verherrlichen!" Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch diese Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entferntesten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung sich schmeicheln konnten, dasselbe Benefiz dereinst zu genießen, empfanden diesen Verlust ihrer Hoffnung, als wenn sie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geschlechter.[1]

In diesem allgemeinen Tumulte haben uns die Geschichtschreiber den leisen Gang Wilhelms von Oranien wahrnehmen lassen, der diese durcheinanderstürmenden Leidenschaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht ist. Auf sein Anstiften geschah es, daß die Brabanter sich von der Regentin einen Wortführer und Beschützer erbaten, weil sie allein unter allen übrigen niederländischen Unterthanen das Unglück hätten, in einer und eben der Person ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Granvella zerriß diese Schlinge durch seine Besonnenheit. „Wer dieses Amt erhält," ließ er sich im Staatsrath verlauten, „wird hoffentlich einsehen, daß er Brabant mit dem König von Spanien theilt."[2] Das lange Ausbleiben der päpstlichen Diplome, die eine Irrung zwischen dem römischen und spanischen Hof in Rom ver-

[1] Burgundius 55. 56. Vita Vigl. Tom. II. 24. Strada 36.
[2] Strada III. 80. 81.

zögerte, gab den Mißvergnügten Raum, sich zu einem Zweck zu vereinigen. Ganz ingeheim fertigten die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botschafter an Pius den Vierten ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen von Oranien versehen und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König nach Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese blühende Handelsstadt mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkennen, hieß es darin, daß die Absicht des Monarchen die beste und die Einsetzung der neuen Bischöfe zu Aufrechthaltung der wahren Religion sehr ersprießlich sei; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier seien die grundlosesten Gerüchte eben so gefährlich, als die wahrhaftesten. Die erste Gesandtschaft wurde von der Regentin noch zeitig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen so viel, daß sie bis zur persönlichen Ueberkunft des Königs, wie es hieß, mit ihrem Bischof verschont bleiben sollte.[1]

Antwerpens Beispiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Bischof zugedacht war, die Losung zum Widerspruch. Es ist ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquisition und die Eintracht der niederländischen Städte gegangen ist, daß sie lieber auf alle Vortheile Verzicht thun wollten, die der Sitz eines Bischofs auf ihr inneres Gewerbe nothwendig verbreiten mußte, als jenes verhaßte Gericht durch ihre Beistimmung befördern und dem Vortheil des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Rümmonde und Leeuwarden setzten sich standhaft entgegen und drangen (1561) auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Bischöfe, alles Widerspruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Haarlem, St. Omer und Middelburg sind von den ersten, welche ihnen die Thore öffneten; ihrem Beispiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbusch wird den Bischöfen mit

[1] Burgund. 60. 61. Meteren 59. Vita Vigl. T. II. 29. 30. Strada III. 7. Thuan. II. 488.

sehr wenig Achtung begegnet. Als Granvella in ersterer Stadt seinen festlichen Einzug hielt, erschien auch nicht ein einziger Edler, und seinem Triumph mangelte alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde.[1]

Unterdessen war auch der bestimmte Termin verflossen, auf welchen die spanischen Truppen das Land räumen sollten, und noch war kein Anschein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Ursache dieser Verzögerung, und der Argwohn brachte sie mit der Inquisition in eine unglückliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieser Truppen erschwerte dem Minister alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachsam und mißtrauisch machte; und doch wollte er sich nicht gern dieses mächtigen Beistands berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn alles haßte, und bei einem Auftrag, wo ihm alles widersprach, unentbehrlich schien. Endlich aber sah sich die Regentin durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem König ernstlich auf die Zurücknahme dieser Truppen zu dringen. Die Provinzen, schreibt sie nach Madrid, haben sich einmüthig erklärt, daß man sie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern zu bewilligen, so lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufstandes wäre bei weitem dringender als eines Ueberfalls der französischen Protestanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entstünde, so wären diese Truppen doch zu schwach, ihr Einhalt zu thun, und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Noch suchte der König durch Verzögerung seiner Antwort wenigstens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorstellungen der Regentin würden noch fruchtlos geblieben sein, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verlust, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genöthigt hätte, diese Truppen im mittelländischen Meere zu brauchen. Er willigte also endlich in ihre Abreise; sie wurden in Seeland eingeschifft (1561), und das Jubelgeschrei aller Provinzen begleitete ihre Segel.[2]

Unterdessen herrschte Granvella beinahe unumschränkt in dem Staatsrath. Alle Aemter, weltliche und geistliche, wurden durch ihn

[1] Vita Vigl. T. II. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper 24.
[2] Strada 61. 62. 63.

vergeben; ſein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Verſammlung. Die Statthalterin ſelbſt ſtand unter ſeinen Geſetzen. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihre Beſtallung nur auf zwei Jahre ausgefertigt wurde, durch welchen Kunſtgriff er ſie immer in ſeiner Gewalt behielt.[1] Selten geſchah es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathſchlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, ſo waren es längſt ſchon beſchloſſene Dinge, wozu man höchſtens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgeleſen, ſo hatte Viglius Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulaſſen, welche ihm der Miniſter unterſtrichen hatte. Es geſchah nämlich öfters, daß dieſe Briefwechſel nach Spanien die Blöße des Staats oder die Beſorgniſſe der Statthalterin ſichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichten wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu ſetzen war. Trug es ſich zu, daß die Parteien dem Miniſter überlegen wurden und mit Nachdruck auf einem Artikel beſtanden, den er nicht wohl mehr abweiſen konnte, ſo ſchickte er ihn an das Miniſterium zu Madrid zur Entſcheidung, wodurch er wenigſtens Zeit gewann und ſicher war, Unterſtützung zu finden.[2] Den Grafen Barlaimont, den Präſidenten Viglius und wenige Andere ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräthe entbehrliche Figuranten im Senat, und ſein Betragen gegen ſie richtete ſich nach dem geringen Werth, den er auf ihre Freundſchaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, daß Menſchen, deren Stolz durch die ſchmeichelhafteſten Aufmerkſamkeiten ſouveräner Fürſten ſo äußerſt verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, dieſen Trotz eines Plebejers mit dem tiefſten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte Granvella perſönlich beleidigt. Dem Prinzen von Oranien war es nicht unbekannt, daß er ſeine Heirath mit der Prinzeſſin von Lothringen hintertrieben und eine andere Verbindung mit der Prinzeſſin von Sachſen rückgängig zu machen geſucht hatte. Dem Grafen von Hoorn hatte er die Statthalterſchaft über Geldern und Zütphen entzogen und eine Abtei, um die ſich der Graf von Egmont

[1] Meteren 61. Burgund 37.
[2] Meteren 61.

für einen Verwandten bemühte, für sich behalten. Seiner Ueberlegenheit gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal werth, dem Adel die Geringschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war; Wilhelm von Oranien war der Einzige, den er seiner Verstellung noch würdigte. Wenn er sich auch wirklich über alle Gesetze der Furcht und des Anstandes hinweggerückt glaubte, so hinterging ihn hier dennoch sein zuversichtlicher Stolz, und er fehlte gegen die Staatskunst nicht weniger, als er gegen die Bescheidenheit sündigte. Schwerlich konnte bei damaliger Stellung der Dinge eine schlimmere Maßregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzusetzen. Es stand bei ihr, seinen Neigungen zu schmeicheln, ihn hinterlistig und unwissend für ihren Plan zu gewinnen und die Freiheit der Nation durch ihn selbst unterdrücken zu lassen. Jetzt erinnerte sie ihn, sehr zur Unzeit, an seine Pflichten, seine Würde und seine Kraft, nöthigte ihn selbst, Patriot zu sein und einen Ehrgeiz, den sie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu schlagen. Die Glaubensverordnungen durchzusetzen, hatte sie den thätigsten Beistand der Statthalter nöthig; kein Wunder aber, daß diese wenig Eifer bewiesen, ihr diesen Beistand zu leisten. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß sie in der Stille daran arbeiteten, die Hindernisse des Ministers zu häufen und seine Maßregeln umzukehren, um durch sein schlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen und seine Verwaltung dem Spott preiszugeben. Offenbar sind der Lauigkeit ihres Eifers die schnellen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Reformation, trotz jener schrecklichen Edikte, während seiner Regentschaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels versichert, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die sich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwischen Thränen und stillen Seufzern, bis ihn die Künste und das Beispiel der Edeln hervorlockten.[1]

Indessen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensuntersuchungen mit neuer Thätigkeit fortgesetzt und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorsam geleistet.

[1] Grot. 8—14. Strada 51.

Aber dieſes abſcheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden ſein mochte; für eine ſo rohe Behandlung war die Nation ſchon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders als durch den Tod aller ihrer Bekenner vertilgt werden. Alle dieſe Hinrichtungen waren jetzt eben ſo viele verführeriſche Ausſtellungen ihrer Vortrefflichkeit, ſo viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer ſtrahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der ſie ſtarben, nahm für den Glauben ein, für welchen ſie ſtarben. Aus einem Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerſtraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Anſehen des Papſtes, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablaß geſtritten, wurden Predigten gehalten und Menſchen bekehrt. Vom Lande und aus Städten ſtürzte der Pöbel zuſammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Sbirren zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Anſehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete ſchaarenweis die proteſtantiſchen Prediger, denen die Inquiſition nachſtellte, trug ſie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und verſteckte ſie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erſte Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das walloniſche Flandern. Ein franzöſiſcher Calviniſt, Namens Launoi, ſtand in Tournay als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß ſie Krankheiten vorgeben und ſich von ihm heilen laſſen ſollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel ſchaarenweis mit ſich dahin und warf den Zunder der Empörung in die Gemüther. Das Nämliche geſchah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt ſich die Obrigkeit der Apoſtel bemächtigte. Indeſſen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer ſo furchtbaren Anzahl, daß ſie ſtark genug war, die Gefängniſſe zu erbrechen und der Juſtiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wieder herſtellten. Aber dieſer unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle von dem Geheimniß hinweggezogen, in welchem der Anhang der Proteſtanten bisher verſchleiert lag, und den Miniſter ihre ungeheure Anzahl errathen laſſen.

In Tournay allein hatte man ihrer fünftauſend bei einer ſolchen Predigt erſcheinen ſehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordiſchen Provinzen erwarten, wo die Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarſchaft Deutſchlands und Dänemarks die Quellen der Anſteckung vermehrte? Eine ſo furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen. — Wie viel größer war vielleicht die Zahl derer, welche ſich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten und nur einem günſtigeren Zeitpunkt entgegenſahen, es laut zu thun?[1]

Dieſe Entdeckung beunruhigte die Regentin aufs äußerſte. Der ſchlechte Gehorſam gegen die Edikte, das Bedürfniß des erſchöpften Schatzes, welches ſie nöthigte, neue Steuern auszuſchreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der franzöſiſchen Grenze vermehrten noch ihre Bekümmerniſſe. Zu gleicher Zeit erhält ſie Befehle von Madrid, zweitauſend niederländiſche Reiter zu dem Heere der Königin Mutter in Frankreich ſtoßen zu laſſen, die in dem Bedrängniß des Religionskriegs ihre Zuflucht zu Philipp dem Zweiten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land ſie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte ſie ſo nahe, wie irgend ein Schickſal ſeines Hauſes, und ſtand in dieſem Falle ſtets bereit, ſein Eigenthum fremdem Bedürfniſſe aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, ſo war er wenigſtens königlich und groß, und die kühne Haltung dieſer Maxime gewinnt wieder an unſerer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unſerer Billigung verloren.

Die Statthalterin eröffnet dem Staatsrath den königlichen Willen, wo ſie von Seiten des Adels den heftigſten Widerſpruch findet. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jetzt ſehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr alles dazu riethe, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Ueberfall, und die innere Gährung der Provinzen fordere jetzt mehr, als

[1] Burgund. 53. 54. 55. Strada L. III. 75. 76. 77. Dinoth. de Bello civil. Belgic. L. I. 25.

jemals, die Regierung zur Wachſamkeit auf. Bis jetzt, ſagten ſie, haben die deutſchen Proteſtanten dem Kampf ihrer Glaubensbrüder müßig zugeſehen; aber werden ſie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unſern Beiſtand verſtärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe der ganze Staatsrath trat dieſer Meinung bei; die Vorſtellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterin ſelbſt, wie der Miniſter, müſſen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigner Vortheil ſcheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten ſie durch Entfernung des größten Theiles der Armee der Inquiſition ihre einzige Stütze nehmen und ſich ſelbſt, ohne Beiſtand, in einem aufrühreriſchen Lande, der Willkür eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentin, zwiſchen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räthe und ihrer eignen Furcht getheilt, nichts Entſcheidendes zu beſchließen wagt, ſteht Wilhelm von Oranien auf und bringt in Vorſchlag, die Generalſtaaten zu verſammeln. Dem königlichen Anſehen konnte kein tödtlicherer Streich widerfahren, als dieſe Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment ſo verführeriſche Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Miniſter entging die Gefahr nicht, die ſich über ihm zuſammenzog, ein Wink von ihm erinnert die Herzogin, die Berathſchlagung abzubrechen und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung," ſchreibt er nach Madrid, „kann nicht nachtheiliger gegen ſich ſelbſt handeln, als wenn ſie zugibt, daß die Stände ſich verſammeln. Ein ſolcher Schritt iſt zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Verſuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuſchränken; aber jetzt iſt er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geiſt des Aufruhrs ſchon weit umher ſich verbreitet hat, jetzt, wo die Aebte, über den Verluſt ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlaſſen werden, das Anſehen der Biſchöfe zu verringern; wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künſte des Prinzen von Oranien gewonnen werden, und die Mißvergnügten auf den Beiſtand der Nation feſter zu rechnen haben." Dieſe Vorſtellung, der es wenigſtens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüth nicht verfehlen. Die Staatenverſammlung wird einmal für

immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterin zu schleuniger Absendung der verlangten Hilfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrath nicht zu bewegen. Alles, was sie erhielt, war, statt der Subsidien, Geld an die Königin Mutter zu schicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkt noch willkommener war. Um aber doch wenigstens die Nation mit einem Schattenbilde republikanischer Freiheit zu täuschen, beruft sie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldenen Vließes zu einer außerordentlichen Versammlung nach Brüssel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfnisse des Staats zu berathschlagen. Nachdem ihnen der Präsident Viglius den Gegenstand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Ueberlegung gegeben. Während dieser Zeit versammelt sie der Prinz von Oranien in seinem Palaste, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorstellt, sich noch vor der Sitzung zu vereinigen und gemeinschaftlich die Maßregeln zu bestimmen, wornach bei gegenwärtiger Gefahr des Staates gehandelt werden müsse. Viele stimmen diesem Vorschlag bei, nur Barlaimont mit einigen wenigen Anhängern des Kardinals Granvella hatte den Muth, in dieser Gesellschaft zum Vortheile der Krone und des Ministers zu reden. „Ihnen," erklärte er, „gebühre es nicht, sich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und diese Vorhervereinigung der Stimmen sei eine gesetzwidrige, strafbare Anmaßung, deren er sich nicht schuldig machen wolle;" eine Erklärung, welche die ganze Zusammenkunft fruchtlos endigte.[1] Die Statthalterin, durch den Grafen Barlaimont von diesem Vorfall unterrichtet, wußte die Ritter während ihres Aufenthalts in der Stadt so geschickt zu beschäftigen, daß sie zu fernern Verständnissen keine Zeit finden konnten. Indessen wurde mit ihrer Beistimmung doch in dieser Sitzung beschlossen, daß Florenz von Montmorency, Herr von Montigny, eine Reise nach Spanien thun sollte, um den König von dem jetzigen Zustand der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentin schickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit allem bekannt machte, was bei jener Zusammen-

[1] Burgund. 63. 65. Vita Vigl. T. II. 25. 26. Strada 82.

kunft zwiſchen dem Prinzen von Oranien und den Rittern aus gemacht worden war. Dem flämiſchen Botſchafter ſchmeichelte man in Madrid mit leeren Betheuerungen königlicher Huld und väterlicher Geſinnungen für die Niederlande; der Regentin wird anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und wo möglich Uneinigkeit unter ſeinen vornehmſten Gliedern zu ſtiften.[1]

Eiferſucht, Privatvortheil und Verſchiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinſchaftliche Schickſal ihrer Zurückſetzung und der Haß gegen den Miniſter hatte ſie wieder verbunden. So lange ſich der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberſtatthalterſchaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß ſie auf den verſchiedenen Wegen, welche jeder dazu erwählte, nicht zuweilen gegen einander ſtießen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhmes und am Throne begegnet; beide trafen ſich wieder in der Republik, wo ſie um den nämlichen Preis, die Gunſt ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengeſetzte Charaktere mußten ſich bald von einander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte ſie einander eben ſo bald wieder. Jeder war dem Andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfniß knüpfte zwiſchen dieſen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen ſein würde.[2] Aber auf eben dieſe Ungleichheit ihrer Gemüther gründete die Regentin ihren Plan; und glückte es ihr, ſie zu trennen, ſo hatte ſie zugleich den ganzen niederländiſchen Adel in zwei Parteien getheilt. Durch Geſchenke und kleine Aufmerkſamkeiten, womit ſie dieſe Beiden ausſchließend beehrte, ſuchte ſie den Neid und das Mißtrauen der Uebrigen gegen ſie zu reizen; und indem ſie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben ſchien, hoffte ſie, dem letztern ſeine Treue verdächtig zu machen. Es traf ſich, daß ſie um eben dieſe Zeit einen außerordentlichen Geſandten nach Frankfurt zur römiſchen Königswahl ſchicken mußte; ſie erwählte dazu den Herzog von Arſchot, den erklärteſten Gegner des Prinzen, um in ihm

[1] Strada L. III. 83.
[2] Burgund 45. Strada 83. 84.

gleichſam ein Beiſpiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den letztern belohne.

Die Oraniſche Faktion, anſtatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorn einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der niederländiſchen Marine, den König nach Biscaya geleitet hatte und jetzt in den Staatsrath wieder eingetreten war. Hoorns unruhiger republikaniſcher Geiſt kam den verwegenen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete ſich unter dieſen drei Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erſchüttert, aber ſich nicht für alle drei gleich geendigt hat.

(1562.) Unterdeſſen war auch Montigny von ſeiner Geſandtſchaft zurückgekommen und hinterbrachte dem Staatsrath die günſtigen Geſinnungen des Monarchen. Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche dieſem Berichte ganz widerſprachen und weit mehr Glauben verdienten. Durch ſie erfuhr er alle die ſchlimmen Dienſte, welche Granvella ihm und ſeinen Freunden bei dem König leiſtete, und die verhaßten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländiſchen Adels belegte. Es war keine Hilfe vorhanden, ſo lange der Miniſter nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieſes Unternehmen, ſo verwegen und abenteuerlich es ſchien, beſchäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwiſchen ihm und den beiden Grafen von Hoorn und Egmont beſchloſſen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinſchaftlichen Brief an den König aufzuſetzen, den Miniſter förmlich darin zu verklagen und mit Nachdruck auf ſeine Entfernung zu dringen. Der Herzog von Arſchot, dem dieſer Vorſchlag vom Grafen von Egmont mitgetheilt wird, verwirft ihn, mit der ſtolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Geſetze anzunehmen geſonnen ſei; daß er ſich über Granvella nicht zu beſchweren habe und es übrigens ſehr vermeſſen finde, dem Könige vorzuſchreiben, wie er ſich ſeiner Miniſter bedienen ſolle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Same des Mißtrauens, den die Regentin unter dem Adel ausgeſtreut hatte, ſchon Wurzel geſchlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Miniſters den Abſcheu

vor ſeiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentſchloſſen vor dieſem Antrag zurück. Dieſe fehlgeſchlagene Erwartung ſchlägt ihren Muth nicht nieder, der Brief wird dennoch geſchrieben, und alle drei unterzeichnen ihn.[1] (1563.)

Granvella erſcheint darin als der erſte Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. So lange die höchſte Gewalt in ſo ſtrafbaren Händen ſei, wäre es ihnen unmöglich, erklären ſie, der Nation und dem König mit Nachdruck zu dienen; alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widerſetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, ſobald es Sr. Majeſtät gefiele, dieſen Mann vom Ruder des Staats zu entfernen. In dieſem Falle, ſetzten ſie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluß, noch an Eifer fehlen, das Anſehen des Königs und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig ſei, als dem Kardinal Granvella, in dieſen Ländern zu erhalten.[2]

So geheim dieſer Brief auch abging, ſo erhielt doch die Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er, gegen alles Vermuthen, auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den ſie ihm in aller Eile voranſchickte. Einige Monate verſtrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelinde, aber unbeſtimmt. „Der König," enthielt ſie, „wäre nicht gewohnt, ſeine Miniſter auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Bloß die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Kardinals von allgemeinen Beſchuldigungen zu einzelnen Beweiſen herabſtiegen, und wenn ſie nicht Luſt hätten, dieſes ſchriftlich zu thun, ſo möge einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung ſollte begegnet werden."[3] Außer dieſem Brief, der an alle drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf von Egmont noch ein eignes Handſchreiben von dem König, worin der Wunſch geäußert war, von ihm beſonders zu erfahren, was in jenem gemeinſchaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden ſei. Auch der Regentin ward auf das pünktlichſte vorgeſchrieben, was ſie allen dreien zugleich und dem Grafen von

[1] Strada 85. 86.
[2] Burgund. L. I. 67. Hopper 30. Strada 87. Thuan Pars. II. 489.
[3] Vit. Vigl. T. II. 32. 33. Grot. 16. Burg. 68.

Egmont insbesondere zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken sei, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte; darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufsicht eines höhern Verstandes entzogen war. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse ungleich, worin alle drei zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zweck vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war.[1]

(1563.) Den drei Verbundenen that die Antwort des Königs keine Genüge; sie hatten den Muth, noch einen zweiten Versuch zu wagen. „Es habe sie nicht wenig befremdet," schrieben sie, „daß Se. Majestät ihre Vorstellungen so weniger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räthe Sr. Majestät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zustande seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem andern Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wissen. Davon aber seien sie auf das vollkommenste überzeugt, daß sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zustand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen, es zu verlassen und um Granvellas willen eine weite Reise nach Spanien zu thun. Wenn es also Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer schriftlichen Bitte zu willfahren, so hofften sie in Zukunft damit verschont zu sein, dem Senat beizuwohnen, wo sie sich nur dem Verdrusse aussetzten, den Minister zu treffen, wo sie weder dem König noch dem Staat etwas nützten, sich selbst aber nur verächtlich erschienen. Schließlich baten sie, Se. Majestät möchte ihnen die ungeschmückte Einfalt zu gute halten, weil Leute ihrer

[1] Strada 88.

Art mehr Werth darein ſetzten, gut zu handeln, als ſchön zu reden."[1] Daſſelbe enthielt auch ein beſonderer Brief des Grafen Egmont, worin er für das königliche Handſchreiben dankte. Auf dieſes zweite Schreiben erfolgte die Antwort, „man werde ihre Vorſtellungen in Ueberlegung nehmen; indeſſen erſuche man ſie, den Staatsrath, wie bisher, zu beſuchen."

Es war augenſcheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt war, ihr Geſuch ſtattfinden zu laſſen; darum blieben ſie von nun an aus dem Staatsrath weg und verließen ſogar Brüſſel. Den Miniſter geſetzmäßig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; ſie verſuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewieſen ſie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher ſie ſich durchdrungen fühlten, und wußten allem, was er unternahm, den Anſtrich des Lächerlichen zu geben. Durch dieſe niedrige Behandlung hofften ſie den Hochmuth dieſes Prieſters zu martern und von ſeiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeſchlagen war. Dieſe Abſicht erreichten ſie zwar nicht, aber das Mittel, worauf ſie gefallen waren, führte endlich doch den Miniſter zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte ſich lauter gegen dieſen erhoben, ſobald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verſcherzt hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabſcheuung dieſes Miniſters vorangingen. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichſam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verleumdung, die auch das Heilige nicht ſchont, Hand an ſeine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfaſſung, die große Klage der Nation, hatte ſein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauſpiel der Hinrichtung, womit die Geſchäftigkeit der Inquiſitoren nur allzu freigebig war, erhielt den Abſcheu gegen ihn in ſchrecklicher Uebung, und endlich ſchrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangſale ſeinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltthätig aufgedrungen wor-

[1] Vit. Vigl. T. II. 34. 35.

den, unter Millionen Feinden allein, aller ſeiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majeſtät nur mit ſchwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen ſollte, durch lauter treuloſe Glieder verbunden, lauter Menſchen, deren höchſter Gewinn es war, ſeine Handlungen zu verfälſchen, einem Weibe endlich an die Seite geſetzt, das die Laſt des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — ſo ſtand er, bloßgeſtellt dem Muthwillen, dem Undank, der Parteiſucht, dem Neide und allen Leidenſchaften eines zügelloſen, aufgelöſten Volks. Es iſt merkwürdig, daß der Haß, den er auf ſich lud, die Verſchuldungen weit überſchreitet, die man ihm zur Laſt legen konnte, daß es ſeinen Anklägern ſchwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsſpruch zu rechtfertigen, den ſie im Allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach ihm riß der Fanatismus ſeine Schlachtopfer zum Altar, vor und nach ihm floß Bürgerblut, wurden Menſchenrechte verſpottet und Elende gemacht. Unter Karln dem Fünften hätte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher ſchmerzen ſollen — unter dem Herzog von Alba wurde ſie zu einem weit unnatürlicheren Grade getrieben, daß Granvellas Verwaltung gegen die ſeines Nachfolgers noch barmherzig war, und doch finden wir nirgends, daß ſein Zeitalter den Grad perſönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den letztern hätte blicken laſſen, die es ſich gegen ſeinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit ſeiner Geburt im Glanz hoher Würden zu verhüllen und ihn durch einen erhabeneren Stand vielleicht dem Muthwillen ſeiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentin durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewußt; aber eben dieſe Würde, die ihn mit dem römiſchen Hofe näher verknüpfte, machte ihn deſto mehr zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüſſel und eine anſtößige verhaßte Tracht, welche gleichſam die Beweggründe öffentlich ausſtellte, aus denen er ins Künftige handeln würde. Nicht ſein ehrwürdiger Rang, der allein oft den ſchändlichſten Böſewicht heiligt, nicht ſein erhabener Poſten, nicht ſeine Achtung gebietenden Talente, ſelbſt nicht einmal ſeine ſchreckliche Allmacht, die täglich in ſo blutigen Proben ſich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter ſchützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswerthes war in

seinem Beispiel unnatürlich vermengt.[1] Verhaßte Gerüchte brandmarkten seine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderische Anschläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das Unglaublichste fand Glauben; das Ungeheuerste, wenn es ihm galt, oder von ihm stammen sollte, überraschte nicht mehr. Die Nation hatte schon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widersprechendsten Empfindungen sich gatten, und die feinern Grenzscheiden des Anstands und sittlichen Gefühls hinweggerückt sind. Dieser Glaube an außerordentliche Verbrechen ist beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erscheinung.[2]

Aber eben das seltsame Schicksal dieses Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit sich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die, von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in Schranken gehalten, standhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einstimmig, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein sahen wir ihn, gleich einem fremden, feindseligen Körper, über der Fläche schweben, die ihn zu empfangen verschmäht. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stoßen. Ihre Stimme ist so furchtbar, daß selbst der Eigennutz auf seine gewisse Beute Verzicht thut, daß sein

[1] Der Adel ließ, auf die Angabe des Grafen von Egmont, seine Bedienten eine gemeinschaftliche Liverei tragen, auf welche eine Narrenkappe gestickt war. Ganz Brüssel legte sie für den Kardinalshut aus, und jede Erscheinung eines solchen Bedienten erneuerte das Gelächter; diese Narrenkappe wurde nachher, weil sie dem Hofe anstößig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein sehr ernsthaftes Ende nahm und dem Wappen der Republik wahrscheinlich seine Entstehung gegeben. Vit. Vigl. T. II. 35. Thuan. 489. Das Ansehen des Kardinals sank endlich so weit herab, daß man ihm öffentlich einen satyrischen Kupferstich in die Hand steckte, auf welchem er über einem Haufen Eier sitzend vorgestellt war, woraus Bischöfe hervorkrochen. Ueber ihm schwebte ein Teufel mit der Randschrift: Dieser ist mein Sohn, den sollt ihr hören! Allgem. Gesch. der ver. Niederl. III. 40.

[2] Hopper. L. I. 35.

Wohlthaten geflohen werden, wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem anſteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt ſich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, ſeine Anhänger meiden ihn, ſeine Freunde verſtummen. So fürchterlich rächte das Volk ſeine Edeln und ſeine beleidigte Majeſtät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geſchichte hat dieſes merkwürdige Beiſpiel nur ein einziges=mal in dem Kardinal Mazarin wiederholt; aber es war, nach dem Geiſte beider Zeiten und Nationen, verſchieden. Beide konnte die höchſte Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand ſich erleichtert, wenn es über ſeinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes ſah ſich aus einem langen Zuſtand der Knechtſchaft unter Richelieus Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freiheit verſetzt; dieſe traten aus einer langen und angebornen Freiheit in eine ungewohnte Knechtſchaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung und die niederländiſchen Unruhen in republikaniſcher Freiheit oder Empörung endigten. Der Aufſtand der Pariſer war die Geburt der Armuth, ausgelaſſen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und unedel, wie die Quelle, woraus er ſtammte. Das Murren der Niederlande war die ſtolze und kräftige Stimme des Reichthums. Muthwille und Hunger begeiſterten jene, dieſe Rache, Eigenthum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Habſucht, Granvellas Herrſchſucht. Jener war menſchlich und ſanft; dieſer hart, gebieteriſch, grauſam. Der franzöſiſche Miniſter ſuchte in der Zuneigung ſeiner Königin eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wuth des Volks; der niederländiſche Miniſter forderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem Einzigen zu gefallen. Gegen Mazarin waren nur Parteien und der Pöbel, den ſie waffneten; gegen Granvella die Nation. Unter jenem verſuchte das Parlament eine Macht zu erſchleichen, die ihm nicht gebührte; unter dieſem kämpfte es für eine rechtmäßige Gewalt, die er hinterliſtig zu vertilgen ſtrebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieſer mit dem eingebornen Adel und den Ständen zu ringen, aber anſtatt daß die Erſtern ihren gemeinſchaftlichen Feind nur darum zu ſtürzen

trachteten, um selbst an seine Stelle zu treten, wollten die Letztern die Stelle selbst vernichten und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Mensch ganz besitzen sollte.

Indem dies unter dem Volke geschah, fing der Minister an, am Hof der Regentin zu wanken. Die wiederholten Beschwerden über seine Gewalt mußten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete sie auch, daß der allgemeine Abscheu, der auf ihm haftete, sie selbst noch ergreifen, oder daß sein längeres Verweilen den gedrohten Aufstand doch endlich herbeirufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, sein Unterricht und sein Beispiel hatten sie endlich in den Stand gesetzt ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fing an, sie zu drücken, wie er ihr weniger nothwendig wurde, und seine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier geliehen hatte, wurden sichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war sie eben so geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen war, sie zu bedecken. Bei dieser so nachtheiligen Stimmung für den Kardinal fingen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußten. „Man wundere sich sehr," sagte ihr unter andern Graf Egmont, „daß der König, einem Menschen zu Gefallen, der nicht einmal ein Niederländer sei, und von dem man also wisse, daß seine Glückseligkeit mit dem Besten dieser Länder nichts zu schaffen habe, alle seine niederländischen Unterthanen könne leiden sehen — einem fremden Menschen zu Gefallen, den seine Geburt zu einem Unterthan des Kaisers, sein Purpur zu einem Geschöpfe des römischen Hofes machte. Ihm allein," setzte der Graf hinzu, „habe Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen sei; künftighin aber würde er diese Sorge der Statthalterin überlassen, und sie hiemit gewarnet haben." Weil sich der größte Theil des Adels, der Geringschätzung überdrüssig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrath zurückzog, so verlor das willkürliche Verfahren des Ministers auch sogar noch den letzten republikanischen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einöde im Senat ließ seine hochmüthige Herrschaft in ihrer ganzen Widrigkeit sehen. Die Regentin empfand

etzt, daß ſie einen Herrn über ſich hatte, und von dieſem Augenblick
n war die Verbannung des Miniſters beſchloſſen.

Sie fertigte zu dieſem Ende ihren geheimen Secretär, Thomas
rmenteros, nach Spanien ab, um den König über alle Ver-
ältniſſe des Kardinals zu belehren, ihm alle jene Aeußerungen des
dels zu hinterbringen, und auf dieſe Art den Entſchluß zu ſeiner
erbannung in ihm ſelbſt entſtehen zu laſſen. Was ſie ihrem Briefe
icht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl, auf eine ge-
chickte Art in den mündlichen Bericht einzumiſchen, den ihm der
önig wahrſcheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte ſeinen
uftrag mit aller Geſchicklichkeit eines vollendeten Hofmanns; aber
ine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die
Reinung Philipps von ſeinem Miniſter, in ſeinem Gemüthe
icht umſtürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange
ing dieſer Monarch mit der Staatsklugheit und ſeinem Vorurtheil
u Rathe, bis endlich Granvella ſelbſt ſeinem zaudernden Vorſatz
u Hilfe kam und freiwillig um ſeine Entlaſſung bat, der er nicht
ehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abſcheu der ganzen
iederländiſchen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringſchätzigen
Betragen des Adels gelungen; er war einer Gewalt endlich müde,
elche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Neid als der
Schande bloßſtellte. Vielleicht zitterte er, wie Einige geglaubt haben,
ür ſein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr
chwebte; vielleicht wollte er ſeine Entlaſſung lieber unter dem Namen
ines Geſchenks, als eines Befehls, von dem König empfangen, und
inen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beiſpiel
ener Römer, mit Anſtand thun. Philipp ſelbſt, ſcheint es, wollte
er niederländiſchen Nation lieber jetzt eine Bitte großmüthig ge-
ähren, als ihr ſpäter in einer Forderung nachgeben, und
nit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigſtens
och ihren Dank verdienen. Seine Furcht war ſeinem Eigenſinne
berlegen, und die Klugheit ſiegte über ſeinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entſcheidung
es Königs ausgefallen ſei. Wenige Tage nach Armenteros' Zu-
ückkunft ſah er Demuth und Schmeichelei aus den wenigen Ge-
ichtern entweichen, die ihm bis jetzt noch dienſtfertig gelächelt hatten;

das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloß um ſeine Perſon, ſeine Schwelle wurde verlaſſen; er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Läſterung, die ihn während ſeiner ganzen Verwaltung mißhandelt hatte, ſchonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er ſie aufgab. Kurz vorher, eh' er ſein Amt niederlegte, unterſteht man ſich zu behaupten, ſoll er eine Ausſöhnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünſcht und ſich ſogar erboten haben, ihnen, wenn um dieſen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knieen Abbitte zu thun.[1] Es iſt klein und verächtlich, das Gedächtniß eines außerordentlichen Mannes mit einer ſolchen Nachrede zu beſudeln, aber es iſt noch verächtlicher und kleiner, ſie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf ſich dem königlichen Befehl mit anſtändiger Gelaſſenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzog von Alba nach Spanien geſchrieben, daß er ihm, im Fall er die Niederlande würde räumen müſſen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte ſich dieſer, ob es rathſam wäre, einen ſo gefährlichen Nebenbuhler in der Gunſt ſeines Königs herbeizurufen, oder einen ſo wichtigen Freund, ein ſo koſtbares Werkzeug ſeines alten Haſſes gegen die niederländiſchen Großen, von ſich zu weiſen. Die Rache ſiegte über ſeine Furcht, und er unterſtützte Granvellas Geſuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber ſeine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß der Aufenthalt dieſes Miniſters in Madrid alle Beſchwerden der niederländiſchen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde; denn nunmehr, ſagte er, würde man die Quelle ſelbſt, deren Ausflüſſe er bis jetzt nur verdorben haben ſollte, durch ihn vergiftet glauben. Er ſchickte ihn alſo nach der Grafſchaft Burgund, ſeinem Vaterland, wozu ſich eben ein anſtändiger Vorwand fand. Der Kardinal gab ſeinem Abzug aus Brüſſel den Schein einer unbedeutenden Reiſe, von der er nächſter Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die ſich unter ſeiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, ſich im Senat zu Brüſſel wieder einzufinden. Ob nun gleich

[1] Reidan. 4.

dieſer letztere Umſtand ſeine Wiederkunft nicht ſehr glaublich machte und man jene Erfindung nur für ein trotziges Elend erklärte, ſo ſchlug dennoch die entfernteſte Möglichkeit ſeiner Wiederkunft gar ſehr den Triumph nieder, den man über ſeinen Abzug feierte. Die Statthalterin ſelbſt ſcheint ungewiß geweſen zu ſein, was ſie an dieſem Gerüchte für wahr halten ſollte, denn ſie erneuerte in einem neuen Briefe an den König alle Vorſtellungen und Gründe, die ihn abhalten ſollten, dieſen Miniſter zurückkommen zu laſſen. Granvella ſelbſt ſuchte in ſeinem Briefwechſel mit Barlaimont und Viglius dieſes Gerücht zu unterhalten und wenigſtens noch durch weſenloſe Träume ſeine Feinde zu ſchrecken, die er durch ſeine Gegenwart nicht mehr peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einfluſſe dieſes Mannes ſo übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus ſeinem eigenen Vaterland verjagte.

Nachdem Pius der Vierte verſtorben war, machte Granvella eine Reiſe nach Rom, um der neuen Papſtwahl beizuwohnen und dort zugleich einige Aufträge ſeines Herrn zu beſorgen, deſſen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieſer zum Unterkönig von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsſtrichs erlag und einen Geiſt, den kein Schickſal gebeugt hatte, von der Wolluſt übermannen ließ. Er war zweiundſechzig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italieniſchen Angelegenheiten mit unumſchränkter Vollmacht zu beſorgen. Ein finſteres Alter und der ſelbſtzufriedene Stolz einer ſechzigjährigen Geſchäftsverwaltung machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens und einem läſtigen Lobredner vergangener Zeiten.

Aber die Staatskunſt des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunſt des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Miniſteriums wurde bald eines ſo gebieteriſchen Aufſehers müde, und Philipp ſelbſt fing an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten ſeines Vaters lobenswürdig fand. Nichtsdeſtoweniger vertraute er ihm noch zuletzt ſeine ſpaniſchen Länder an, als ihn die Eroberung Portugals nach Liſſabon forderte. Er ſtarb endlich auf einer italieniſchen Reiſe in der Stadt Mantua im dreiundſieben-

zigſten Jahre ſeines Lebens und im Vollgenuß ſeines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen ſeines Königs beſeſſen hatte.[1]

Der Staatsrath.

(1564.)

Unmittelbar nach dem Abzug des Miniſters zeigten ſich alle die glücklichen Folgen, die man ſich von ſeiner Entfernung verſprochen hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrath wieder ein und widmeten ſich den Staatsgeſchäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um keiner Sehnſucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung ſeine Entbehrlichkeit zu erweiſen. Das Gedränge war groß um die Herzogin. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Dienſteifer zu übertreffen; bis in die ſpäte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drei Curien, das beſte Verſtändniß zwiſchen dem Hof und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländiſchen Adels war alles zu erhalten, ſobald ſeinem Eigenſinn und Stolz durch Vertrauen und Willfährigkeit geſchmeichelt war. Die Statthalterin benutzte die erſte Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen geweſen war. Der große Kredit des Adels bei dem Volke unterſtützte ſie darin auf das nachdrücklichſte, und bald lernte ſie dieſer Nation das Geheimniß ab, das ſich auf dem deutſchen Reichstage ſo oft bewährt hat, daß man nur viel fordern müſſe, um immer etwas von ihr zu erhalten. Sie ſelbſt ſah ſich mit Vergnügen ihrer langen Knechtſchaft entledigt; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Laſt der Geſchäfte, und ſeine einſchmeichelnde Demuth ließ ſie die ganze Süßigkeit ihrer Herrſchaft empfinden.[2]

[1] Strada Dec. I. L. III. IV. p. 88—98.

[2] Hopper. 38. Burg. 78. 79. Strada 95. 98. Grot. 17.

(1564.) Granvella war zu Boden gestürzt, aber noch stand ein Anhang. Seine Politik lebte in seinen Geschöpfen, die er im geheimen Rath und im Finanzrath zurückließ. Der Haß glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längst vertrieben war, und die Namen der Oranisch- und Königlich-Gesinnten, der Patrioten und Kardinalisten fuhren noch immer fort, den Senat zu theilen und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Aytta, Präsident des geheimen Raths, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigsten Mann im Senat und die mächtigste Stütze der Krone und der Tiare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schätzbare Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Aufruhrs verdanken, und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehrmals geleitet hat, war einer von den größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabei noch Theologe und Priester, und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter zierten, und an deren Spitze sich Erasmus von Rotterdam befand, mit öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatte den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert und seine Grundsätze in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert und hat seinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte Karl der Fünfte diesen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vortheil der Niederlande lenken.[1] Nach dem Tode des Kaisers war Viglius der Vorzüglichsten einer, welche Philipp aus der Verlassenschaft seines Vaters empfing, und einer der Wenigen, in denen er sein Gedächtniß ehrte. Das Glück des Ministers Granvella, an den ihn eine frühe Bekanntschaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall seines Gönners nicht, weil er seine Herrschsucht und seinen Haß nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den

[1] A. G. d. v. N. II. Theil. 503 u. folg.

Provinzen, wo ihm die wichtigſten Geſchäfte anvertraut worden waren, die geprüfteſte Treue gegen ſeinen Monarchen und die eifrigſte Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben machten ihn zum vorzüglichſten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden.[1]

Viglius war ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrner Geſchäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht ſtarke Seele genug, die Feſſeln des Wahnes, wie ſein Freund Erasmus, zu brechen, und noch viel weniger ſchlimm genug, ſie, wie ſein Vorgänger Granvella, ſeiner Leidenſchaft dienen zu laſſen. Zu ſchwach und zu verzagt, der kühneren Leitung ſeines eignen Verſtandes zu folgen, vertraute er ſich lieber dem bequemeren Pfad des Gewiſſens an; eine Sache war gerecht, ſobald ſie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtſchaffenen Menſchen, die den ſchlimmen unentbehrlich ſind; auf ſeine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert ſpäter hätte er ſeine Unſterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rath zu Brüſſel diente er der Tyrannei; im Parlament zu London oder im Senat zu Amſterdam wär' er vielleicht wie Thomas Morus und Olden Barneveldt geſtorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Viglius war, hatte die Faktion an dem Präſidenten des Finanzraths, dem Grafen Barlaimont. Es iſt wenig, was uns die Geſchichtſchreiber von dem Verdienſt und den Geſinnungen dieſes Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe ſeines Vorgängers, des Kardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieſer von dem Schauplatz verſchwunden war, drückte ihn die Ueberlegenheit der Gegenpartei nieder; aber auch nur das Wenige, was wir von ihm aufſuchen können, verbreitet ein günſtiges Licht auf ſeinen Charakter. Mehr als einmal bemüht ſich der Prinz von Oranien, ihn von dem Intereſſe des Kardinals abzuziehen und ſeiner eignen Partei einzuverleiben — Beweis genug, daß er einen Werth auf dieſe Eroberung legte. Alle ſeine Verſuche ſchlagen fehl, ein Beweis, daß er mit keinem ſchwankenden Charakter zu thun hatte. Mehr als einmal ſehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Raths, gegen die überlegene Faktion heraustreten und das Intereſſe der Krone, das

[1] Vit. Vigl.

ſchon in Gefahr iſt aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerſpruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Oranien die Ritter des goldenen Vließes in ſeinem Hauſe verſammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquiſition vorläufig einen Schluß zu faſſen, war Barlaimont der Erſte, der die Geſetzwidrigkeit dieſes Verfahrens rügte, und der Erſte, der der Regentin davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentin um jene Zuſammenkunft wiſſe, und Barlaimont ſtand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu geſtehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet ſind, verrathen einen Mann, den weder Beiſpiel, noch Menſchenfurcht verſuchen, der mit feſtem Muth und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu ſtolz und deſpotiſch dachte, um eine andere als dieſe zu wählen.[1]

Noch werden uns unter dem königlichen Anhang zu Brüſſel der Herzog von Arſchot, die Grafen von Mansfeld, Megen und Aremberg genannt — alle drei geborne Niederländer, und alſo mit dem ganzen niederländiſchen Adel, wie es ſchien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchiſchen Gewalt in ihrem Vaterland entgegen zu arbeiten. Um ſo mehr muß uns der entgegengeſetzte Geiſt ihres Betragens befremden, der deſto auffallender iſt, weil wir ſie mit den vornehmſten Gliedern der Faktion in freundſchaftlichen Verhältniſſen finden, und gegen die gemeinſchaftlichen Laſten des Vaterlands nichts weniger als unempfindlich ſehen. Aber ſie fanden in ihrem Buſen nicht Selbſtvertrauen, nicht Heldenmuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem ſo überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen ſie ihren gerechten Unwillen dem Geſetz der Nothwendigkeit und legten ihrem Stolze lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirthſchaftlich und zu weiſe, um das gewiſſe Gut, das ſie von der freiwilligen Großmuth ihres Herrn ſchon beſaßen, von ſeiner Gerechtigkeit oder Furcht erſt ertrotzen zu wollen, oder ein wirkliches Glück hinzugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten ſie vielmehr den günſtigen

[1] Strada 82. 83. Burgund. 91. 168. Vit. Vigl. 40.

Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beständigkeit zu treiben, die jetzt bei dem allgemeinen Abfall des Adels im Preise gestiegen war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, ließen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei sie ergreifen sollten, kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geistes. Das Geschenk war klein, wenn sie sich dem Prinzen von Oranien gaben, aber das Bündniß mit der Majestät machte sie zu seinen desto furchtbarern Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhang und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst.

Die Geschlechter von Nassau und Croi, welchem letztern der Herzog von Arschot angehörte, waren seit mehreren Regierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus Croi stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen von Nassau hatten sich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, daß Philipp von Croi, Herzog von Arschot, eine Partei vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus diesem Privathaß zu ziehen und dem wachsenden Ansehen des nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegenzustellen. Die Grafen von Mansfeld und Megen waren bis hieher die vertrautesten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben; gemeinschaftlich die Inquisition und die Edikte bestritten und redlich mit ihm zusammengehalten bis hieher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbesonnene Tugend riß ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde fingen noch bei guter Zeit an, auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen von Egmont und Mansfeld gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue

Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. „Wenn ich," antwortete der Graf von Mansfeld seinem Freund, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Abfall zum Könige gemacht hatte, wenn ich ehemals der Meinung gewesen bin, daß das gemeine Beste die Aufhebung der Inquisition, die Milderung der Edikte und die Entfernung des Kardinals Granvella nothwendig mache, so hat uns der König ja diesen Wunsch jetzt gewährt, und die Ursache unserer Klagen ist gehoben. Zu viel haben wir bereits gegen die Majestät des Monarchen und das Ansehen der Kirche unternommen; es ist die höchste Zeit einzulenken, daß wir dem König, wenn er kommt, mit offener Stirne, ohne Bangigkeit entgegengehen können. Ich für meine Person bin vor seiner Ahndung nicht bange; mit getrostem Muthe würde ich mich auf seinen Wink in Spanien stellen und von seiner Gerechtigkeit und Güte mein Urtheil mit Zuversicht erwarten. Ich sage dieses nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont dasselbe von sich behaupten könnte, aber weise wird Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und mehr seine Sicherheit befestigt und den Verdacht von seinen Handlungen entfernt. Höre ich," heißt es am Schlusse, „daß er meine Warnungen beherzigt, so bleibt es bei unserer Freundschaft; wo nicht, so fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht und der Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum Opfer zu bringen."[1]

Die erweiterte Macht des Adels setzte die Republik beinahe einem größern Uebel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Ueppigkeit verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um ihr nun erst entsagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln und den erlöschenden Glanz seines Glücks wieder herzustellen. Verschwendungen führten die Gewinnsucht herbei, und diese den Wucher. Weltliche und geistliche Aemter wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rath verdammt hatte, sprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Zwar

[1] Strada 159.

wälzte der Staatsrath dieſe Beſchuldigung nachher auf die zwei andern Curien zurück; aber ſein eigenes Beiſpiel war es, was dieſe anſteckte. Die erfinderiſche Habſucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewiſſe Summen verſichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frei, und die Nation wurde durch das Lotto beſtohlen. Ohne Rückſicht des Ranges oder Verdienſtes ſah man die Dienſtleute und Kreaturen der Staatsräthe und Provinzſtatthalter zu den wichtigſten Bedienungen vorgeſchoben; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre unterſten Diener nehmen. Kein Kunſtgriff der Verführung wurde geſpart, den Geheimſchreiber der Herzogin, Thomas Armenteros, einen bis jetzt unbeſcholtenen und redlichen Mann, in dieſe Ausſchweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgeſpiegelte Betheuerung von Ergebenheit und Freundſchaft wußte man ſich in ſeine Vertraulichkeit einzudrängen und ſeine Grundſätze durch Wohlleben aufzulöſen; das verderbliche Beiſpiel ſteckte ſeine Sitten an, und neue Bedürfniſſe ſiegten über ſeine bis jetzt unbeſtechliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Mißbräuchen, deren Mitſchuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die ſeinigen zu verbergen. Einverſtanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz und hinterging durch ſchlechte Verwaltung ihrer Hilfsmittel die Abſichten der Regierung. Unterdeſſen taumelte die Regentin in einem ſüßlichen Wahne von Herrſchaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künſtlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien ſpielte mit den Schwächen einer Frau und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren weſenloſen Zeichen und einer demüthigen Außenſeite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte ſie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengeſetzte Weiſe brachte ſie jetzt Fragen, die für die andern Curien gehörten, oder Vorſtellungen, welche ihr Biglino ingeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrath, den die Faktion beherrſchte, ſo wie ſie ihn ehemals unter Granvellas Verwaltung widerrechtlich vernachläſſigt hatte. Beinahe alle Geſchäfte und aller Einfluß wendeten ſich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittſchriften kommen an ſie, alle Benefizen wurden von ihnen vergeben. Es kam

ſo weit, daß ſie den Obrigkeiten der Städte Rechtsſachen entzogen und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Anſehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie ſie das ihrige erweiterten, und mit dem Anſehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beiſpiel der Landesregierung. Der Geiſt, der den Staatsrath zu Brüſſel beherrſchte, verbreitete ſich bald durch alle Provinzen. Beſtechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterſtühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Sekten benutzten dieſe Licenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die bulbſameren Religionsgeſinnungen des Adels, der entweder ſelbſt auf die Seite der Neuerer hing, oder wenigſtens die Inquiſition als ein Werkzeug des Deſpotismus verabſcheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelöſt; durch die Freibriefe, welche man mehreren Proteſtanten ertheilte, wurden dem heiligen Amt ſeine beſten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel ſeinen nunmehrigen neuen Antheil an der Landesregierung dem Volk gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhaßte Tribunal der Inquiſition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn ſeine Neigung noch mehr, als die Vorſchrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendſten Zwange der Intoleranz in einen Zuſtand der Freiheit über, deſſen ſie bereits zu ſehr entwohnt war, um ihn mit Mäßigung auszuhalten. Die Inquiſitoren, des obrigkeitlichen Beiſtandes beraubt, ſahen ſich mehr verlacht, als gefürchtet. In Brügge ließ der Stadtrath ſelbſt einige ihrer Diener, die ſich eines Ketzers bemächtigen wollten, bei Waſſer und Brod ins Gefängniß ſetzen. Um eben dieſe Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, dem heiligen Amt einen Ketzer zu entreißen, eine mit Blut geſchriebene Schrift auf öffentlichem Markt angeſchlagen, welche enthielt, daß ſich eine Anzahl Menſchen verſchworen habe, den Tod dieſes Unſchuldigen zu rächen.[1]

Von der Verderbniß, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten ſich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Barlaimont den Vorſitz führten, noch größtentheils rein erhalten.

[1] Hopper. 40. Grot. 17. Vit. Vigl. 39. Burg. 80. 87. 88. Strada 99. 100.

Da es der Faktion nicht gelang, ihre Anhänger in diese zwei Curien einzuschieben, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beide ganz außer Wirksamkeit zu setzen und ihre Geschäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz von Oranien des Beistands der übrigen Staatsräthe zu versichern. „Man nenne sie zwar Senatoren," ließ er sich öfters gegen seinen Anhang heraus, „aber Andere besitzen die Ge„walt. Wenn man Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder „wenn die Rede davon sei, der eindringenden Ketzerei zu wehren, „oder das Volk in Ordnung zu erhalten, so halte man sich an sie, „da sie doch weder den Schatz noch die Gesetze bewachten, sondern „nur die Organe wären, durch welche die beiden andern Collegien „auf den Staat wirkten. Und doch würden sie allein der ganzen „Reichsverwaltung gewachsen sein, die man unnöthiger Weise unter „drei verschiedene Kammern vertheilt hätte, wenn sie sich nur unter „einander verbinden wollten, dem Staatsrath diese entrissenen Zweige „der Regierung wieder einzuverleiben, damit eine Seele den ganzen „Körper belebe." Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vließes in den Staatsrath gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunal zu Mecheln, dem sie rechtmäßig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente u. s. w. dem Präsidenten Viglius überlassen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheimgestellt sein sollte. Nun sah man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen würden; um sie also der Regentin abzunöthigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Offizieren der Armee, welche den Hof zu Brüssel mit ungestümen Mahnungen an den rückständigen Sold beunruhigen und im Verweigerungsfall mit einer Rebellion drohen mußten. Man leitete es ein, daß die Regentin mit häufigen Suppliken und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachsthum der Ketzerei zu besorgen sei. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zustand der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein so abschreckendes Gemälde zu geben, daß sie von dem Taumel,

›orein ſie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte.[1] Sie eruft alle drei Curien zuſammen, um über die Mittel zu berath- hlagen, wie dieſen Zerrüttungen zu begegnen ſei. Die Mehrheit er Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Geſand- n nach Spanien ſenden müſſe, welcher den König durch eine um- ändliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zuſtand der Sachen bekannter machen und ihn vielleicht zu beſſern Maßregeln ermögen könnte. Viglius, dem von dem verborgenen Plane der faktion nicht das Mindeſte ahnete, widerſprach dieſer Meinung. Das Uebel," ſagte er, „worüber man klage, ſei allerdings groß und nicht zu vernachläſſigen, aber unheilbar ſei es nicht. Die Gerechtig- keit werde ſchlecht verwaltet, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel ſelbſt das Anſehen der Obrigkeit durch ſein verächt- liches Betragen gegen ſie herabwürdige, und die Statthalter ſie nicht genug unterſtützten. Die Ketzerei nehme überhand, weil der welt- liche Arm die geiſtlichen Richter im Stiche laſſe, und weil das ge- meine Volk nach dem Beiſpiel der Edeln die Verehrung gegen ſeine Obrigkeit ausgezogen habe. Nicht ſowohl die ſchlechte Verwaltung der Finanzen, als vielmehr die vorigen Kriege und die Staats- bedürfniſſe des Königs haben die Provinzen mit dieſer Schuldenlaſt beſchwert, von welcher billige Steuern ſie nach und nach würden befreien können. Wenn der Staatsrath ſeine Indulgenzen, Frei- briefe und Erlaſſungen einſchränkte, wenn er die Sittenverbeſſerung bei ſich ſelbſt anfinge, die Geſetze mehr achtete und die Obrigkeit in ihr voriges Anſehen wieder einſetzte, kurz, wenn nur die Collegien „und die Statthalter erſt ihre Pflichten erfüllten, ſo würden dieſe „Klagen bald aufhören.. Wozu alſo einen neuen Geſandten nach „Spanien, da doch nichts Neues geſchehen ſei, um dieſes außerordent- „liche Mittel zu rechtfertigen? Beſtünde man aber dennoch darauf, „ſo wolle er ſich dem allgemeinen Gutachten nicht entgegenſetzen; nur „bedinge er ſich aus, daß der wichtigſte Auftrag des Botſchafters „alsdann ſein möge, den König zu einer baldigen Ueberkunft zu „vermögen."[2]

[1] Burg. 92—94. Hopper. 41. Vita Vigl. §. 87. 88.
[2] Burg. 95. 96. Hopper. 41. 43. sq.

Ueber die Wahl des Botschafters war nur eine Stimme. Unter allen niederländischen Großen schien Graf Egmont der einzige zu sein, der beiden Theilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquisition, seine vaterländischen und freien Gesinnungen und die unbescholtene Rechtschaffenheit seines Charakters, leisteten der Republik hinlängliche Bürgschaft für sein Betragen; aus welchen Gründen er dem König willkommen sein mußte, ist schon oben berührt worden. Da bei Fürsten oft schon der erste Anblick das Urtheil spricht, so konnte Egmonts einnehmende Bildung seine Beredsamkeit unterstützen und seinem Gesuch eine Hilfe geben, deren die gerechteste Sache bei Königen nie entübrigt sein kann. Egmont selbst wünschte diese Gesandtschaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem König zu berichtigen.[1]

Die Kirchenversammlung zu Trient war unterdessen auch geendigt, und die Schlüsse derselben der ganzen katholischen Christenheit bekannt gemacht worden. Aber diese Schlüsse, weit entfernt den Zweck der Synode zu erfüllen und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu sein, hatte jetzt nur mehr Bestimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künste und Anmaßungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruht hatten, waren nunmehr in Gesetze übergegangen und zu einem Systeme erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die sich in den barbarischen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Christenheit eingeschlichen, wurden jetzt für wesentliche Theile des Gottesdienstes erklärt und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geschleudert, der sich diesen Dogmen widersetzen, diesen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten sich erdreisten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erste Quelle des Abfalls von dem römischen Stuhl, war

[1] Strada 103.

jetzt durch einen unumstößlichen Lehrsatz erwiesen, und das Mönchthum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannspersonen gestattet im sechzehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profeß zu thun. Alle Dogmen der Protestanten sind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluß ist zu ihrem Vortheil gefaßt, nicht ein einziger Schritt geschehen, sie auf einem sanftern Weg in den Schooß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode und die Ungereimtheit ihrer Entscheidungen vermehrte bei diesen wo möglich noch die herzliche Verachtung, die sie längst gegen das Papstthum hegten, und gab ihren Angriffen neue, bis jetzt noch übersehene Blößen preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Mysterien der Kirche so nahe zu bringen und mit Vernunftschlüssen für Gegenstände des blinden Glaubens zu fechten.

Aber die Schlüsse des Conciliums befriedigten auch nicht einmal alle katholischen Mächte. Frankreich verwarf sie ganz, sowohl den Calvinisten zu Gefallen, als auch weil die Superiorität, deren sich der Papst über das Concilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholische Fürsten Deutschlands erklärten sich dagegen. So wenig Philipp der Zweite von gewissen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an seine eigenen Rechte streiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eifersucht wachen konnte, als er; so sehr ihn der große Einfluß des Papsts auf das Concilium und die willkürliche, übereilte Aufhebung desselben beleidigt hatte; so eine gerechte Ursache zur Feindseligkeit ihm endlich der Papst durch die Zurücksetzung seines Gesandten gab, so willig zeigte er sich doch, die Schlüsse des Conciliums anzuerkennen, die auch in dieser Gestalt seinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrigen politischen Rücksichten wurden dieser Angelegenheit nachgesetzt, und er gab Befehl, sie in allen seinen Staaten abzukündigen.[1]

Der Geist des Aufruhrs, der alle niederländischen Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieses neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther waren in Gährung, das Ansehen der römischen Kirche

[1] Hist. de Philippe II. Watson T. II. L. V. Thuan. II. 29. 491. 350. Essay sur les Moeurs. T. III. Concile de Trente. Meteren 59. 60.

bei Vielen ſchon aufs tiefſte geſunken; unter ſolchen Umſtänden konnten die gebieteriſchen und oft abgeſchmackten Entſcheidungen des Conciliums nicht anders als anſtößig ſein; aber ſo ſehr Philipp der Zweite ſeinen Charakter nicht verleugnete, Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich, andere Geſetze haben, einen andern Glauben erlaubte. Die empfing den gemeſſenſten Befehl, in den Niederlanden eben den Gehorſam gegen die Trientiſchen Schlüſſe zu erpreſſen, der in Spanien und Italien geleiſtet ward.[1]

Die Schlüſſe fanden den heftigſten Widerſpruch in dem Staatsrath zu Brüſſel. Die Nation — erklärte Wilhelm von Oranien — würde und könnte dieſelben nicht anerkennen, da ſie größtentheils den Grundgeſetzen ihrer Verfaſſung zuwider liefen, aus ähnlichen Gründen von mehreren katholiſchen Fürſten nicht angenommen worden ſeien. Beinahe der ganze Staatsrath war auf Oraniens Seite; die meiſten Stimmen gingen dahin, daß man den König bereden müſſe, die Schlüſſe entweder ganz zurückzunehmen, oder wenigſtens nur unter gewiſſen Einſchränkungen bekannt machen. Dieſem widerſetzte ſich Viglius und beſtand auf dem Befehle der königlichen Befehle. „Die Kirche," ſagte er, „hat zu allen Zeiten „die Reinigkeit ihrer Lehre und die Genauigkeit der Disciplin „ſolche allgemeine Concilien erhalten. Den Glaubensirrungen, die „unſer Vaterland ſchon ſo lange beunruhigen, kann kein anderes „Mittel entgegengeſetzt werden, als eben dieſe Schlüſſe, deren „Verwerfung man jetzt bringt. Wenn ſie auch hie und da die „Gerechtigkeiten des Bürgers und der Conſtitution im Wege „ſtehen, ſo iſt dieſes ein Uebel, dem man durch eine gelinde, „ſchonende Handhabung derſelben leicht begegnen kann. Es „gereicht es unſerm Herrn, dem König von Spanien, zu Ehren, „daß er allein vor allen Fürſten ſeiner Zeit nicht gezaudert, „ſein beſſeres Wiſſen der Nothwendigkeit unterzuordnen und Re„geln aus Furcht zu verwerfen, die das Wohl der Kirche ge„heiſcht, und das Glück ſeiner Unterthanen ihm zur Pflicht machen." Da die Schlüſſe Verſchiedenes enthielten, was gegen die Re-

[1] Strada 102.

Krone selbst verstieß, so nahmen Einige davon Veranlassung, vorzuschlagen, daß man diese Capitel wenigstens bei der Bekanntmachung hinweglassen sollte. Damit der König dieser anstößigen und seiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, so wollten sie die niederländische Nationalfreiheit vorschützen und den Namen der Republik zu diesem Eingriff in das Concilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüsse in seinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchsetzen lassen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholischen Mächten dieses Muster von Widersetzlichkeit geben und das Gebäude selbst untergraben werde, das er zu gründen so beflissen gewesen war.[1]

Graf Egmont in Spanien.

Dem König, dieser Schlüsse wegen, Vorstellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Protestanten abzugewinnen und auf die Einziehung der beiden andern Rathsversammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von Seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widersetzlichkeit des niederländischen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, diese Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den schlechten Zustand des Kriegswesens und der Finanzen in seinen niederländischen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterin empfohlen.

Die Bestallung des Grafen wurde von dem Präsidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Ketzerei und die Erschöpfung des Schatzes. Auf die persönliche Ueberkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das Uebrige war der Beredsamkeit des Botschafters vorbehalten, dem die Statthalterin einen Wink gab, eine

[1] Watson T. I. L. VII. 262. Strada 102. Burg. 115.

ſo ſchöne Gelegenheit nicht von der Hand zu ſchlagen, um ſich in der Gunſt ſeines Herrn feſtzuſetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorſtellungen, welche durch ihn an den König ergehen ſollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und ſchwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung," ſagte er, „welche der Präſident von unſern „Beſchwerden gemacht, iſt weit unter der Wahrheit geblieben. Wie „kann der König die ſchicklichſten Heilmittel anwenden, wenn wir „ihm die Quellen des Uebels verhehlen? Laßt uns die Zahl der „Ketzer nicht geringer angeben, als ſie wirklich iſt; laßt uns auf„richtig eingeſtehen, daß jede Provinz, jede Stadt, jeder noch ſo „kleine Flecken davon wimmelt; laßt uns auch nicht bergen, daß ſie „die Strafbefehle verachten und wenig Ehrfurcht gegen die Obrigkeit „hegen. Wozu alſo noch dieſe Zurückhaltung? Aufrichtig dem König „geſtanden, daß die Republik in dieſem Zuſtand nicht verharren „kann. Der geheime Rath freilich wird anders urtheilen, der eben „dieſe allgemeine Zerrüttung willkommen heißt. Denn woher ſonſt „dieſe ſchlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, dieſe allgemeine Ver„derbniß der Richterſtühle, als von ſeiner Habſucht, die durch nichts „zu erſättigen iſt? Woher dieſe Pracht, dieſe ſchändliche Ueppigkeit „jener Kreaturen, die wir aus dem Staube haben ſteigen ſehen, „wenn ſie nicht durch Beſtechung dazu gekommen ſind? Hören wir „nicht täglich von dem Volk, daß kein anderer Schlüſſel ſie eröffnen „könne, als Gold, und beweiſen nicht ihre Trennungen unter einander „ſelbſt, wie ſchlecht ſie von der Liebe zum Ganzen ſich beherrſchen „laſſen? Wie können Menſchen zum allgemeinen Beſten rathen, die „das Opfer ihrer eignen Leidenſchaft ſind? Meinen ſie etwa, daß „wir, die Statthalter der Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen „Lictors mit unſeren Soldaten zu Gebote ſtehen ſollen? Laßt ſie „ihren Indulgenzen und Erlaſſungen Grenzen ſetzen, womit ſie gegen „diejenigen, denen wir ſie verſagen, ſo verſchwenderiſch ſind. Nie„mand kann Verbrechen erlaſſen, ohne gegen das Ganze zu ſündigen „und das allgemeine Uebel durch einen Beitrag zu vermehren. Mir, „ich geſtehe es, hat es niemals gefallen, daß die Geheimniſſe des „Staats und die Regierungsgeſchäfte ſich unter ſo viele Collegien „vertheilen. Der Staatsrath reicht hin für alle; mehrere Patrioten

„haben dieſes längſt ſchon im Stillen empfunden, und ich erkläre „es jetzt laut. Ich erkläre, daß ich für alle Uebel, worüber Klage „geführt wird, kein anderes Gegenmittel weiß, als jene beiden Kam„mern in dem Staatsrath aufhören zu laſſen. Dieſes iſt es, was „man von dem König zu erhalten ſuchen muß, oder dieſe neue Ge„ſandtſchaft iſt wiederum ganz zwecklos und unnütz geweſen.“ Und nun theilte der Prinz dem verſammelten Senat den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. Viglius, gegen den dieſer neue Vorſchlag eigentlich und am meiſten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit ſeines Verdruſſes. Die Gemüthsbewegung war ſeinem ſchwächlichen Körper zu ſtark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens.[1]

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, aus dem geheimen Rathe zu Brüſſel, ein Mann von alter Sitte und unbeſcholtener Redlichkeit, des Präſidenten vertrauteſter und würdigſter Freund.[2] Er machte zu Gunſten der Oraniſchen Partei noch einige Zuſätze zu der Ausfertigung des Geſandten, welche die Abſchaffung der Inquiſition und die Vereinigung der drei Curien betrafen, nicht ſowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil ſie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präſidenten, der ſich unterdeſſen von ſeinem Zufall wieder erholt hatte, Abſchied nahm, bat ihn dieſer, ihm die Entlaſſung von ſeinem Poſten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, ſeien vorüber; er wolle ſich nach dem Beiſpiel ſeines Vorgängers und Freundes Granvella in die Stille des Privatlebens zurückziehen und dem Wankelmuth des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer ſtürmiſchen Zukunft, womit er ſich nicht gern vermengen wolle.[3]

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahres 1565 ſeine Reiſe nach Spanien an und wurde daſelbſt mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem ſeines Standes vor ihm wider-

[1] Vita Vigl. §§. 88. 89. Burg. 97—102.

[2] Vita Vigl. §. 89. Der Nämliche, aus deſſen Mémoires ich viele Aufſchlüſſe über dieſe Epoche geſchöpft habe. Seine nachherige Abreiſe nach Spanien hat den Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Präſidenten veranlaßt, der eines der ſchätzbarſten Documente für dieſe Geſchichte iſt.

[3] Burg. 103.

fahren war. Alle caſtilianiſchen Großen, vom Beiſpiel ihres Königs beſiegt, oder vielmehr ſeiner Staatskunſt getreu, ſchienen ihren verjährten Groll gegen den flämiſchen Adel ausgezogen zu haben und

beeiferten ſich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeigen zu gewinnen. Alle ſeine Privatgeſuche wurden ihm von dem König bewilligt, ja, ſeine Erwartungen hierin ſogar übertroffen und wäh-

rend der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er Ursache genug, sich der Gastfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieser gab ihm die nachdrücklichsten Versicherungen von seiner Liebe zu dem niederländischen Volke und machte ihm Hoffnung, daß er nicht ungeneigt sei, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Commission von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig sei, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die meisten darunter der Meinung waren, die besondere Verfassung der Niederlande und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grad von Nachsicht entschuldigen, so wurde die Frage noch bündiger wiederholt: „Er verlange nicht zu wissen," hieß es, „ob er es dürfe, sondern ob er es müsse?" Als man das Letzte verneinte, so erhub er sich von seinem Sitz und kniete vor einem Crucifix nieder. „So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen," rief er aus, „daß du mich nie so tief mögest sinken lassen, ein Herr derer zu sein, die dich von sich stoßen!" und nach diesem Muster ungefähr fielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entschließung dieses Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringendste Nothwendigkeit konnte ihn vielleicht nöthigen, bei Durchsetzung der Strafbefehle weniger streng zu sein, aber niemals, sie gesetzlich zurückzunehmen, oder nur zu beschränken. Egmont stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verstärkten, da die Beispiele ihres Muths und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung erfüllten und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem König zwar nicht auf die Erde, aber sie wirkte etwas ganz Anderes, als damit gemeint worden war. Um diese verführerischen Auftritte zu vermeiden und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg, und beschloß, daß die Hinrichtungen ins Künftige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterin mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht

umhin, ihn über sein Bezeigen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen, wobei er insbesondere auch der Spottliverei gedachte. Egmont betheuerte, daß das Ganze nichts als ein Tafelscherz gewesen und nichts damit gemeint worden sei, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüßte er, daß es einem Einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas so Schlimmes dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fordern.[1]

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von fünfzigtausend Gulden und fügte noch die Versicherung hinzu, daß er die Versorgung seiner Töchter über sich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen Farnese von Parma mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterin, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit zu bezeigen.[2] Die verstellte Sanftmuth des Königs und die Betheuerungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er nicht empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückseligkeit, die er seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländischen Provinzen mit dem Ruhm ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrath zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hoffnungen schon merklich herunter. „Obgleich sein Entschluß in Betreff der Glaubensedikte," lautete sie, „fest und unwandelbar sei, und er lieber tausend Leben „verlieren, als nur Einen Buchstaben daran abändern wolle, so „habe er doch, durch die Vorstellungen des Grafen von Egmont „bewogen, auf der andern Seite keines von den gelinden Mitteln „unversucht lassen wollen, wodurch das Volk vor der ketzerischen Ver„derbniß bewahrt und jenen unabänderlichen Strafen entrissen „werden könnte. Da er nun aus des Grafen Bericht vernommen, „daß die vornehmste Ursache der bisherigen Glaubensirrungen in der „Sittenverderbniß der niederländischen Geistlichkeit, dem schlechten „Unterricht des Volks und der verwahrlosten Erziehung der Jugend „zu suchen sei, so trage er ihr hiemit auf, eine besondere Commission

[1] Grot. VI. Hopper. 43. 44. 45. Strada 104. 105. 106.
[2] Strada 107.

„von drei Biſchöfen und einigen der geſchickteſten Theologen nieder„zuſetzen, deren Geſchäft es wäre, ſich über die nöthige Reform zu „berathſchlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus Aergerniß wanke, „oder aus Unwiſſenheit in den Irrthum ſtürze. Weil er ferner ge„hört, daß die öffentlichen Todesſtrafen der Ketzer dieſen nur Ge„legenheit gäben, mit einem tollkühnen Muthe zu prahlen, und den „gemeinen Haufen durch einen Schein von Märtyrerruhm zu be„thören, ſo ſolle die Commiſſion Mittel in Vorſchlag bringen, wie „dieſen Hinrichtungen mehr Geheimniß zu geben und den verurtheil„ten Ketzern die Ehre ihrer Standhaftigkeit zu entreißen ſei.“ Um aber ja gewiß zu ſein, daß dieſe Privatſynode ihren Auftrag nicht überſchritte, ſo verlangte er ausdrücklich, daß der Biſchof von Ypern, ein verſicherter Mann und der ſtrengſte Eiferer für den katholiſchen Glauben, von den committirten Räthen ſein ſollte. Die Berathſchlagung ſollte wo möglich in der Stille und unter dem Schein, als ob ſie die Einführung der Trientiſchen Schlüſſe zum Zweck hätte, vor ſich gehen; wahrſcheinlich um den römiſchen Hof durch dieſe Privatſynode nicht zu beunruhigen und dem Geiſt der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung ſelbſt ſollte die Herzogin nebſt einigen treugeſinnten Staatsräthen anweſend ſein, und ſodann ein ſchriftlicher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlaſſen werden. Zu ihren dringendſten Bedürfniſſen ſchickte er ihr einſtweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu ſeiner perſönlichen Ueberkunft; erſt aber müßte der Krieg mit den Türken geendigt ſein, die man eben jetzt vor Malta erwarte. Die vorgeſchlagene Vermehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demſelben wurde ganz mit Stillſchweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arſchot, den wir als einen eifrigen Royaliſten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. Viglius wurde der Präſidentenſtelle im geheimen Rathe zwar entlaſſen, mußte ſie aber demohngeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil ſein Nachfolger, Karl Tyſſenacque, aus dem Conſeil der niederländiſchen Angelegenheiten in Madrid, ſo lange dort zurückgehalten wurde.[1]

[1] Hopper. 44—46. 60. Strada 107. 151. Vita Vigl. 45. Not. ad Vit. Vigl. 187. Burg. 105. sq. 119.

Geschärfte Religionsedikte. Allgemeine Widersetzung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geschärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichsam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen straften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abschrift der Tridentischen Schlüsse, wie sie in Spanien anerkannt worden waren und jetzt auch in den Niederlanden sollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer und noch anderer Ketzer unterschrieben. „Der Graf," hörte man jetzt von Wilhelm dem Stillen, „ist durch spanische Künste überlistet worden. Eigenliebe und Eitelkeit haben seinen Scharfsinn geblendet; über seinem eigenen Vortheil hat er das allgemeine Beste vergessen." Die Falschheit des spanischen Ministeriums lag jetzt offen da; dieses unredliche Verfahren empörte die Besten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf Egmont, der sich jetzt als das Spielwerk der spanischen Arglist erkannte und unwissender Weise an seinem Vaterland zum Verräther geworden war. „Diese scheinbare „Güte also," beschwerte er sich laut und bitter, „war nichts, als ein „Kunstgriff, mich dem Spott meiner Mitbürger preiszugeben und „meinen guten Namen zu Grund zu richten. Wenn der König die „Versprechungen, die er mir in Spanien gethan, auf eine solche Art „zu halten gesonnen ist, so mag Flandern übernehmen, wer will; ich „werde durch meine Zurückziehung von Geschäften öffentlich darthun, „daß ich an dieser Wortbrüchigkeit keinen Antheil habe." In der That konnte das spanische Ministerium schwerlich ein schicklicheres Mittel wählen, den Credit eines so wichtigen Mannes zu brechen,

als daß es ihn seinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als einen, den es zum Besten gehabt hatte, zur Schau stellte.[1]

Unterdessen hatte sich die Synode in folgendem Gutachten vereinigt, welches dem König sogleich überseudet ward: „Für den Reli„gionsunterricht des Volks, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit „und die Erziehung der Jugend sei bereits in den Trientischen „Schlüssen so viel Sorge getragen worden, daß es jetzt nur darauf „ankomme, diese Schlüsse in die schleunigste Erfüllung zu bringen. „Die kaiserlichen Edikte gegen die Ketzer dürfen durchaus keine Ver„änderung leiden; doch könne man den Gerichtshöfen ingeheim „zu verstehen geben, nur die hartnäckigen Ketzer und ihre Prediger „mit dem Tode zu bestrafen, zwischen den Sekten selbst einen Unter„schied zu machen und dabei auf Alter, Rang, Geschlecht und Ge„müthscharakter der angeklagten Personen zu achten. Wenn es an „dem wäre, daß öffentliche Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr „in Flammen setzten, so würde vielleicht die unheldenhafte, weni„ger in die Augen fallende, und doch nicht minder harte Strafe der „Galeere am angemessensten sein, diese hohen Meinungen von „Märtyrerthum herunterzustimmen. Vergehungen des bloßen Muth„willens, der Neugierde und des Leichtsinns könnte man durch „Geldbußen, Landesverweisung oder auch durch Leibesstrafen ahn„den."[2]

Während daß unter diesen Berathschlagungen, die nun erst nach Madrid geschickt und von da wieder zurück erwartet werden mußten, unnütz die Zeit verstrich, ruhten die Proceduren gegen die Sektirer, oder wurden zum wenigsten sehr schläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Ministers Granvella hatte die Anarchie, welche in den obern Curien herrschte und sich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgesinnungen des Adels, den Muth der Sekten erhoben und der Bekehrungswuth ihrer Apostel freies Spiel gelassen. Die Inquisitionsrichter waren durch die schlechte Unterstützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung

[1] Strada 113.
[2] Hopper. 49. 50. Burg. 110. 111.

gekommen. Der katholiſche Theil der Nation hatte ſich von den Schlüſſen der Trientiſchen Kirchenverſammlung, ſo wie von Egmonts Geſandtſchaft nach Spanien große Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht und in der Aufrichtigkeit ſeines Herzens zu verbreiten nicht unterlaſſen hatte, gerechtfertigt zu ſein ſchienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensproceduren entwöhnt hatte, deſto ſchmerzhafter mußte eine plötzliche und geſchärftere Erneuerung derſelben empfunden werden. Unter dieſen Umſtänden langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Biſchöfe und die letzte Anfrage der Oberſtatthalterin beantwortet wurde.

„Was für eine Auslegung auch der Graf von Egmont," lautete es, „den mündlichen Aeußerungen des Königs gegeben habe, ſo wäre ihm nie, auch nicht einmal von weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeſte an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiſer, ſein Vater, ſchon vor fünf und dreißig Jahren in den Provinzen ausgeſchrieben habe. Dieſe Edikte, befehle er alſo, ſollen fortan auf das ſtrengſte gehandhabt werden, die Inquiſition von dem weltlichen Arm die thätigſte Unterſtützung erhalten, und die Schlüſſe der Trientiſchen Kirchenverſammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen ſeiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Biſchöfe und Theologen billige er vollkommen, bis auf die Milderung, welche ſie darin in Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Charakter der Individuen vorgeſchlagen, indem er dafür halte, daß es ſeinen Edikten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem ſchlechten Eifer und der Treuloſigkeit der Richter allein ſeien die Fortſchritte zuzuſchreiben, welche die Ketzerei bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von dieſen es alſo künftig an Eifer würde ermangeln laſſen, müſſe ſeines Amtes entſetzt und ein beſſerer an ſeinen Platz geſetzt werden. Die Inquiſition ſolle, ohne Rückſicht auf etwas Menſchliches, feſt, furchtlos und von Leidenſchaft frei ihren Weg wandeln und weder vor ſich noch hinter ſich ſchauen. Er genehmige alles, ſie möge ſo weit gehen, als ſie wolle, wenn ſie nur das Aergerniß vermeide.[1]

[1] Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant nemini securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burg. 118.

Dieſer königliche Brief, dem die Oraniſche Partei alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeſchrieben hat, verurſachte die heftigſten Bewegungen unter den Staatsräthen, und die Aeußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Abſicht in Geſellſchaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der ſpaniſchen Inquiſition kam erneuert zurück, und mit ihr ſah man ſchon die ganze Verfaſſung zuſammenſtürzen. Schon hörte man Gefängniſſe mauern, Ketten und Halseiſen ſchmieden und Scheiterhaufen zuſammentragen. Alle Geſellſchaften ſind mit dieſen Geſprächen erfüllt, und die Furcht hält ſie nicht mehr im Zügel. Es wurden Schriften an die Häuſer der Edeln geſchlagen, worin man ſie, wie ehemals Rom ſeinen Brutus, aufforderte, die ſterbende Freiheit zu retten. Beißende Pasquille erſchienen gegen die neuen Biſchöfe, Folterknechte, wie man ſie nannte; die Kleriſei wurde in Komödien verſpottet, und die Läſterung verſchonte den Thron ſo wenig, als den römiſchen Stuhl.[1]

Aufgeſchreckt von dieſen Gerüchten, läßt die Regentin alle Staatsräthe und Ritter zuſammenrufen, um ſich ihr Verhalten in dieſer mißlichen Lage von ihnen beſtimmen zu laſſen. Die Meinungen waren verſchieden, und heftig der Streit. Ungewiß zwiſchen Furcht und Pflicht zögerte man, einen Schluß zu faſſen, bis der Greis Viglius zuletzt aufſtand und durch ſein Urtheil die ganze Verſammlung überraſchte. — „Jetzt," ſagte er, „dürfe man gar nicht „daran denken, die königliche Verordnung bekannt zu machen, ehe „man den Monarchen auf den Empfang vorbereitet habe, den ſie „jetzt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, finden würde; vielmehr müſſe „man die Inquiſitionsrichter anhalten, ihre Gewalt ja nicht zu „mißbrauchen, und ja ohne Härte zu verfahren." Aber noch mehr erſtaunte man, als der Prinz von Oranien jetzt auftrat und dieſe Meinung bekämpfte. „Der Wille des Königs," ſagte er, „ſei zu „klar und zu beſtimmt vorgetragen, ſei durch zu viele Deliberationen „befeſtigt, als daß man es noch weiterhin wagen könnte, mit ſeiner „Vollſtreckung zurückzuhalten, ohne den Vorwurf der ſträflichſten „Halsſtarrigkeit auf ſich zu laden." — „Den nehm' ich auf mich,"

[1] Grot. 19. Burg. 122. Hopper. 61.

fiel ihm Viglius in die Rede. „Ich ſtelle mich ſeiner Ungnade „entgegen. Wenn wir ihm die Ruhe ſeiner Niederlande damit er„kaufen, ſo wird uns dieſe Widerſetzlichkeit endlich noch bei ihm „Dank erwerben.“ Schon fing die Regentin an, zu dieſer Meinung hinüber zu wanken, als ſich der Prinz mit Heftigkeit dazwiſchen warf. „Was,“ fiel er ein, „was haben die vielen Vorſtellungen, die „wir ihm gethan, die vielen Briefe, die wir an ihn geſchrieben, was „hat die Geſandtſchaft ausgerichtet, die wir noch kürzlich an ihn „geſendet haben? Nichts — und was erwarten wir alſo noch? „Wollen wir, ſeine Staatsräthe, allein ſeinen ganzen Unwillen auf „uns laden, um ihm auf unſere Gefahr einen Dienſt zu leiſten, den „er uns niemals danken wird?“ Unentſchloſſen und ungewiß ſchweigt die ganze Verſammlung; niemand hat Muth genug, dieſer Meinung beizupflichten, und eben ſo wenig, ſie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtſamkeit der Regentin zu ſeinem Beiſtand gerufen, die ihr jede Wahl unterſagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorſams werden in die Augen leuchten, — womit aber, wenn ſie ſo glücklich iſt, dieſe Folgen durch einen weiſen Ungehorſam zu verhüten, womit wird ſich beweiſen laſſen, daß ſie dieſelben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt alſo von beiden Rathſchlägen den traurigſten; es geſchehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal ſiegte alſo die Faktion, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der, ſeinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Muth hatte, war aus dem Felde geſchlagen.[1] Dieſe Sitzung machte der Ruhe der Oberſtatthalterin ein Ende; von dieſem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Räthe auseinander gingen, ſagte der Prinz von Oranien zu einem, der zunächſt bei ihm ſtand: „Nun,“ ſagte er, „wird man uns bald ein „großes Trauerſpiel geben.“[2]

[1] Burg. 123. 124. Meteren 76. Vita Vigl. 45.

[2] Die Geſchichtſchreiber der ſpaniſchen Partei haben nicht verabſäumt, Oraniens Betragen in dieſer Sitzung gegen ihn zeugen zu laſſen, und mit dieſem Beweiſe von Unredlichkeit über ſeinen Charakter zu triumphiren. Er, ſagen ſie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Maßregeln des Hofs mit Worten

Es erging also ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen ward, die Plakate des Kaisers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeschrieben worden, die Schlüsse der Trientischen Kirchenversammlung, wie die der neulich gehaltenen bischöflichen Synode, in die genaueste Ausübung zu bringen, der Inquisition hilfreiche Hand zu leisten und

und Thaten bestritten hat, so lange sich noch mit einigem Grunde fürchten ließ, daß sie durchgehen möchten, tritt jetzt zum erstenmal auf dessen Seite, da eine gewissenhafte Ausrichtung seiner Befehle ihm wahrscheinlicher Weise zum Nachtheil gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er gethan, daß er seine Warnungen in den Wind geschlagen; um sich rühmen zu können: *das hab' ich vorher gesagt*, setzt er das Wohl seiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zusammenhang seines vorhergehenden Betragens erwies, daß er die Durchsetzung der Edikte für ein Uebel gehalten; gleichwohl wird er jetzt auf einmal seinen Ueberzeugungen untreu und folgt einem entgegengesetzten Plan, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den ersten vorgeschrieben, und bloß deswegen thut er dieses, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Also ist es ja am Tage, fahren seine Gegner fort, daß das *Beste* seines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als sein schlimmer Wille gegen den König. Um seinen Haß gegen diesen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Aber ist es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieser Edikte aufopfert? oder, bestimmter zu reden, bringt er die Edikte zur *Vollstreckung*, wenn er auf ihre *Bekanntmachung* dringt? Läßt sich nicht im Gegentheil mit weit mehr Wahrscheinlichkeit darthun, daß er *jene* allein durch *diese* hintertreiben kann? Die Nation ist in Gährung, und die erhitzten Parteien werden, aller Vermuthung nach (denn fürchtet es nicht *Viglius* selbst?), einen Widerstand dagegen äußern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. Jetzt, sagt *Oranien*, hat meine Nation die nöthige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tyrannei zu kämpfen. Versäume ich diesen Zeitpunkt, so wird diese letztere Mittel finden, durch geheime Negotiationen und Ränke zu *erschleichen*, was ihr durch offenbare Gewalt mißlang. Sie wird *dasselbe* Ziel, nur mit mehr Behutsamkeit und Schonung, verfolgen; aber die *Extremität* allein ist es, was meine Nation zu *einem* Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreißen kann. Also ist es klar, daß der Prinz nur seine *Sprache* in Absicht auf den König verändert, in Absicht auf das Volk aber mit seinem ganzen vorhergehenden Betragen sehr zusammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik schuldig ist, verschieden sind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in *dem* Augenblicke *verhindern*, wo sie ihren Urheber strafen wird? Handelt er gut an seinem Vaterlande, wenn er dem Unterdrücker desselben eine Uebereilung erspart, durch die solches allein seinem unvermeidlichen Schicksal entfliehen kann?

die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls aufs nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu dem Ende solle ein Jeder aus dem ihm untergeordneten Rathe einen tüchtigen Mann auslesen, der die Provinzen fleißig durchreise und strenge Untersuchungen anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleistet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Residenz einschicken. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde eine Abschrift der Trientischen Schlüsse nach dem spanischen Original zugesendet, mit dem Bedeuten, daß, im Falle sie den Beistand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöcesen mit Truppen zu Gebote stehen sollten; es sei denn, daß sie diese lieber von der Oberstatthalterin selbst annehmen wollten. Gegen diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besonderen Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollstreckung nichts benommen sein sollte.[1]

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten Viglius und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien aufs vollkommenste rechtfertigte. Beinahe alle Statthalter weigerten sich, ihnen Folge zu leisten, und drohten abzudanken, wenn man ihren Gehorsam würde erzwingen wollen. „Die Ver„ordnung," schrieben sie zurück, „sei auf eine ganz falsche Angabe „der Sektirer gegründet.[2] Die Gerechtigkeit entsetze sich vor der un„geheuren Menge der Opfer, die sich täglich unter ihren Händen „häuften; 50 und 60,000 Menschen aus ihren Distrikten in „den Flammen umkommen zu lassen, sei kein Auftrag für sie." Gegen die Trientischen Schlüsse erklärte sich besonders die niedere

[1] Strada 114. Hopper. 53. 54. Burg. 115. Meteren 77. Grot. 18.

[2] Die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Parteien sehr ungleich angegeben, je nachdem es das Interesse und die Leidenschaft einer jeden erheischte, sie zu vermehren oder zu verringern, und die nämliche Partei widersprach sich oft selbst, wenn sich ihr Interesse abänderte. War die Rede von neuen Anstalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquisitionsgerichte u. s. w., so mußte der Anhang der Protestanten zahllos und unübersehlich sein. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen sie, von Verordnungen zu ihrem Besten, so waren sie wieder in so geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe nicht verlohnte, um dieser wenigen schlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hopper. 62.

Geiſtlichkeit, deren Unwiſſenheit und Sittenverderbniß in dieſen Schlüſſen aufs grauſamſte angegriffen war, und die noch außerdem mit einer ſo verhaßten Reform bedroht wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchſte Intereſſe ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüſſe und das ganze Concilium mit bittern Schmähungen an und ſtreute den Samen des Aufruhrs in die Gemüther. Daſſelbe Geſchrei kam jetzt wieder zurück, welches ehmals die Mönche gegen

die neuen Biſchöfe erhoben hatten. Dem Erzbiſchof von Cambray gelang es endlich, die Schlüſſe, doch nicht ohne vielen Widerſpruch, abkündigen zu laſſen. Mehr Mühe koſtete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbiſchöfe mit ihrer Geiſtlichkeit zerfallen waren, die, wie man ſie beſchuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als ſich einer Sittenverbeſſerung unterziehen wollte.[1]

Unter den Provinzen regte ſich Brabants Stimme am lauteſten.

[1] Hopper. 55. 62. Strada 115. Burg. 115. Meteren 76. 77.

Die Stände dieſer Landſchaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie ſprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geſchworen, und von den Bedingungen, unter welchen ſie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüſſel und Herzogenbuſch proteſtirten feierlich in einer eignen Schrift, die ſie an die Oberſtatthalterin einſchickten.[1] Dieſe, immer ungewiß, immer zwiſchen allen Parteien her- und hinüberwankend, zu muthlos, dem König zu gehorchen, und noch viel muthloſer, ihm nicht zu gehorchen, läßt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider ſtimmen und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für ſie die allermißlichſte iſt. Man will ſich von neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieſes Mittel für viel zu langſam; die Gefahr iſt dringend, man muß dem Ungeſtüm nachgeben und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umſtänden anpaſſen. Die Statthalterin läßt endlich die Annalen von Brabant durchſuchen, um in der Inſtruktion des erſten Inquiſitors, den Karl der Fünfte der Provinz vorgeſetzt hatte, eine Vorſchrift für den jetztgen Fall zu finden. Dieſe Inſtruktion iſt derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat ſich ja erklärt, daß er keine Neuerung einführe; alſo iſt es erlaubt, die neuen Plakate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Dieſe Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantiſchen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquiſition angelegt hatten, aber den andern Provinzen gab ſie das Signal zu ähnlichen Proteſtationen und gleich tapferm Widerſtand. Ohne der Herzogin Zeit zu laſſen, ſich darüber zu beſtimmen, entziehen ſie eigenmächtig der Inquiſition ihren Gehorſam und ihre Hilfleiſtung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erſt durch einen ausdrücklichen Befehl zu ſtrenger Amtsthätigkeit aufgerufen, ſehen ſich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlaſſen, alles Anſehens und aller Unterſtützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Beſcheid. Die Statthalterin, um alle Theile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben.[2]

[1] Hopper. 63. 64. Strada 115.

[2] Vita Vigl. 46. Hopper. 64. 65. Strada 115. 116. Burg. 150–154.

Während daß dieſes zwiſchen dem Hofe, den Curien und den Ständen geſchah, durchlief ein allgemeiner Geiſt des Aufruhrs das Volk. Man fängt an, die Rechte des Unterthans hervorzuſuchen und die Gewalt der Könige zu prüfen. „So blödſinnig wären die „Niederländer nicht," hört man Viele und nicht ſehr heimlich ſagen, „daß ſie nicht recht gut wiſſen ſollten, was der Unterthan dem „Herrn, und der Herr dem Unterthan ſchuldig ſei; und daß man „noch wohl Mittel würde auffinden können, Gewalt mit Gewalt zu „vertreiben, wenn es auch jetzt noch keinen Anſchein dazu habe." In Antwerpen fand man ſogar an mehreren Orten eine Schrift angeſchlagen, worin der Stadtrath aufgefordert war: den König von Spanien, weil er ſeinen Eid gebrochen und die Freiheiten des Landes verletzt hätte, bei dem Kammergericht zu Speyer zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundiſchen Kreiſes, in dem Religionsfrieden von Paſſau und Augsburg mitbegriffen ſei. Die Calviniſten ſtellten um eben dieſe Zeit ihr Glaubensbekenntniß an das Licht und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, daß ſie, ob ſie gleich gegen Hunderttauſend ſtark wären, dennoch ſich ruhig verhielten und alle Landesauflagen gleich den Uebrigen trügen; woraus erhelle, ſetzten ſie hinzu, daß ſie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man ſtreut freie, gefährliche Schriften ins Publikum, die die ſpaniſche Tyrannei mit den gehäſſigſten Farben malen, die Nation an ihre Privilegien und gelegentlich auch an ihre Kräfte erinnern.[1]

Die Kriegsrüſtungen Philipps gegen die Pforte, wie die, welche Erich, Herzog von Braunſchweig, um eben dieſe Zeit (niemand wußte zu welchem Ende) in der Nachbarſchaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu beſtärken, als ob die Inquiſition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden ſollte.

[1] Die Regentin nannte dem König eine Zahl von 5000 ſolcher Schriften. Strada 117. Es iſt merkwürdig, was für eine groſſe Rolle die Buchdruckerkunſt und Publicität überhaupt bei dem niederländiſchen Aufruhr geſpielt hat. Durch dieſes Organ ſprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähſchriften, welche gröſtentheils mit aller der Niedrigkeit, Rohheit und Brutalität abgefaßt waren, welche der unterſcheidende Charakter der meiſten damaligen proteſtantiſchen Parteiſchriften war, fanden ſich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich vertheidigten.

Viele von den angesehensten Kaufleuten sprachen schon laut davon, sie wollten ihre Häuser und Güter verlassen, um die Freiheit, die ihnen hier entrissen würde, in einer andern Weltgegend aufzusuchen; andere sahen sich nach einem Anführer um und ließen sich Winke von gewaltthätiger Widersetzung und fremder Hilfe entfallen.[1]

Um in dieser drangvollen Lage vollends noch unberathen und ohne Stütze zu sein, mußte die Statthalterin auch von dem Einzigen noch verlassen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, sie in diese Lage zu stürzen. „Ohne einen „Bürgerkrieg zu entzünden," schrieb ihr Wilhelm von Oranien, „sei es jetzt schlechterdings unmöglich, den Befehlen des Königs nach„zukommen. Würde aber dennoch darauf bestanden, so müsse er sie „bitten, seine Stelle mit einem Andern zu besetzen, der den Absichten „Seiner Majestät mehr entspräche, und mehr als er über die Ge„müther der Nation vermöchte. Der Eifer, den er bei jeder anderen „Gelegenheit im Dienst der Krone bewiesen, werde, wie er hoffe, „seinen jetzigen Schritt vor jeder schlimmen Auslegung sicher stellen; „denn so, wie nunmehr die Sachen stünden, bleibe ihm keine andere „Wahl, als entweder dem König ungehorsam zu sein, oder seinem „Vaterland und sich selbst zum Nachtheil zu handeln." Von dieser Zeit an trat Wilhelm von Oranien aus dem Staatsrath, um sich in seine Stadt Breda zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch schwerlich ganz müßig, der Entwicklung entgegen sah. Seinem Beispiel folgte der Graf von Hoorn;[2] nur Egmont, immer ungewiß zwischen der Republik und dem Throne, immer in dem eiteln Versuche sich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorsamen Unterthan zu vereinen; Egmont, dem die Gunst des Monarchen weniger entbehrlich und also auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von sich erhalten, die Saaten seines Glücks zu verlassen, die an dem Hofe der Regentin jetzt eben in voller Blüthe standen. Die Entfernung des Prinzen von Oranien, dem die Noth sowohl, als sein überlegener Verstand allen den Einfluß auf die Regentin gegeben, der großen Geistern bei kleinen Seelen nicht entstehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke gerissen, von welcher

[1] Hopper. 61. 62. Strada 117. 118. Meteren 77. A. G. d. v. N. III. 60.
[2] Hopper. 67.

Graf Egmont, vermöge einer Sympathie, die zwiſchen der feigen und gutherzigen Schwäche ſehr leicht geſtiftet wird, einen unumſchränkten Beſitz nahm. Da ſie eben ſo ſehr fürchtete, durch ein ausſchließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als ſie bange war, dem König durch ein zu enges Verſtändniß mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, ſo konnte ſich ihrem Vertrauen jetzt ſchwerlich ein beſſerer Gegenſtand anbieten, als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht ſo recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

Drittes Buch.

Verſchwörung des Adels.

(1565.)

Bis jetzt, ſcheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunſch des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont und Hoorn und ihrer Freunde geweſen. Der wahre Vortheil des Königs, ihres Herrn, hatte ſie eben ſo ſehr, als das gemeine Beſte geleitet; ihre Beſtrebungen wenigſtens und ihre Handlungen hatten eben ſo wenig mit jenem, als mit dieſem geſtritten. Es war noch nichts geſchehen, was ſich nicht mit der Treue gegen ihren Fürſten vertrug, was ihre Abſichten verdächtig machte, oder den Geiſt der Empörung bei ihnen wahrnehmen ließ. Was ſie gethan hatten, hatten ſie als verpflichtete Glieder eines Freiſtaats gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Rathgeber des Königs, als Menſchen von Rechtſchaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen ſie die Anmaßungen des Hofes beſtritten, waren Vorſtellungen, beſcheidene Klagen, Bitten geweſen. Nie hatten ſie ſich von dem gerechteſten Eifer für ihre gute Sache ſo weit hinreißen laſſen, die Klugheit und Mäßigung zu verleugnen, welche von der Parteiſucht ſonſt ſo leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten dieſe Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in dieſen Grenzen der Mäßigung.

Während dem, daß man im Staatsrath die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden ſollte, oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billig-

keit zu ihrem Beistand aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Theil der Nation in Handlung, der unter allen am wenigsten dazu aufgefordert schien, und auf den man am wenigsten geachtet hatte. Man rufe sich jene Klasse des Adels ins Gedächtniß zurück, von welcher oben gesagt worden, daß Philipp bei seinem Regierungsantritt nicht für nöthig erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei weitem der größte Theil derselben hatte, einer weit dringendern Ursache als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch eigene Hilfe nicht mehr emporzuarbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp sie bei der Stellenbesetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres als ihren Stolz beleidigt; in diesen Bettlern hatte er sich eben so viele müßige Aufseher und unbarmherzige Richter seiner Thaten, eben so viele schadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlstande ihr Hochmuth sie nicht zugleich verließ, so wucherten sie jetzt nothgedrungen mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräußern gewesen war, mit ihrem Adel und mit der republikanischen Wichtigkeit ihrer Namen, und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem solchen Zeitlauf, oder in keinem, für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protektion. Mit einem Selbstgefühle, dem sie um so mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten sie sich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwischen dem Souverän und dem Bürger und glaubten sich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf sie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hilfe zu eilen. Diese Idee war nur in so weit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Antheil hatte; aber die Vortheile, die sie von dieser Meinung zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen ein großer Theil des niederländischen Reichthums sich befand, und welche die unangefochtene Uebung ihrer Religion für keinen Preis zu theuer erkaufen zu können glaubten, versäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volksklasse zu machen, die müßig am Markte stand, und welche niemand gedingt hatte. Eben diese Menschen, auf

welche sie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichthums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Credit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja durch ihren Bettelstolz selbst und ihre Verzweiflung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde ließen sie sich's auf das eifrigste angelegen sein, sich genau an sie anzuschließen, die Gesinnungen des Aufruhrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohe Meinungen von ihrem Selbst in ihnen rege zu erhalten und, was das Wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Geldhilfe und schimmernde Versprechungen ihre Armuth zu dingen.[1] Wenige darunter waren so ganz unwichtig, daß sie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtschaft mit Höhern, einigen Einfluß besaßen, und alle zusammen, wenn es glückte sie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten sich selbst schon zu der neuen Sekte, oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholisch waren, hatten politische oder Privatgründe genug, sich gegen die Trientischen Schlüsse und die Inquisition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein schon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeischwinden zu lassen, in welchem sie möglicherweise in der Republik etwas vorstellen konnten.

Aber so viel sich von einer Vereinigung dieser Menschen versprechen ließ, so grundlos und lächerlich wäre es gewesen, irgend eine Hoffnung auf einen Einzelnen unter ihnen zu gründen, und es war nicht so gar leicht, diese Vereinigung zu stiften. Sie nur mit einander zusammenzubringen, mußten sich ungewöhnliche Zufälle ins Mittel schlagen, und glücklicherweise fanden sich diese. Die Vermählungsfeier des Herrn Montigny, eines von den niederländischen Großen, wie auch die des Prinzen Alexander von Parma, welche um diese Zeit in Brüssel vor sich gingen, versammelten einen großen Theil des niederländischen Adels in dieser Stadt. Verwandte fanden sich bei dieser Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundschaften wurden geschlossen und alte erneuert; die allgemeine Noth des Landes ist das Gespräch; Wein und Fröhlichkeit schließen Mund und

[1] Strada 52.

Herzen auf, es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Dieſe zufälligen Zuſammenkünfte bringen bald abſichtliche hervor; aus öffentlichen Geſprächen werden geheime. Es muß ſich fügen, daß um dieſe Zeit zwei deutſche Barone, ein Graf von Holle und von Schwarzenberg, in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlaſſen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beiſtand zu erwecken.[1] Schon einige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Naſſau gleiche Angelegenheiten perſönlich an verſchiedenen deutſchen Höfen betrieben.[2] Einige wollten ſogar geheime Geſchäftsträger des Admirals Coligny um dieſe Zeit in Brabant geſehen haben, welches aber billig noch bezweifelt wird.

Wenn ein politiſcher Augenblick dem Verſuch einer Neuerung günſtig war, ſo war es dieſer. Ein Weib am Ruder des Staats; die Provinzſtatthalter verdroſſen und zur Nachſicht geneigt; einige Staatsräthe ganz außer Wirkſamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen ſchon längſt über die zurückgehaltene Zahlung ſchwierig und zu oft ſchon durch falſche Verſprechungen betrogen, um ſich durch neue locken zu laſſen; dieſe Truppen noch außerdem von Offizieren angeführt, welche die Inquiſition von Herzen verachteten und erröthet haben würden, nur das Schwert für ſie zu heben; kein Geld im Schatze, um geſchwind genug neue Truppen zu werben, und eben ſo wenig, um auswärtige zu miethen. Der Hof zu Brüſſel, wie die drei Rathverſammlungen, durch innere Zwietracht getheilt und durch Sittenloſigkeit verdorben; die Regentin ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; ſein Anhang gering in den Provinzen, unſicher und muthlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwei Drittheile des Volks gegen das Papſtthum aufgeregt und nach Veränderung lüſtern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, daß dieſe Blöße von ihren Feinden ſo gut gekannt war![3]

[1] Burgund. 150. Hopper. 67. 68.

[2] Und umſonſt war auch der Prinz von Oranien nicht ſo plötzlich aus Brüſſel verſchwunden, um ſich bei der römiſchen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zuſammenkunft ſo vieler deutſchen Fürſten mußte eine Negotiation ſehr begünſtigen. Strada 84.

[3] Grot. 19. Burg 154.

Noch fehlte es, so viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand sich in dem Grafen Ludwig von Nassau und Heinrich Brederoden, beide aus dem vornehmsten Adel des Landes, die sich freiwillig an die Spitze der Unternehmung stellten. Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenschaften, die ihn würdig machten auf einer so wichtigen Bühne zu erscheinen. In Genf, wo er studierte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingesogen und bei seiner Zurückkunft nicht versäumt, diesen Grundsätzen in seinem Vaterland Anhänger zu werben. Der republikanische Schwung, den sein Geist in eben dieser Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Haß gegen alles, was spanisch hieß, der jede seiner Handlungen beseelte und ihn auch nur mit seinem letzten Athem verließ. Papstthum und spanisches Regiment waren in seinem Gemüthe nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der That verhielt, und der Abscheu, den er vor dem einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das andere verstärken. So sehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinstimmten, so ungleich waren die Wege, auf welchen sie Beides befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche sich der ältere zu seinem Ziele wand. Ein kalter gelassner Blick führte diesen langsam, aber sicher zum Ziele; eine geschmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungestüm, das alles vor ihm her niederwarf, zwang der andere zuweilen das Glück und beschleunigte noch öfter das Unglück. Darum war Wilhelm ein Feldherr, und Ludwig nie mehr als ein Abenteurer; ein zuverlässiger nervigter Arm, wenn ein weiser Kopf ihn regierte. Ludwigs Handschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedwedes Schicksal aus, weil sie im Drang der Noth geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet, als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er, wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, leitete seinen Ursprung von den alten holländischen

Grafen ab, welche dieſe Provinz ehemals als ſouveräne Fürſten beherrſcht hatten. Ein ſo wichtiger Titel machte ihn einem Volke theuer, unter welchem das Andenken ſeiner vormaligen Herren noch unvergeſſen lebte und um ſo werther gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieſer angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu ſtatten, der den Ruhm ſeiner Vorfahren ſtets auf der Zunge trug, und um ſo lieber unter den verfallenen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je troſtloſer der Blick war, den er auf ſeinen jetzigen Zuſtand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeſchloſſen, wozu ihm die hohe Meinung von ſich ſelbſt und der Adel ſeines Geſchlechts einen gegründeten Anſpruch zu geben ſchien (eine Schwadron leichter Reiter war alles, was man ihm anvertraute), haßte er die Regierung und erlaubte ſich, ihre Maßregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er ſich das Volk. Auch er begünſtigte im Stillen das evangeliſche Bekenntniß; weniger aber, weil ſeine beſſere Ueberzeugung dafür entſchieden, als überhaupt nur, weil es ein Abfall war. Er hatte mehr Mundwerk, als Beredſamkeit, und mehr Dreiſtigkeit als Muth; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über ſie erhaben war. Ludwig von Naſſau glühte für die Sache, die er beſchützte, Brederode für den Ruhm, ſie beſchützt zu haben; jener begnügte ſich, für ſeine Partei zu handeln; dieſer mußte an ihrer Spitze ſtehen. Niemand taugte beſſer zum Vortänzer einer Empörung, aber ſchwerlich konnte ſie einen ſchlimmern Führer haben. So verächtlich im Grunde ſeine Drohungen waren, ſo viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des großen Haufens ihnen geben, wenn es dieſem einfiel, einen Prätendenten in ſeiner Perſon aufzuſtellen. Seine Anſprüche auf die Beſitzungen ſeiner Vorfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name ſchon genug. Eine Broſchüre, die ſich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferſtich, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahleriſche Randſchrift:

Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
Gloria, virtutem non vnica pagina claudit.[1]

Burg. 351. 352. Grot. 20.

(1565.) Außer dieſen beiden traten von dem vornehmſten niederländiſchen Adel noch der junge Graf Karl von Mansfeld, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigſten Royaliſten gefunden haben, der Graf von Kuilemburg, zwei Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Thouloufe, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, nebſt mehreren andern zu dem Bund, der um die Mitte des Novembers im Jahr 1565, im Hauſe eines gewiſſen von Hammes,

Wappenkönigs vom goldenen Vließe,[1] zu Stande kam. Sechs Menſchen[2] waren es, die hier das Schickſal ihres Vaterlands, wie jene Eidgenoſſen einſt die ſchweizeriſche Freiheit, entſchieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen ſelbſt nie zu gute kommen ſollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerſt ſeinen Namen ſetzte.

„Nachdem gewiſſe übelgeſinnte Perſonen, unter der Larve eines „frommen Eifers, in der That aber nur aus Antrieb ihres Geizes „und ihrer Herrſchbegierde, den König, unſern gnädigſten Herrn,

[1] Eines eifrigen Calviniſten und des fertigſten Werbers für den Bund, der ſich berühmte, gegen 2000 Edle dazu beredet zu haben. Strada 118.

[2] Burg. 156. Strada nennt ihrer neun. 118. A. G. d. v. N. III. Bd. 57 nennt eilf.

„verleitet haben, das verabſcheuungswürdige Gericht der Inquiſition „in dieſen Landſchaften einzuführen (ein Gericht, das allen menſch„lichen und göttlichen Geſetzen zuwiderläuft und alle barbariſchen „Anſtalten des blinden Heidenthums an Unmenſchlichkeit hinter ſich „läßt, das den Inquiſitoren jede andere Gewalt unterwürfig macht, „die Menſchen zu einer immerwährenden Knechtſchaft erniedrigt und „durch ſeine Nachſtellungen den rechtſchaffenſten Bürger einer ewigen „Todesangſt ausſetzt, ſo daß es einem Prieſter, einem treuloſen „Freund, einem Spanier, einem ſchlechten Kerl überhaupt frei ſteht, „ſobald er nur will, und wen er will, bei dieſem Gericht anzukla„gen, gefangenſetzen, verdammen und hinrichten zu laſſen, ohne „daß es dieſem vergönnt ſei, ſeinen Ankläger zu erfahren, oder Be„weiſe von ſeiner Unſchuld zu führen); ſo haben wir Endesunter„ſchriebene uns verbunden, über die Sicherheit unſerer Familien, „unſerer Güter und unſerer eignen Perſon zu wachen. Wir ver„pflichten und vereinigen uns zu dem Ende durch eine heilige Ver„brüderung und geloben mit einem feierlichen Schwur, uns der Ein„führung dieſes Gerichts in dieſen Ländern nach unſern beſten „Kräften zu widerſetzen, man verſuche es heimlich oder öffentlich, „und unter welchem Namen man auch wolle. Wir erklären zu„gleich, daß wir weit entfernt ſind, gegen den König, unſern Herrn, „etwas Geſetzwidriges damit zu meinen; vielmehr iſt es unſer Aller „unveränderlicher Vorſatz, ſein königliches Regiment zu unterſtützen „und zu vertheidigen, den Frieden zu erhalten und jeder Empörung „nach Vermögen zu ſteuern. Dieſem Vorſatz gemäß haben wir ge„ſchworen und ſchwören jetzt wieder, die Regierung heilig zu halten „und ihrer mit Worten und Thaten zu ſchonen, deß Zeuge ſei der „allmächtige Gott!

„Weiter geloben und ſchwören wir, uns wechſelsweis, einer den „andern, zu allen Zeiten, an allen Orten, gegen welchen Angriff es „auch ſei, zu ſchützen und zu vertheidigen, angehend die Artikel, „welche in dieſem Compromiſſe verzeichnet ſind. Wir verpflichten „uns hiemit, daß keine Anklage unſrer Verfolger, mit welchem Na„men ſie auch ausgeſchmückt ſein möge, ſie heiße Rebellion, Aufſtand „oder auch anders, die Kraft haben ſoll, unſern Eid gegen den, der „beſchuldigt iſt, aufzuheben, oder uns unſers Verſprechens gegen ihn zu

„entbinden. Keine Handlung, welche gegen die Inquiſition gerichtet „iſt, kann den Namen der Empörung verdienen. Wer alſo um einer „ſolchen Urſache willen in Verhaft genommen wird, dem verpflichten „wir uns hier, nach unſerm Vermögen zu helfen und durch jedes „nur immer erlaubte Mittel ſeine Freiheit wieder zu verſchaffen. „Hier, wie in allen übrigen Regeln unſers Verhaltens, ſonderlich „aber gegen das Gericht der Inquiſition ergeben wir uns in das „allgemeine Gutachten des Bundes, oder auch in das Urtheil derer, „welche wir einſtimmig zu unſern Rathgebern und Führern ernennen „werden.

„Zum Zeugniß deſſen und zu Beſtätigung dieſes Bundes be„rufen wir uns auf den heiligen Namen des lebendigen Gottes, „Schöpfers von Himmel und Erde und allem, was darinnen iſt, „der die Herzen prüft, die Gewiſſen und die Gedanken, und kennt „die Reinigkeit der unſrigen. Wir bitten ihn um den Beiſtand „ſeines heiligen Geiſtes, daß Glück und Ehre unſer Vorhaben kröne, „zur Verherrlichung ſeines Namens und unſerm Vaterlande zum „Segen und ewigen Frieden.“[1]

Dieſer Compromiß wurde ſogleich in mehrere Sprachen überſetzt und ſchnell durch alle Provinzen zerſtreut. Jeder von den Verſchwornen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dienſtleuten hatte, zuſammen, um dem Bunde ſchnell eine Maſſe zu geben. Große Gaſtmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderſtehliche Verſuchungen für eine ſinnliche, lüſterne Menſchenart, bei der das tiefſte Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte erſticken können. Wer ſich da einfand, und jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundſchaftsverſicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beiſpiel fortgeriſſen und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredſamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde geſcholten, der Verzagte bedroht, der Treugeſinnte überſchrieen; Manche darunter wußten gar nicht, was es eigentlich war, worunter ſie ihre Namen ſchrieben, und ſchämten ſich, erſt lange darnach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig; Viele

[1] Burg. 156. 159. Strada 118.

trieb bloßer Leichtsinn zu der Partei, eine glänzende Kameradschaft lockte die Geringen, den Furchtsamen gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die List gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont, von Hoorn, von Megen und anderer fälschlich nachzumachen, ein Kunstgriff, der dem Bund viele Hunderte gewann. Besonders war es auf die Officiere der Armee dabei abgesehen, um sich auf alle Fälle von dieser Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen sollte. Es glückte bei Vielen, vorzüglich bei Subalternen, und Graf Brederode zog auf einen Fähndrich, der sich bedenken wollte, sogar den Degen. Menschen aus allen Klassen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterschied, katholische Priester selbst gesellten sich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei allen dieselben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der Inquisition und Milderung der Edikte zu thun, die Protestanten zielten auf eine uneingeschränkte Gewissensfreiheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Regierung, und die Dürftigsten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung.[1]

Ein Abschiedsmahl, welches um eben diese Zeit den Grafen von Schwarzenberg und Holle in Breda, und kurz darauf in Hoogstraten, gegeben wurde, zog Viele vom ersten Adel nach beiden Plätzen, unter denen sich schon mehrere befanden, die den Compromiß bereits unterschrieben hatten. Auch der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn und von Megen fanden sich bei diesem Gastmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne selbst einen Antheil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts eigenen Secretären und einige Dienstleute der Andern demselben öffentlich beigetreten waren. Bei diesem Gastmahle nun erklärten sich schon dreihundert für den Compromiß, und die Frage kam in Bewegung, ob man sich bewaffnet oder unbewaffnet, mit einer Rede oder Bittschrift, an die Oberstatthalterin wenden sollte. Hoorn und Oranien (Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weise be-

[1] Strada 119. Burg. 159—161.

fördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Bescheidenheit und Unterwerfung entschieden, eben dadurch aber der Beschuldigung Raum gaben, daß sie das Unterfangen der Verschwornen auf eine nicht sehr versteckte Weise in Schutz genommen hätten. Man beschloß also, unbewaffnet und mit einer Bittschrift einzukommen, und bestimmte einen Tag, wo man in Brüssel zusammentreffen wollte.[1]

Der erste Wink von dieser Verschwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen von Megen gleich nach seiner Zurückkunft gegeben. „Es werde eine Unternehmung geschmiedet," ließ er sich verlauten, „dreihundert vom Adel seien darein verwickelt, „es gelte die Religion, die Theilnehmer halten sich durch einen Eid„schwur verpflichtet, sie rechnen sehr auf auswärtigen Beistand, bald „werde sie das Weitere erfahren." Mehr sagte er ihr nicht, so nachdrücklich sie auch in ihn drang. „Ein Edelmann habe es ihm unter „dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, und er habe ihm sein „Ehrenwort verpfändet." Eigentlich war es wohl weniger diese Delicatesse der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquisition, um die er sich nicht gern ein Verdienst machen wollte, was ihn abhalten mochte, sich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmont der Regentin eine Abschrift des Compromisses, wobei er ihr auch die Namen der Verschwornen, bis auf einige wenige, nannte. Fast zu gleicher Zeit schrieb ihr der Prinz von Oranien: „es werde, wie er höre, eine Armee geworben, vierhundert Officiere „seien bereits ernannt, und zwanzigtausend Mann würden mit „nächstem unter den Waffen erscheinen." So wurde das Gerücht durch immer neue Zusätze absichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte sich die Gefahr.[2]

Die Oberstatthalterin, vom ersten Schrecken dieser Zeitung betäubt und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zusammen, wer aus dem Staatsrath so eben in Brüssel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen von Oranien nebst dem Grafen von Hoorn in einem dringenden Schreiben ein, ihre ver-

[1] Burg. 150. 166.
[2] Hopper. 69. 70. Burg. 166. 167.

lassenen Stellen im Senat wieder einzunehmen. Ehe diese noch ankommen, berathschlagt sie sich mit Egmont, Megen und Barlaimont, was in dieser mißlichen Lage zu beschließen sei. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen oder der Nothwendigkeit weichen und den Verschwornen ihr Gesuch bewilligen, oder ob man sie durch Versprechungen und eine scheinbare Nachgiebigkeit so lange hinhalten solle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungsregeln aus Spanien zu holen und sich mit Geld und Truppen zu versehen. Zu dem Ersten fehlte das nöthige Geld und das eben so nöthige Vertrauen in die Armee, die von den Verschwornen vielleicht schon gewonnen war. Das Zweite würde von dem König nimmermehr gebilligt werden und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben, als niederzuschlagen; da im Gegentheil eine wohlangebrachte Geschmeidigkeit und eine schnelle, unbedingte Vergebung des Geschehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege ersticken würde. Letztere Meinung wurde von Megen und Egmont behauptet, von Barlaimont aber bestritten. „Das Gerücht habe „übertrieben," sagte dieser, „unmöglich könne eine so furchtbare „Waffenrüstung so geheim und mit solcher Geschwindigkeit vor sich „gegangen sein. Ein Zusammenlauf etlicher schlechten Leute, von „zwei oder drei Enthusiasten aufgehetzt, nichts weiter. Alles würde „ruhen, wenn man einige Köpfe abgeschlagen hätte." Die Oberstatthalterin beschließt, das Gutachten des versammelten Staatsraths zu erwarten; doch verhält sie sich in dieser Zwischenzeit nicht müßig. Die Festungswerke in den wichtigsten Plätzen werden besichtigt und, wo sie gelitten haben, wieder hergestellt; ihre Botschafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirksamkeit zu verdoppeln; Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht sie sich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs aufs neue in Umlauf zu bringen und in ihrem äußerlichen Betragen die Festigkeit und den Gleichmuth zu zeigen, der den Angriff erwartet und nicht das Ansehen hat, ihm zu erliegen.[1]

Mit Ausgang des März, also vier volle Monate nach Abfassung des Compromisses, versammelte sich der ganze Staatsrath in Brüssel.

[1] Strada 120. Burg. 168. 169.

n waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Arſchot,
rafen von Egmont, von Bergen, von Megen, von
berg, von Hoorn, von Hoogſtraten, von Barlaimont
andere, die Herren von Montigny und Hachicourt, alle
er vom goldenen Vließe, nebſt dem Präſidenten Viglius, dem
atsrath Bruxelles und den übrigen Aſſeſſoren des geheimen
ſiliums.[1] Hier brachte man ſchon verſchiedene Briefe zum Vor-
ein, die von dem Plan der Verſchwörung nähere Nachricht gaben.
ie Extremität, worin die Oberſtatthalterin ſich befand, gab den
Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der ſie nicht unterließen jetzt
Gebrauch zu machen und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei
dieſer Gelegenheit zur Sprache kommen zu laſſen. Man erlaubte
ſich bittere Beſchwerden gegen den Hof ſelbſt und gegen die Regie-
rung. „Erſt neulich," ließ ſich der Prinz von Oranien heraus,
„ſchickte der König vierzigtauſend Goldgulden an die Königin von
„Schottland, um ſie in ihren Unternehmungen gegen England zu
„unterſtützen, — und ſeine Niederlande läßt er unter ihrer Schulden-
„laſt erliegen. Aber der Unzeit dieſer Subſidien und ihres ſchlechten
„Erfolgs[2] nicht einmal zu gedenken, warum weckt er den Zorn einer
„Königin gegen uns, die uns als Freundin ſo wichtig, als Feindin
„aber ſo fürchterlich iſt?" Auch konnte der Prinz bei dieſer Ge-
legenheit nicht umhin, auf den verborgenen Haß anzuſpielen, den
der König gegen die naſſauiſche Familie und gegen ihn insbeſondere
hegen ſollte. „Es iſt am Tage," ſagte er, „daß er ſich mit den
„Erbfeinden meines Hauſes berathſchlagt hat, mich, auf welche Art
„es ſei, aus dem Wege zu ſchaffen, und daß er mit Ungeduld nur
„auf eine Veranlaſſung dazu wartet." Sein Beiſpiel öffnete auch
dem Grafen von Hoorn und noch vielen Andern den Mund, die
ſich mit leidenſchaftlicher Heftigkeit über ihre eigenen Verdienſte und
den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentin hatte Mühe,
den Tumult zu ſtillen und die Aufmerkſamkeit auf den eigentlichen
Gegenſtand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man
die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß ſie ſich mit

[1] Hopper. 71. 72. Burg. 173.
[2] Das Geld war in die Hände der Königin Eliſabeth gefallen.

einer Bittschrift an den Hof wenden würden, zulassen sollte, oder nicht? Der Herzog von Arschot, die Grafen von Aremberg, von Megen und von Barlaimont verneinten es. „Wozu fünf„hundert Menschen," sagte der Letztere, „um eine kleine Schrift zu „überreichen? Dieser Gegensatz der Demuth und des Trotzes be„deutet nichts Gutes. Laßt sie einen achtungswürdigen Mann aus „ihrer Mitte, ohne Pomp, ohne Anmaßung, zu uns schicken und „auf diesem Wege ihr Anliegen vor uns bringen. Sonst verschließe „man ihnen die Thore, oder beobachte sie, wenn man sie doch ein„lassen will, auf das strengste und strafe die erste Kühnheit, deren „sich einer von ihnen schuldig macht, mit dem Tode." Der Graf von Mansfeld, dessen eigner Sohn unter den Verschwornen war, erklärte sich gegen ihre Partei, seinem Sohn hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bund nicht entsagte. Auch die Grafen von Bergen und Aremberg trugen Bedenken, die Bittschrift anzunehmen; der Prinz von Oranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogstraten und mehrere stimmten mit Nachdruck dafür. „Die Verbundenen," erklärten sie, „wären ihnen „als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre bekannt; ein großer „Theil unter denselben stehe mit ihnen in Verhältnissen der Freund„schaft und der Verwandtschaft, und sie getrauen sich, für ihr Be„tragen zu gewähren. Eine Bittschrift einzureichen, sei jedem Unter„than erlaubt; ohne Ungerechtigkeit könne man einer so ansehnlichen „Gesellschaft ein Recht nicht verweigern, dessen sich der niedrigste „Mensch im Staat zu erfreuen habe." Man beschloß also, weil die meisten Stimmen für diese Meinung waren, die Verbundenen zuzulassen, vorausgesetzt, daß sie unbewaffnet erschienen und sich mit Bescheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Rathsglieder hatten den größten Theil der Zeit weggenommen, daß man die fernere Berathschlagung auf eine zweite Sitzung verschieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward.[1]

Um den Hauptgegenstand nicht, wie gestern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin diesmal sogleich zum Ziele. „Brederode," sagte sie, „wird, wie unsere Nachrichten lauten, im

[1] Strada 121. 122.

„Namen des Bundes um Aufhebung der Inquisition und Milderung „der Edikte bei uns einkommen. Das Urtheil meines Senats soll „mich bestimmen, was ich ihm antworten soll; aber ehe Sie Ihre „Meinungen vortragen, vergönnen Sie mir, etwas Weniges voran„zuschicken. Man sagt mir, daß es Viele, auch selbst unter Ihnen, „gebe, welche die Glaubensedikte des Kaisers, meines Vaters, mit „öffentlichem Tadel angreifen und sie dem Volk als unmenschlich „und barbarisch abschildern. Nun frage ich Sie selbst, Ritter des „Vließes, Räthe Sr. Majestät und des Staats, ob Sie nicht selbst „Ihre Stimmen zu diesen Edikten gegeben, ob die Stände des Reichs „sie nicht als rechtskräftig anerkannt haben? Warum tadelt man „jetzt, was man ehemals für Recht erklärte? Etwa darum, weil es „jetzt mehr, als jemals, nothwendig geworden? Seit wann ist die „Inquisition in den Niederlanden etwas so Ungewöhnliches? Hat „der Kaiser sie nicht schon vor sechzehn Jahren errichtet, und worin „soll sie grausamer sein, als die Edikte? Wenn man zugibt, daß „diese letzteren das Werk der Weisheit gewesen, wenn die allgemeine „Beistimmung der Staaten sie geheiligt hat — warum diesen Wider„willen gegen jene, die doch weit menschlicher ist, als die Edikte, „wenn diese nach dem Buchstaben beobachtet werden? Reden Sie „jetzt frei, ich will Ihr Urtheil damit nicht befangen haben; aber „Ihre Sache ist es, dahin zu sehen, daß nicht Leidenschaft es lenkt."[1]

Der Staatsrath war in zwei Meinungen getheilt, wie immer; aber die Wenigen, welche für die Inquisition und die buchstäbliche Vollstreckung der Edikte sprachen, wurden bei weitem von der Gegenpartei überstimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte „der Himmel," fing er an, „man hätte meine Vorstellungen des „Nachdenkens werth geachtet, so lange sie noch entfernte Besürch„tungen waren, so würde man nie dahin gebracht worden sein, zu „den äußersten Mitteln zu schreiten; so würden Menschen, die im „Irrthum lebten, nicht durch eben die Maßregeln, die man an„wendete, sie aus demselben herauszuführen, tiefer darein versunken „sein. Wir alle, wie Sie sehen, stimmen in dem Hauptzwecke über„ein. Wir alle wollen die katholische Religion außer Gefahr wissen;

[1] Strada 123. 124.

„kann dieſes nicht ohne Hilfe der Inquiſition bewerkſtelligt werden,
„wohl, ſo bieten wir Gut und Blut zu ihren Dienſten an; aber
„eben das iſt es, wie Sie hören, worüber die meiſten unter uns
„ganz anders denken.

„Es gibt zweierlei Inquiſitionen. Der einen maßt ſich der
„römiſche Stuhl an, die andere iſt ſchon ſeit undenklichen Zeiten
„von den Biſchöfen ausgeübt worden. Die Macht des Vorurtheils
„und der Gewohnheit hat uns die letztere erträglich und leicht ge-
„macht. Sie wird in den Niederlanden wenig Widerſpruch finden,
„und die vermehrte Anzahl der Biſchöfe wird ſie hinreichend machen.
„Wozu denn alſo die erſte, deren bloßer Name alle Gemüther in
„Aufruhr bringt? So viele Nationen entbehren ihrer, warum ſoll
„ſie gerade uns aufgedrungen ſein? Vor Luthern hat ſie niemand
„gekannt; der Kaiſer war der Erſte, der ſie einführte; aber dies ge-
„ſchah zu einer Zeit, als an geiſtlichen Aufſehern Mangel war, die
„wenigen Biſchöfe ſich noch außerdem läſſig zeigten, und die Sitten-
„loſigkeit der Kleriſei ſie von dem Richteramt ausſchloß. Jetzt hat
„ſich alles verändert; jetzt zählen wir eben ſo viele Biſchöfe, als
„Provinzen ſind. Warum ſoll die Regierungskunſt nicht den Geiſt
„der Zeiten begleiten? Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir
„ſehen den Widerwillen des Volks, den wir ſuchen müſſen zu be-
„ſänftigen, wenn er nicht in Empörung ausarten ſoll. Mit dem
„Tode Pius des Vierten iſt die Vollmacht der Inquiſitoren zu
„Ende gegangen; der neue Papſt hat noch keine Beſtätigung geſchickt,
„ohne die es doch ſonſt noch keiner gewagt hat, ſein Amt aus-
„zuüben. Jetzt alſo iſt die Zeit, wo man ſie ſuspendiren kann,
„ohne jemandes Rechte zu verletzen.

„Was ich von der Inquiſition urtheile, gilt auch von den
„Edikten. Das Bedürfniß der Zeiten hat ſie erzwungen, aber
„jene Zeiten ſind ja vorbei. Eine ſo lange Erfahrung ſollte uns
„endlich überwieſen haben, daß gegen Ketzerei kein Mittel weniger
„fruchtet, als Scheiterhaufen und Schwert. Welche unglaubliche
„Fortſchritte hat nicht die neue Religion nur ſeit wenigen Jahren
„in den Provinzen gemacht, und wenn wir den Gründen dieſer
„Vermehrung nachſpüren, ſo werden wir ſie in der glorreichen Stand-
„haftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer gefallen ſind.

„Hingeriſſen von Mitleid und von Bewunderung, fängt man in der „Stille an zu muthmaßen, daß es doch wohl Wahrheit ſein möchte, „was mit ſo unüberwindlichem Muthe behauptet wird. In Frank- „reich und England ließ man die Proteſtanten dieſelbe Strenge er- „fahren, aber hat ſie dort mehr als bei uns gefruchtet? Schon die „erſten Chriſten berühmten ſich, daß der Same ihrer Kirche Mär- „tyrerblut geweſen. Kaiſer Julian, der fürchterlichſte Feind, den „je das Chriſtenthum erlebte, war von dieſer Wahrheit durchdrungen. „Ueberzeugt, daß Verfolgung den Enthuſiasmus nur mehr anfeure, „nahm er ſeine Zuflucht zum Lächerlichen und zum Spott und fand „dieſe Waffen ungleich mächtiger, als Gewalt. In dem griechiſchen „Kaiſerthum hatten ſich zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Sekten „erhoben, Arius unter Conſtantin, Aëtius unter dem Con- „ſta'ntius, Neſtorius unter dem Theodos nirgends aber ſieht „man weder gegen dieſe Irrlehrer ſelbſt, noch gegen ihre Schüler „Strafen geübt, die denen gleich kämen, welche unſere Länder ver- „heeren — und wo ſind jetzt alle dieſe Sekten hin, die, ich möchte „beinahe ſagen, ein ganzer Weltkreis nicht zu faſſen ſchien? Aber „dies iſt der Gang der Ketzerei. Ueberſieht man ſie mit Verachtung, „ſo zerfällt ſie in ihr Nichts. Es iſt ein Eiſen, das, wenn es ruhig „liegt, roſtet, und nur ſcharf wird durch Gebrauch. Man kehre die „Augen von ihr, und ſie wird ihren mächtigſten Reiz verlieren, den „Zauber des Neuen und des Verbotenen. Warum wollen wir uns „nicht mit Maßregeln begnügen, die von ſo großen Regenten bewährt „gefunden worden? Beiſpiele können uns am ſicherſten leiten.

„Aber wozu Beiſpiele aus dem heidniſchen Alterthum, da das „glorreiche Muſter Karls des Fünften, des größten der Könige, „vor uns liegt, der endlich, beſiegt von ſo vielen Erfahrungen, den „blutigen Weg der Verfolgung verließ und viele Jahre vor ſeiner „Thronentſagung zur Gelindigkeit überging. Philipp ſelbſt, unſer „gnädigſter Herr, ſchien ſich ehemals zur Schonung zu neigen; die „Rathſchläge eines Granvella und ſeines Gleichen belehrten ihn „eines andern; mit welchem Rechte, mögen ſie mit ſich ſelbſt aus- „machen. Mir aber hat von jeher geſchienen, die Geſetze müſſen ſich „den Sitten und die Maximen den Zeiten anſchmiegen, wenn der „Erfolg ſie begünſtigen ſoll. Zum Schluſſe bringe ich Ihnen noch

„das genaue Verständniß in Erinnerung, das zwiſchen den Huge„notten und den flämiſchen Proteſtanten obwaltet. Wir wollen uns „hüten, ſie noch mehr aufzubringen, als ſie es jetzt ſchon ſein mögen, „wir wollen gegen ſie nicht franzöſiſche Katholiken ſein, damit es „ihnen ja nicht einfalle, die Hugenotten gegen uns zu ſpielen, und „wie dieſe ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürgerkriegs zu „werfen.“[1]

Nicht ſowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit ſeiner Gründe, welche von der entſcheidendſten Mehrheit im Senat unterſtützt wurden, als vielmehr dem verfallenen Zuſtand der Kriegsmacht und der Erſchöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzuſetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß ſeine Vorſtellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigſtens den erſten Sturm abzuwehren und die nöthige Zeit zu gewinnen, ſich in eine beſſere Verfaſſung gegen ſie zu ſetzen, kam man überein, den Verbundenen einen Theil ihrer Forderungen zuzugeſtehen. Es wurde beſchloſſen, die Strafbefehle des Kaiſers zu mildern, wie er ſie ſelbſt mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wieder auferſtünde — wie er einſt ſelbſt, unter ähnlichen Umſtänden, ſie zu mildern nicht gegen ſeine Würde geachtet. Die Inquiſition ſollte, wo ſie noch nicht eingeführt ſei, unterbleiben, wo ſie es ſei, auf einen gelindern Fuß geſetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquiſitoren (ſo drückte man ſich aus, um ja den Proteſtanten die kleine Luſt nicht zu gönnen, daß ſie gefürchtet würden, oder daß man ihrem Anſuchen Gerechtigkeit zugeſtünde) von dem neuen Papſte noch nicht beſtätigt worden wären. Dem geheimen Conſilium wurde der Auftrag gegeben, dieſen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verſchwörung.[2]

[1] Burg. 174—180. Hopper. 72. Strada 123. 124. Es darf niemand wundern, ſagt Burgundius, ein hitziger Eiferer für die katholiſche Religion und die ſpaniſche Partei, daß aus der Rede dieſes Prinzen ſo viel Kenntniß der Philoſophie hervorleuchtet; er hatte ſie aus dem Umgange mit Balduin geſchöpft. 180.

[2] Strada 124. 125.

Die Geusen.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüssel schon von der Nachricht erschallte, die Verbundenen näherten sich der Stadt. Sie bestanden nur aus zweihundert Pferden; aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentin, voll Bestürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore schließen oder sich durch die Flucht retten sollte. Beides wird als entehrend verworfen; auch widerlegt der stille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltsamen Ueberfalls. Den ersten Morgen nach ihrer Ankunft versammeln sie sich im Kuilemburgischen Hause, wo ihnen Brederode einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, daß sie sich unter einander, mit Hintansetzung aller andern Pflichten, und mit den Waffen selbst, wenn es nöthig wäre, beizustehen gehalten sein sollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin stand, daß ein gewisser Protestant, den sie alle kannten und schätzten, bei langsamem Feuer lebendig dort verbrannt worden sei. Nach diesen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, ließ sie in ihren eigenen und in der Abwesenden Namen den neuen Eid ablegen und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der fünfte April 1566, wird zu Ueberreichung der Bittschrift angesetzt.[1]

Ihre Anzahl war jetzt zwischen drei- und vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehenleute des vornehmen Adels, wie auch verschiedene Bediente des Königs selbst und der Herzogin.[2] Den Grafen von Nassau und Brederoden an ihrer Spitze, traten sie gliederweise, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Palaste an; ganz Brüssel folgte dem ungewöhnlichen Schauspiel in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahr, die kühn und trotzig

[1] Strada 126.
[2] Hopper. 73.

enug auftraten, um nicht Supplikanten zu ſcheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war bitten zu ſehen; auf er andern Seite ſo viel Ordnung, ſo viel Demuth und beſcheidene Stille, als ſich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Ober-atthalterin empfängt den Zug, von allen ihren Räthen und den Rittern des Vließes umgeben. „Dieſe edeln Niederländer," redet rederobe ſie mit Ehrerbietung an, „welche ſich hier vor Ew. Hoheit verſammeln, und noch weit mehrere, welche nächſtens ein-reffen ſollen, wünſchen Ihnen eine Bitte vorzutragen, von deren Wichtigkeit ſo wie von ihrer Demuth dieſer feierliche Aufzug Sie iberführen wird. Ich, als Wortführer der Geſellſchaft, erſuche Sie, dieſe Bittſchrift anzunehmen, die nichts enthält, was ſich nicht mit dem Beſten des Vaterlands und mit der Würde des Königs vertrüge." —

„Wenn dieſe Bittſchrift," erwiederte Margaretha, „wirklich nichts enthält, was mit dem Wohl des Vaterlands und mit der Würde des Königs ſtreitet, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie gebilligt werden wird." — „Sie hätten," fuhr der Sprecher fort, „mit Un-willen und Bekümmerniß vernommen, daß man ihrer Verbindung verdächtige Abſichten unterlege und ihnen bei Ihrer Hoheit nach-theilig zuvorgekommen ſei; darum lägen ſie Ihr an, ihnen die „Urheber ſo ſchwerer Beſchuldigungen zu nennen und ſolche anzu-„halten, ihre Anklage in aller Form und öffentlich zu thun, damit „derjenige, welchen man ſchuldig finden würde, die verdiente Strafe „leide." — „Allerdings," antwortete die Regentin, „könne man ihr „nicht verdenken, wenn ſie auf die nachtheiligen Gerüchte von den „Abſichten und Allianzen des Bundes für nöthig erachtet habe, die „Statthalter der Provinzen aufmerkſam darauf zu machen; aber „nennen würde ſie die Urheber dieſer Nachrichten niemals; Staats-„geheimniſſe zu verrathen," ſetzte ſie mit einer Miene des Unwillens hinzu, „könne mit keinem Rechte von ihr gefordert werden." Nun beſchied ſie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittſchrift abzuholen, worüber ſie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rathe ging.[1]

[1] Hopper. 73. Strada 126. 127. Burg. 182. 183.

„Nie," lautete dieſe Bittſchrift (die nach Einigen den berühmten Baldwin zum Verfaſſer haben ſoll), „nie hätten ſie es an der „Treue gegen ihren König ermangeln laſſen, und auch jetzt wären „ſie weit davon entfernt; doch wollten ſie lieber in die Ungnade „ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn noch länger in der „Unwiſſenheit der übeln Folgen verharren laſſen, womit die gewalt„ſame Einſetzung der Inquiſition und die längere Beharrung auf „den Edikten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit hätten ſie ſich „mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine Staatenverſammlung „würde dieſen Beſchwerden abhelfen; jetzt aber, da auch dieſe Hoff„nung erloſchen ſei, hielten ſie es für ihre Pflicht, die Statthalterin „vor Schaden zu warnen. Sie bäten daher Ihre Hoheit, eine wohl„geſinnte und wohlunterrichtete Perſon nach Madrid zu ſenden, die „den König vermögen könnte, dem einſtimmigen Verlangen der „Nation gemäß die Inquiſition aufzuheben, die Edikte abzuſchaffen „und ſtatt ihrer auf einer allgemeinen Staatenverſammlung neue „und menſchlichere verfaſſen zu laſſen. Unterdeſſen aber, bis der „König ſeine Entſchließung kund gethan, möchte man die Edikte ruhen „laſſen und die Inquiſition außer Wirkſamkeit ſetzen. Gäbe man," ſchloſſen ſie, „ihrem demüthigen Geſuch kein Gehör, ſo nähmen ſie „Gott, den König, die Regentin und alle ihre Räthe zu Zeugen, „daß ſie das Ihrige gethan, wenn es unglücklich ginge."[1]

Den folgenden Tag erſchienen die Verbundenen in eben demſelben Aufzug, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kuilemburg waren mit ihrem Anhang unterdeſſen zu ihnen geſtoßen), vor der Regentin, um ihre Reſolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittſchrift geſchrieben und enthielt: „Die Inquiſition und die Edikte ganz ruhen zu „laſſen, ſtehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle ſie, dem Wunſche „der Verbundenen gemäß, Einen aus dem Adel nach Spanien ſen„den und ihr Geſuch bei dem Könige nach allen Kräften unter„ſtützen. Einſtweilen ſolle den Inquiſitoren empfohlen werden, ihr „Amt mit Mäßigung zu verwalten; dagegen aber erwarte ſie von „dem Bunde, daß er ſich aller Gewaltthätigkeiten enthalten und

[1] Hopper. 74. Burg. 162. 166.

„nichts gegen den katholischen Glauben unternehmen werde.“ So wenig diese allgemeine und schwankende Zusage die Verbundenen befriedigte, so war sie doch alles, was sie mit irgend einem Schein von Wahrscheinlichkeit fürs erste hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittschrift hatte mit dem eigentlichen Zweck des Bündnisses nichts zu schaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war; daß nunmehr etwas vorhanden war, woran sich der Geist des Aufruhrs ins Künftige festhalten, wodurch man die Regierung, so oft es nöthig war, in Furcht setzen konnte. Die Verbundenen handelten also ihrem Plane gemäß, daß sie sich mit dieser Antwort beruhigten und das Uebrige auf die Entscheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelspiel dieser Bittschrift nur erfunden gewesen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieser Supplikantengestalt so lange zu verbergen, bis er genugsam zu Kräften würde gekommen sein, sich in seinem wahren Lichte zu zeigen; so mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieser Maske und weit mehr an einer günstigen Aufnahme der Bittschrift als an einer schnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, daß sie nichts als ihre Schuldigkeit gethan und daß nur Dienstеifer für den König sie geleitet habe. Als die Herzogin einer Erklärung auswich, schickten sie noch von der Treppe jemand an sie ab, der dieses Gesuch wiederholen sollte. „Die Zeit allein und ihr „künftiges Betragen,“ antwortete sie diesem, „würden ihrer Absichten „Richter sein.“[1]

Gastmähler gaben dem Bund seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tag, wo die zweite Bittschrift eingereicht wude, traktirte Brederode die Verschwornen im Kuilemburgischen Hause; gegen 300 Gäste waren zugegen; die Trunkenheit machte sie muthwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich Einige, daß sie den Grafen von Barlaimont der Regentin, die sich bei Ueberreichung der Bittschrift zu entfärben schien, auf französisch hatten

[1] Hopper. §. 94. Strada 127.

zuflüſtern hören: „Sie ſolle ſich vor einem Haufen Bettler (Gueux) „nicht fürchten.“ Wirklich war auch der größte Theil unter ihnen durch eine ſchlechte Wirthſchaft ſo weit herabgekommen, daß er dieſe Benennung nur zu ſehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderſchaft verlegen war, ſo haſchte man dieſen Ausdruck begierig auf, der das Vermeſſene des Unternehmens in Demuth

verſteckte, und der zugleich am wenigſten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter dieſem Namen zu, und es leben die Geuſen! wurde mit allgemeinem Geſchrei des Volks falls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erſchien Brederode mit einer Taſche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche ſie damals trugen, hing ſie um den Hals, trank die Geſundheit der

nzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte allen für ihren itritt zum Bunde und versicherte hoch, daß er für jeden unter ten bereit stehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter imme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und jedweder sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Ge- de nach. Nun empfing einer nach dem andern die Bettlertasche d hing sie an einem Nagel auf, den er sich zugeeignet hatte. Der m, den dieses Possenspiel verursachte, zog den Prinzen von anien, die Grafen von Egmont und von Hoorn, die der fall so eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, Wirth vom Hause, ungestüm zusetzte, zu bleiben und ein Glas zutrinken.[1] Die Ankunft dieser drei wichtigen Männer erneuerte Jubel der Gäste, und ihre Freude fing an bis zur Ausgelassen- zu steigen. Viele wurden betrunken; Gäste und Aufwärter e Unterschied, Ernsthaftes und Possierliches, Sinnentaumel und gelegenheit des Staats vermengten sich auf eine burleske Art mit nder, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Baccha- . Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rausche beschlossen te, führte man nüchtern aus. Das Dasein seiner Beschützer ßte dem Volke versinnlicht und der Eifer der Partei durch ein tbares Zeichen in Athem erhalten werden; dazu war kein eres Mittel, als diesen Namen der Geusen öffentlich zur Schau tragen und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen Klei- n, wie man sie an Bettelmönchen und Büßenden sah. Die ganze milie mit dem Hausgesinde eines Verschwornen warf sich in diese denstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln mit dünnem Silber- ch überzogen, eben solche Becher, oder auch Messer, den ganzen usrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder ließen sie an dem irtel herunterhängen. Um den Hals hingen sie eine goldene oder

[1] „Aber," versicherte nachher Egmont in seiner Verantwortungsschrift, „wir anken nur ein einziges kleines Glas, und dabei schrieen sie: es lebe der König nd es leben die Geusen! Es war dies zum erstenmal, daß ich diese Benennung örte, und gewiß, sie mißfiel mir. Aber die Zeiten waren so schlimm, daß man anches gegen seine Neigung mitmachen mußte, und ich glaubte eine unschul- ge Handlung zu thun." Procès criminels des Comtes *d'Egmont* etc. T. I. monts Verantwortung.

silberne Münze, nachher der Geusenpfennig genannt, deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der Inschrift: Dem Könige getreu. Auf der andern sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Provianttasche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelsack. Daher schreibt sich der Name der Geusen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papstthum abfielen und die Waffen gegen den König ergriffen.[1]

Ehe die Verbündenen auseinander gingen, um sich in den Provinzen zu zerstreuen, erschienen sie noch einmal vor der Herzogin, um sie in der Zwischenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volk nicht aufs Aeußerste käme. Sollte aber, fügten sie hinzu, aus einem entgegengesetzten Betragen Schlimmes entstehen, so wollten sie als Leute angesehen sein, die ihre Pflicht gethan hätten.

Darauf erwiderte die Regentin: sie hoffe solche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geschehe dieses aber dennoch, so würde sie es niemand anders als den Verbundenen zuzuschreiben haben. Sie ermahne sie also ernstlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neuen Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzusammenkünfte mehr zu halten und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um sie einstweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimschreiber Berti befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worin man den Inquisitoren und weltlichen Richtern Mäßigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre ketzerische Verschuldung durch kein bürgerliches Verbrechen erschwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüssel ernannten sie noch vier Vorsteher aus ihrer Mitte,[2] welche die Angelegenheiten des Bundes besorgen mußten; und noch überdies eigene Geschäftsverweser für jede Provinz. In Brüssel selbst wurden einige zurückgelassen, um auf alle Bewegungen des Hofs ein wachsames Auge zu haben. Brederode, Kuilemburg und Bergen verließen endlich die Stadt, von 550 Reitern begleitet, begrüßten sie noch einmal

[1] Hopper. §. 94. Strada 127—130. Burg. 185. 187.

[2] Burgundius gibt zwölf solcher Vorsteher an, welche das Volk spottweis die zwölf Apostel genannt haben soll. 188.

außerhalb der Mauern mit Musketenfeuer und schieden dann von einander, Brederode nach Antwerpen, die beiden andern nach Geldern. Dem Ersten schickte die Regentin einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über tausend Menschen drängten sich um das Hotel, wo er abgestiegen war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster; „Bürger von Antwerpen," redete er sie an, „ich bin hier, „mit Gefahr meiner Güter und meines Lebens, euch die Last der „Inquisition abzunehmen. Wollt ihr diese Unternehmung mit mir „theilen und zu eurem Führer mich erkennen, so nehmt die Gesund„heit an, die ich euch hier zutrinke, und streckt zum Zeichen eures „Beifalls die Hände empor." Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeschrei in die Höhe. Nach dieser Heldenthat verließ er Antwerpen.[1]

Gleich nach Uebergebung der Bittschrift der Edeln hatte die Regentin durch den geheimen Rath eine neue Formel der Edikte entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es rathsamer sei, diese Milderung oder Moderation, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu lassen, oder sie dem König erst zur Genehmhaltung vorzulegen.[2] Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu thun, widersetzte sich dem Prinzen von Oranien, der für das Erste stimmte. Außerdem hatte man Grund zu fürchten, daß die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden sein werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt sei. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die Regentin des Kunstgriffs, eine Landschaft nach der andern einzeln, und diejenigen, welche die wenigste Freiheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widersetzlichkeit Muth machte, sondern auch

[1] Strada 131.
[2] Hopper. §. 95.

noch so viel gewann, daß die freieren Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufsparte, sich durch das Beispiel der andern hinreißen ließen.[1] Zufolge eines äußerst gesetzwidrigen Verfahrens überraschte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe sie sich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landschaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zusätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterschrieben sie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zusatz, daß falsche Angeber dem Recht der Wiedervergeltung unterworfen sein sollten; die von Hennegau verlangten, daß statt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerstreite, eine andere willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquisition und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelliren, gesichert haben. Brabants Stände ließen sich durch die Ränke des Hofs überlisten. Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigsten Privilegien geschützt waren und mit der meisten Eifersucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dürfte wohl nicht sehr günstig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam.[2] Aus dem Hauptinhalt dieser Milderung, die ihren Namen doch in der That verdiente, läßt sich auf die Edikte selbst ein Schluß machen. „Die Schriftsteller der Sekten," hieß es darin, „ihre Vorsteher und Lehrer, wie auch die, welche einen von „diesen beherbergten, ketzerische Zusammenkünfte beförderten und von „behlten oder irgend sonst ein öffentliches Aergerniß gäben, sollen „mit dem Galgen bestraft und ihre Güter (wo die Landesgesetze es „nämlich erlaubten) eingezogen werden; schwüren sie aber ihre Irr„thümer ab, so sollten sie mit der Strafe des Schwerts davon kom„men und ihre Verlassenschaft ihrer Familie bleiben." Eine grausame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bußfertigen

[1] Grot. 22. Burg. 196. 197 sq
[2] A. G. d. v. N. III. 72.

Ketzern, hieß es ferner, könne Gnade widerfahren; unbußfertige sollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es sei denn, daß sie sich durch Verführung Anderer dieses Vorrechts beraubten. Von dieser Wohlthat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gründlichste Buße loskauften, ihrer Güter verlustig erklärt und, wenn sie Relapsen, d. i. wiederabgefallene Ketzer wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden sollten.[1] Die mehrere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in diesen Verordnungen wahrnimmt, und leicht versucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des spanischen Ministeriums zuzuschreiben, war nichts als ein nothgedrungener Schritt, den ihm die standhafte Widersetzlichkeit des Adels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieser Moderation, die im Grunde keinen einzigen wesentlichen Mißbrauch abstellte, so wenig erbaut, daß das Volk sie in seinem Unwillen anstatt Moderation (Milderung) Moorderation, d. i. Mörderung, nannte.[2]

Nachdem man auf diesem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrath vorgelegt und, von ihm unterschrieben, an den König nach Spanien gesendet, um nunmehr durch seine Genehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen.[3]

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen[4] aufgetragen, der sich aber aus einem nur zu gegründeten Mißtrauen in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem delicaten Geschäft allein nicht befassen wollte, einen Gehilfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron von Montigny, der schon ehedem zu demselben Geschäfte gebraucht worden war und es rühmlich beendigt hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so gar sehr verändert hatten, und er wegen

[1] Burg. 190—193.

[2] A. G. d. v. N. 72.

[3] Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

[4] Dieser Marquis von Bergen ist von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterscheiden, der von den Ersten gewesen war, die den Compromiß unterschrieben. Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgniß war, so machte er seiner mehreren Sicherheit wegen mit der Herzogin aus, daß sie vorläufig darüber an den Monarchen schreiben möchte, unterdessen er mit seinem Gesellschafter langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es schien, von dem schrecklichen Schicksal, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, störte seine Reise noch durch ein unvermuthetes Hinderniß, indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballschlagen empfing, außer Stand gesetzt wurde, sie sogleich mit ihm anzutreten. Nichtsdestoweniger machte er sich, weil die Regentin ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache seines Volks in Spanien durchzusetzen, sondern dafür zu sterben.[1]

Die Stellung der Dinge hatte sich nunmehr so verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung so nahe herbeigebracht, daß es dem Prinzen von Oranien und seinen Freunden fortan unmöglich schien, das mittlere, schonende Verhältniß, das sie bis jetzt zwischen der Republik und dem Hof beobachtet hatten, noch länger beizubehalten und so widersprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bei ihrer Denkart schon kosten mußte, in diesem Streit nicht Partei zu nehmen; so sehr schon ihr natürlicher Freiheitssinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihre Posten ihnen auferlegte: so sehr mußte das Mißtrauen Philipps gegen sie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten schon seit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurücksetzende Betragen, das ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihren Diensteifer erkälten und ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so vielem Widerwillen und so wenigem Danke spielten. Dazu kamen noch verschiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Bittschrift des Adels und seine wenige Zufriedenheit mit ihrem eignen Betragen bei dieser Gelegenheit außer Zweifel setzten und Maßregeln von ihm erwarten ließen, zu denen sie, als Stützen der vaterländischen Freiheit und größtentheils als Freunde

[1] Strada 133. 134.

oder Blutsverwandte der Verbundenen, nie würden die Hand bieten können.[1] Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es überhaupt nun ab, welche Partei sie künftig zu nehmen hatten. Hieß die Bittschrift Empörung, so blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich behandeln zu helfen, deren Interesse auch das ihrige war, und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieser mißlichen Alternative konnten sie nur durch eine gänzliche Zurückziehung von Geschäften ausweichen; ein Weg, den sie zum Theil schon einmal erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umständen mehr als eine bloße Nothhilfe war. Auf sie sah die ganze Nation. Das unumschränkte Vertrauen in ihre Gesinnungen und die allgemeine Ehrfurcht gegen sie, die nahe an Anbetung grenzte, adelte die Sache, die sie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die sie verließen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht als bloßer Name war, hielt die Gegenpartei im Zügel; so lange sie dem Senat noch beiwohnten, vermied man gewaltsame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, selbst wenn sie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion muthlos und unsicher, die sich im Gegentheil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, sobald sie, auch nur entfernt, auf einen so wichtigen Beifall rechnen durfte. Dieselben Maßregeln der Regierung, die, wenn sie durch ihre Hände gingen, eines günstigen Erfolges gewiß waren, mußten ohne sie verdächtig und unnütz werden; selbst die Nachgiebigkeit des Königs, wenn sie nicht das Werk dieser Volksfreunde war, mußte den besten Theil ihrer Wirkung verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geschäften die Regentin zu einer Zeit von Rath entblößte, wo Rath ihr am unentbehrlichsten war, gab diese Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Uebergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet und unbekannt mit den Eigenheiten des republikanischen Charakters, nicht unterlassen haben würde, das Uebel zu verschlimmern und die Erbitterung der Gemüther aufs Aeußerste zu treiben.

[1] Meteren 81.

Alle dieſe Gründe, unter denen es jedem freigeſtellt iſt, nach ſeiner guten oder ſchlimmen Meinung von dem Prinzen, denjenigen herauszuſuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentin im Stich zu laſſen und ſich aller Staatsgeſchäfte zu begeben. Die Gelegenheit, dieſen Vorſatz ins Werk zu richten, fand ſich bald. Der Prinz hatte für die ſchleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edikte geſtimmt; die Statthalterin folgte dem Gutachten des geheimen Raths und ſandte ſie zuvor an den König. „Ich ſehe nun deutlich," brach er mit verſtellter Heftigkeit aus, „daß „allen Rathſchlägen, die ich gebe, mißtraut wird. Der König bedarf „keiner Diener, deren Treue er bezweifeln muß, und ferne ſei es „von mir, meinem Herrn Dienſte aufzudringen, die ihm zuwider „ſind. Beſſer alſo für ihn und mich, ich entziehe mich dem ge„meinen Weſen."[1] Das Nämliche ungefähr äußerte der Graf von Hoorn; Egmont bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewohl er (heißt es in ſeiner Anklage) ausſah wie die Geſundheit. Die Regentin, von den Folgen erſchreckt, die dieſer Schritt unvermeidlich herbeiführen mußte, redete ſcharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorſtellungen, noch „das gemeine Beſte ſo viel über Sie vermögen, Sie von dieſem Vor„ſatz zurückzubringen, ſo ſollten Sie wenigſtens Ihres eigenen Rufes „mehr ſchonen. Ludwig von Naſſau iſt Ihr Bruder. Er und „Graf Brederode, die Häupter der Verſchwörung, ſind öffentlich „Ihre Gäſte geweſen. Die Bittſchrift enthält daſſelbe, wovon alle „Ihre Vorſtellungen im Staatsrath bisher gehandelt haben. Wenn „Sie nun plötzlich die Sache Ihres Königs verlaſſen, wird es nicht „allgemein heißen, daß Sie die Verſchwörung begünſtigen?" Es wird nicht geſagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staatsrath getreten iſt; iſt er es aber, ſo muß er ſich bald eines Andern beſonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geſchäften erblicken. Egmont, ſcheint es, ließ ſich von den Vorſtellungen der Regentin beſiegen; Hoorn allein zog ſich wirklich auf eines ſeiner Güter zurück, des Vorſatzes, weder Kaiſern noch Königen mehr zu dienen.[2]

[1] Burg. 189.

[2] Wo er drei Monate außer Thätigkeit blieb. Hoorns Anklage. 113.

Unterdeſſen hatten ſich die Geuſen durch alle Provinzen zerſtreut und, wo ſie ſich zeigten, die günſtigſten Nachrichten von dem Erfolg ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Verſicherungen nach war für die Religionsfreiheit alles gewonnen, und dieſen Glauben recht zu befeſtigen, halfen ſie ſich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten ſie zum Beiſpiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vließes vor, worin dieſe feierlich erklärten, daß künftighin niemand weder Gefängniß, noch Landesverweiſung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben ſollte, er hätte ſich denn zugleich eines politiſchen Verbrechens ſchuldig gemacht, in welchem Fall gleichwohl die Verbundenen allein ſeine Richter ſein würden; und dies ſollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So ſehr es ſich die Ritter, auf die erſte Nachricht von dem geſpielten Betrug, angelegen ſein ließen, die Nation aus ihrer Täuſchung zu reißen, ſo wichtige Dienſte hatte dieſe Erfindung der Faktion in dieſer kurzen Zeit ſchon geleiſtet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung ſich auf einen bloßen Augenblick einſchränkt, ſo können Erdichtungen, die ſich nur dieſen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgeſtreute Gerücht zwiſchen der Statthalterin und den Rittern Mißtrauen erweckte und den Muth der Proteſtanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, ſpielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn ſie auch ſelbſt nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beſchönigung diente. Wenn dieſer fälſchliche Wahn auch noch ſo bald widerrufen ward, ſo mußte er doch in dem kurzen Zeitraum, wo er Glauben fand, ſo viele Ausſchweifungen veranlaßt, ſo viel Zügelloſigkeit und Licenz eingeführt haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit ſowohl, als aus Verzweiflung fortzuwandeln ſich genöthigt ſehen mußte.[1] Gleich auf die erſte Zeitung dieſes glücklichen Erfolgs fanden ſich die geflüchteten Proteſtanten in ihrer Heimath wieder ein, von der ſie ſich nur ungern geſchieden hatten; die ſich verſteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher

[1] Strada 132. 133.

nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch diese Duldungsakte, ſchenkten ſich ihr jetzt öffentlich und laut.[1] Der Name der Geuſen wurde hoch gerühmt in allen Provinzen; man nannte ſie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Inſignien zu tragen. Dieſe letzteren brachten auf dem Geuſenpfennig noch die Veränderung an, daß ſie zwei kreuzweis gelegte Wanderſtäbe darauf ſetzten, gleichſam um anzudeuten, daß ſie jeden Augenblick fertig und bereit ſtünden, um der Religion willen Haus und Herd zu verlaſſen. Die Errichtung des Geuſenbunds hatte den Dingen eine ganz andere Geſtalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geſchrei der Einzelnen war, hatte ſich nunmehr in Einen Körper furchtbar zuſammengezogen und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrühreriſche Kopf ſah ſich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an und glaubte ſeine Verwegenheit zu ſichern, indem er ſie in dieſen Verſammlungsplatz des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, ſchmeichelte dem Eitlen; ſich unbeobachtet und ungeſtraft in dieſem großen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Geſicht, welches die Verſchwörung der Nation zeigte, war demjenigen ſehr ungleich, welches ſie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Abſichten auch die lauterſten geweſen, hätte ſie es wirklich ſo gut mit dem Throne gemeint, als ſie äußerlich ſcheinen wollte, ſo würde ſich der große Haufen dennoch nur an das Geſetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr beſſerer Zweck gar nicht für ihn vorhanden geweſen ſein.

[1] Grot. 22.

Oeffentliche Predigten.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutschen Protestanten günstiger sein, als dieser, einen Absatz ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu versuchen. Jetzt wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Kundschaftern, von Ketzern aller Art und ihren Aposteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, erhebliche Fortschritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landschaften hatten die Wiedertäufer überschwemmt, die aber, als die Dürftigsten von allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter sich selbst im Streite, die wenigste Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Calvinisten, welche die südlichen Provinzen, und Flandern insbesondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republick Genf, den schweizerischen Kantons und einem Theile von Deutschland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne saß. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm größtentheils die Entstehung gegeben. An Anzahl und Reichthum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein desto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Theil der Niederlande, der an Deutschland grenzt, in Besitz; ihr Bekenntniß herrschte in einigen nordischen Reichen; die mächtigsten Reichsfürsten waren ihre Bundesgenossen, und die Religionsfreiheit dieses Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnte mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammenfluß dieser drei Religionen, weil die Volksmenge sie hier verbarg,

und die Vermiſchung aller Nationen in dieſer Stadt die Freiheit begünſtigte. Dieſe drei Kirchen hatten nichts unter ſich gemein, als einen gleich unauslöſchlichen Haß gegen das Papſtthum, gegen die Inquiſition insbeſondere und gegen die ſpaniſche Regierung, deren Werkzeug dieſe war; aber eben die Eiferſucht, womit ſie einander ſelbſt wechſelſeitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Uebung und verhinderte, daß die Gluth des Fanatismus bei ihnen verglimmte.[1]

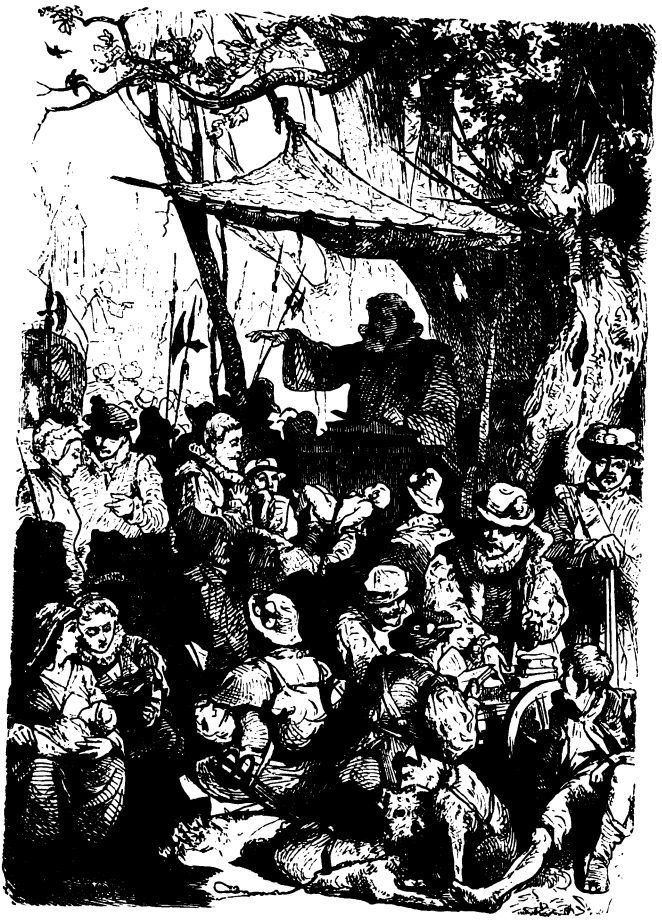
Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation ſtatt haben würde, einſtweilen, um die Geuſen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Proceduren gegen die Ketzer Mäßigung empfohlen; ein Auftrag, den der größte Theil von dieſen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte und in ſeiner weiteſten Bedeutung nahm. Die meiſten von den vornehmſten Magiſtratsperſonen waren der Inquiſition und der ſpaniſchen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen ſogar ſelbſt einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgeſagten Feinden, den Spaniern, doch die Luſt nicht, ihre Landsleute mißhandelt zu ſehen.[2] Sie verſtanden alſo die Regentin abſichtlich falſch und ließen die Inquiſition, wie die Edikte, faſt ganz in Verfall gerathen. Dieſe Nachſicht der Regierung, mit den glänzenden Vorſpiegelungen der Geuſen verbunden, lockte die Proteſtanten, die ſich ohnehin zu ſehr angehäuft hatten, um länger verſteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man ſich mit ſtillen nächtlichen Verſammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man ſich zahlreich und gefürchtet genug, um dieſe Zuſammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Dieſe Licenz nahm ihren erſten Anfang zwiſchen Oudenaarde und Gent und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewiſſer Hermann Stricker, aus Oberyſſel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloſter entſprungen, ein verwegner Enthuſiaſt von fähigem Geiſt, impoſanter Figur und fertiger Zunge, iſt der Erſte, der das Volk zu einer Predigt unter freiem Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens verſammelt

[1] Grot. 22. Strada 136. Burg. 212.
[2] Grot. 29. Burg. 203. 204.

einen Anhang von siebentausend Menschen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge sprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volk, das in Ermanglung anderer Waffen nach Steinen greift, so übel empfangen, daß er, von schweren Wunden dahingestreckt, noch froh ist, sein Leben durch Bitten zu retten.[1] Der erste gelungene Versuch macht zu dem zweiten Muth. In der Gegend von Aalst versammeln sie sich in noch größerer Menge wieder; jetzt aber sind sie schon mit Rappieren, Feuergewehr und Hellebarden versehen, stellen Posten aus und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muß, gern oder ungern, an dem Gottesdienst Theil nehmen, wozu besondere Aufpasser bestellt sind. An dem Eingang haben sich Buchhändler gelagert, welche den protestantischen Katechismus, Erbauungsschriften und Pasquille auf die Bischöfe feil bieten. Der Apostel, Hermann Stricker, läßt sich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumstämmen aus dem Stegreif aufgethürmt worden. Ein darüber gespanntes Segeltuch schützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk stellt sich gegen die Windseite, um ja nichts von seiner Predigt zu verlieren, deren beste Würze die Schmähungen gegen das Papstthum sind. Man schöpft Wasser aus dem nächsten Fluß, um die neugebornen Kinder, ohne weitere Ceremonie, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, von ihm taufen zu lassen. Hier werden Sacramente auf calvinische Art empfangen, Brautpaare eingesegnet und Ehen zerrissen. Halb Gent war auf diese Art aus seinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete sich immer weiter und weiter und hatte in kurzer Zeit ganz Ostflandern überschwemmt. Westflandern brachte ein anderer abgefallener Mönch, Peter Dathen, aus Poperingen, gleichfalls in Bewegung; fünfzehntausend Menschen drängten sich aus Flecken

[1] Burg. 213. 214. Diese unerhörte Brutalität eines einzelnen Menschen, mitten unter eine Schaar von siebentausend tollkühnen Menschen, die durch gemeinschaftliche Andacht noch mehr entzündet sind, zu bringen, um einen, den sie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweist mehr als alles, was man über diese Materie sagen kann, mit welch insolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die sogenannten Ketzer herabgesehen haben mögen, die sie als eine schlechtere Menschenart betrachteten.

und Dörfern zu ſeiner Predigt; ihre Anzahl macht ſie beherzt genug, mit ſtürmender Hand in die Gefängniſſe zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertod aufgeſpart waren. Die Proteſtanten in Tournay wurden von einem gewiſſen Ambroſius Ville, einem franzöſiſchen Calviniſten, zu gleichem Uebermuthe verhetzt. Sie dringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen und laſſen ſich öftere Drohungen entfallen, daß ſie die Stadt den Franzoſen übergeben würden. Dieſe war ganz von Garniſon entblößt, die der Commandant, aus Furcht vor Verrätherei, in das Caſtell gezogen hatte, und welche ſich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agiren. Die Sektirer gingen in ihrem Uebermuthe ſo weit, daß ſie eine eigene öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für ſich verlangten; da man ihnen dieſe verſagte, traten ſie in ein Bündniß mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienſt nach dem Beiſpiel der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzuſetzen. Dieſe drei Städte ſtanden unter einander in dem genaueſten Zuſammenhang, und die proteſtantiſche Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil ſich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, ſo kamen ſie überein, daß ſie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. Brederodes Erſcheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechzehntauſend [illegible] ſchen brachen an dem nämlichen Tag, wo daſſelbe in Tournay Valenciennes geſchah, aus der Stadt hinaus, Weiber und [illegible] durch einander; Mütter ſchleppten ihre ganz kleinen Kinder [illegible] ſich her. Sie ſchloſſen den Platz mit Wagen, die ſie zuſ[illegible] banden, hinter welchen ſich Gewaffnete verſteckt hielten, um [illegible] dacht gegen einen etwanigen Ueberfall zu decken. Die Prediger [illegible] theils Deutſche, theils Hugenotten, und redeten in walloniſcher [illegible] manche darunter waren aus dem gemeinſten Pöbel, und [illegible] ſogar fühlten ſich zu dieſem heiligen Werke berufen. Kein [illegible] der Obrigkeit, kein Geſetz, keines Häſchers Erſcheinung [illegible] mehr. Viele zog bloße Neugier herbei, um doch zu hören, [illegible] neue und ſeltſame Dinge dieſe fremden Ankömmlinge, [illegible] Redens von ſich gemacht, auskramen würden. Andere [illegible] Wohlklang der Pſalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, [illegible] franzöſiſchen Verſen abgeſungen wurden. Ein großer Theil [illegible]



von dieſen Predigten wie von luſtigen Komödien angezogen, in welchen der Papſt, die Väter der Trientiſchen Kirchenverſammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrſchenden Kirche auf eine poſſirliche Art heruntergemacht wurden. Je toller dieſes zuging, deſto mehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatſchen, wie im Schauſpielhauſe, belohnte den Redner, der es den andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvor gethan hatte. Aber das Lächerliche, das in dieſen Verſammlungen auf die herrſchende Kirche geworfen ward, ging demungeachtet in dem Gemüth der Zuhörer nicht ganz verloren, ſo wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegentlich mit unterliefen; und Mancher, der hier nichts weniger als Wahrheit geſucht hatte, brachte ſie vielleicht, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit zurück.[1]

Dieſe Verſammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Vermeſſenheit der Sektirer, bis ſie ſich endlich ſogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienſt mit einer Eskorte von gewaffneten Reitern im Triumph heimzuführen und ſo das Geſetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrath ſendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzogin, um ſie zu einer perſönlichen Ueberkunft, und, wo möglich, zur Reſidenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln, und dem gänzlichen Verfall der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmſten Kaufleute, vor Plünderung bang, ſtanden ſchon im Begriffe, ſie zu räumen. Furcht, das königliche Anſehen auf ein ſo gefährliches Spiel zu ſetzen, verbietet ihr zwar dieſem Begehren zu willfahren, aber an ihrer Statt wird der Graf von Megen dahin geſendet, um mit dem Magiſtrate wegen Einführung einer Garniſon zu unterhandeln. Der aufrühreriſche Pöbel, dem der Zweck ſeiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, ſammelt ſich unter tumultuariſchem Geſchrei um ihn herum. „Man kenne ihn als einen geſchworenen Feind der Geuſen," wurde ihm zugeſchrieen; „er bringe Knechtſchaft und Inquiſition, und er ſolle unverzüglich die Stadt verlaſſen." Auch legte ſich der Tumult nicht, bis Megen wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Calviniſten dieſer Stadt bei dem Magiſtrat eine Schrift ein, worin ſie bewieſen, daß

[1] Strada 132. Burg. 220—232.

ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, sich in der Stille zu versammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für sich begehrten. Der Stadtrath erneuert seine Vorstellungen an die Herzogin, daß sie der bedrängten Stadt doch durch ihre persönliche Gegenwart zu Hilfe kommen, oder ihr wenigstens den Prinzen von Oranien schicken möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Rücksicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel eines Burggrafen von Antwerpen verpflichtet sei. Um das größere Uebel zu vermeiden, mußte sie in die zweite Forderung willigen und dem Prinzen, so schwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieser, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten lassen, weil er einmal fest entschlossen schien, an den Staatsgeschäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab sich endlich dem ernstlichen Zureden der Regentin und den ungestümen Wünschen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abfeuerung von Pistolen. Antwerpen schien alle seine Einwohner ausgegossen zu haben, um seinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerstraße wimmelte von Menschen, die Dächer auf den Landhäusern waren abgedeckt, um mehr Zuschauer zu fassen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern sogar wuchsen Menschen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte sich hier in kindischen Ergießungen. „Die Geusen sollen leben!" schrie Jung und Alt ihm entgegen. — „Sehet hin," schrieen andere, „das ist der, der uns Freiheit bringt!" — „Der ist's!" schrieen die Lutheraner, „der uns das Augsburgische Bekenntniß bringt!" — „Nun brauchen wir fortan keine Geusen mehr!" riefen andere; „wir brauchen den mühsamen Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns alles!" Diejenigen, welche gar nichts zu sagen wußten, machten ihrer ausgelassenen Freude in Psalmen Luft, die sie tumultuarisch um ihn her anstimmten. Er indessen verlor seinen Ernst nicht, winkte Stillschweigen um sich her und rief endlich, da ihm niemand gehorchen wollte, zwischen Unwillen und Rührung: „Bei Gott," rief er, „sie sollten zusehen, was sie thäten, es würde sie einmal reuen, was sie jetzt gethan."[1] Das Jauchzen mehrte sich, als

[1] Strada 138. 139. Burg. 233. 234.

er in die Stadt selbst eingeritten war. Gleich das erste Besprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionsparteien, die er einzeln zu sich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des Uebels in dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteien unter einander und in dem Argwohn der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sei, und daß sein erstes Geschäft also sein müsse, die Gemüther zu versichern. Den Reformirten, als den mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Ueberredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Drossaard von Brabant sich in dem Gebiet von Antwerpen öfters mit Bewaffneten sehen ließ, so fürchteten die Calvinisten, bei ihrem Gottesdienst feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Ueberfall sicher sein könnten.[1] Es gelang ihm noch einmal, sie zu vertrösten, und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, sogar während des Festes von Mariä Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepräng unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz stilles Murmeln von Götzendienst war alles, was sich der unkatholische Pöbel gegen die Prozession herausnahm.[2]

(1566.) Indem die Regentin aus einer Provinz nach der andern die traurigsten Zeitungen von dem Uebermuthe der Protestanten erhält und für Antwerpen zittert, das sie in Oraniens gefährlichen Händen zu lassen gezwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte sie den Bund aufgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung hilfreiche Hand zu leisten. Diesen Vorwand gebrauchte Graf Brederode, eine Generalversammlung des ganzen Bundes auszuschreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine so prahlerische Ausstellung der innern Kräfte des

[1] Meurs. Guil. Aur. Libr. I. 10. 11.
[2] Meteren. 83. Burg. 234.

Bundes, deſſen Daſein und Schutz allein den proteſtantiſchen Pöbel ermuntert haben konnte, ſo weit zu gehen, als er gegangen war, mußte jetzt in eben dem Grade die Zuverſicht der Sektirer erheben, als ſie den Muth der Regentin darniederſchlug. Der Convent kam in einer Lüttichiſchen Stadt, St. Truyen, zu Stande, wohin ſich Brederode und Ludwig von Naſſau an der Spitze von zweitauſend Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weiſſagen ſchien, ſo achteten ſie auf alle Fälle für rathſam, einen Sicherheitsbrief für ihre Perſonen von der Herzogin zu erpreſſen. Diejenigen unter ihnen, die ſich einer unreinen Sympathie mit dem proteſtantiſchen Pöbel bewußt waren, betrachteten ſeine Ausgelaſſenheit als ein günſtiges Ereigniß für den Bund; das ſcheinbare Glück derer, zu deren Gemeinſchaft ſie ſich herabſetzten, verführte ſie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger Eifer fing an, in Inſolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man ſollte die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen kühneren Ton annehmen und Forderung auf Forderung häufen. Die katholiſchen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch ſehr königlich dachten und mehr durch Gelegenheit und Beiſpiel zu einem Antheil an dem Bunde hingeriſſen worden, als aus innerem Trieb dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erſtaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorſchlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch ein gefährliches Unternehmen ſie ſich übereilter Weiſe verwickelt hatten. Gleich auf dieſe Entdeckung trat der junge Graf Manſfeld zurück; und eine innere Zwietracht fing jetzt ſchon an, das Werk der Eile zu untergraben und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulöſen.[1]

Graf von Egmont und Wilhelm von Oranien werden von der Regentin bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den Letztern, unter denen Ludwig von Naſſau, Brederode und Kuilemburg waren, beſprachen ſich mit ihnen in Duffle, einem Dorf unweit Mecheln. „Wozu dieſer

[1] Burg. 235. Strada 140.

„neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentin durch den Mund dieſer beiden entbieten. „Man hat Geſandte nach Spanien von mir ge„fordert; ich habe ſie dahin geſendet. Man hat die Edikte und „Inquiſition allzu ſtreng gefunden; ich habe beide gemildert. Man „hat auf eine allgemeine Verſammlung der Reichsſtände angetragen; „ich habe dieſe Bitte vor den König gebracht, weil ich ſie aus eigner „Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab' ich denn nun unwiſſender „Weiſe noch unterlaſſen oder gethan, was dieſe Zuſammenkunft in „St. Truyen nothwendig machte? Iſt es vielleicht Furcht vor dem „Zorn des Königs und ſeinen Folgen, was die Verbundenen beun„ruhigt? Die Beleidigung iſt groß, aber größer iſt ſeine Gnade. „Wo bleibt nun das Verſprechen des Bundes, keine Unruhen unter „dem Volke zu erregen? Wo jene prächtig tönenden Worte, daß „man bereit ſein würde, lieber zu meinen Füßen zu ſterben, als „dem König etwas von ſeinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen „ſich die Neuerer Dinge heraus, die ſehr nah an Aufruhr grenzen „und die Republik zum Verderben führen; und der Bund iſt's, auf „den ſie ſich dabei berufen. Wenn er dieſes mit Stillſchweigen „duldet, ſo klagt er ſich als Mitſchuldigen ihres Frevels an; wenn „er es redlich mit ſeinem König meint, ſo kann er bei dieſer Aus„gelaſſenheit des Pöbels nicht unthätig feiern. Aber er ſelbſt geht „ja dem raſenden Pöbel durch ſein gefährliches Beiſpiel voran, ſchließt „Bündniſſe mit den Feinden des Vaterlands und bekräftigt dieſe „ſchlimmen Gerüchte durch ſeine jetzige ſtrafbare Verſammlung.“[1]

Der Bund verantwortete ſich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputirte Mitglieder im Staatsrath zu Brüſſel einreichen läßt. „Alles,“ lautete dieſe, „was Ihre Hoheit in Rückſicht „auf unſere Bittſchrift gethan, haben wir mit dem lebhafteſten Danke „empfunden; auch können wir über keine Neuerung Klage führen, „welche in dieſer Zeit, Ihrem Verſprechen zuwider, irgendwo gemacht „worden wäre; aber wenn wir demungeachtet jetzt noch immer und „aller Orten her in Erfahrung bringen und mit eigenen Augen uns „überzeugen, daß man unſere Mitbürger um der Religion willen „vor Gericht ſchleppt und zum Tode führt, ſo müſſen wir nothwendig

[1] Meteren 84. Burg. 238. 239.

„daraus ſchließen, daß die Befehle Ihrer Hoheit von den Gerichts-
„höfen zum mindeſten — ſehr wenig geachtet werden. Was der
„Bund ſeinerſeits verſprochen, hat er redlich erfüllt, auch den öffent-
„lichen Predigten hat er nach Vermögen zu ſteuern geſucht; aber
„freilich iſt es kein Wunder, wenn die ſo lange Verzögerung einer
„Antwort aus Madrid die Gemüther mit Argwohn erfüllt und die
„getäuſchte Hoffnung einer allgemeinen Staatenverſammlung ſie
„wenig geneigt macht, ferneren Verſicherungen zu glauben. Nie hat
„ſich der Bund mit den Feinden des Landes verbunden; auch nie
„eine Verſuchung dazu gefühlt. Sollten ſich franzöſiſche Waffen in
„den Provinzen ſehen laſſen, ſo werden wir, die Verbundenen, als
„die Erſten zu Pferde ſitzen, ſie daraus zu vertreiben; aber wir
„wollen aufrichtig gegen Ew. Hoheit ſein. Wir glaubten Zeichen
„Ihres Unwillens gegen uns in Ihrem Geſichte zu leſen; wir ſehen
„Menſchen im ausſchließenden Beſitz Ihrer Gnade, die durch ihren
„Haß gegen uns berüchtigt ſind. Täglich müſſen wir hören, daß
„vor der Gemeinſchaft mit uns, wie vor Verpeſteten, gewarnt wird,
„daß man uns die Ankunft des Königs wie den Anbruch eines
„Gerichtstags verkündigt — was iſt natürlicher, als daß der Argwohn
„gegen uns auch den unſrigen endlich erweckte? daß der Vorwurf
„der Majeſtätsverletzung, womit man unſere Verbindung zu ſchwärzen
„bemüht iſt, daß die Kriegsrüſtungen des Herzogs von Savoyen
„und anderer Fürſten, die, wie das Gerücht ſagt, uns gelten ſollen,
„die Unterhandlungen des Königs mit dem franzöſiſchen Hof, um
„einer ſpaniſchen Armee, die nach den Niederlanden beſtimmt ſein
„ſoll, den Durchzug durch dieſes Reich auszuwirken, und dergleichen
„Vorfälle mehr, uns aufgefordert haben, auf unſere Selbſtvertheidigung
„zu denken und uns durch eine Verbindung mit unſern auswärtigen
„Freunden zu verſtärken? Auf ein allgemeines, unſtetes und ſchwan-
„kendes Gerede beſchuldigt man uns eines Antheils an dieſer Zügel-
„loſigkeit des proteſtantiſchen Pöbels; aber wen klagt das allgemeine
„Gerede nicht an? Wahr iſt es allerdings, daß auch unter
„Proteſtanten ſich befinden, denen eine Duldung der Religionen
„willkommenſte Geſchenk ſein würde; aber auch ſie haben niemals
„vergeſſen, was ſie ihrem Herrn ſchuldig ſind. Furcht vor dem
„Zorne des Königs iſt es nicht, was uns aufgefordert hat,

„Verſammlung zu halten. Der König iſt gut, und wir wollen „hoffen, daß er gerecht iſt. Es kann alſo nicht Verzeihung ſein, „was wir bei ihm ſuchen, und eben ſo wenig kann es Vergeſſen„heit ſein, was wir uns über Handlungen erbitten, die unter den „Verdienſten, ſo wir uns um Se. Majeſtät erworben, nicht die un„beträchtlichſten ſind. Wahr iſt es wieder, daß ſich Abgeordnete der „Lutheraner und Calviniſten in St. Truyen bei uns eingefunden; „ja noch mehr, ſie haben uns eine Bittſchrift übergeben, die wir an „Ew. Hoheit hier beilegen. Sie erbieten ſich darin, die Waffen bei „ihren Predigten niederzulegen, wenn der Bund ihnen Sicherheit „leiſten und ſich für eine allgemeine Verſammlung der Stände ver„bürgen wolle. Beides haben wir geglaubt, ihnen zuſagen zu müſſen, „aber unſere Verſicherung allein hat keine Kraft, wenn ſie nicht „zugleich von Ew. Hoheit und einigen Ihrer vornehmſten Räthe „beſtätigt wird. Unter dieſen kann niemand von dem Zuſtand „unſerer Sachen ſo gut unterrichtet ſein und es ſo redlich mit uns „meinen, als der Prinz von Oranien und die Grafen von „Hoorn und von Egmont. Dieſe drei nehmen wir mit Freuden „als Mittler an, wenn man ihnen dazu die nöthige Vollmacht gibt „und uns Verſicherung leiſtet, daß ohne ihr Wiſſen keine Truppen „geworben und keine Befehlshaber darüber ernannt werden ſollen. „Dieſe Sicherheit verlangen wir indeſſen nur auf einen gegebenen „Zeitraum, nach deſſen Verſtreichung es bei dem Könige ſtehen wird, „ob er ſie aufheben oder beſtätigen will. Geſchieht das Erſte, ſo iſt „es der Billigkeit gemäß, daß man uns einen Termin ſetze, unſere „Perſonen und Güter in Sicherheit zu bringen; drei Wochen werden „dazu genug ſein. Endlich und letztens machen wir uns auch unſrer„ſeits anheiſchig, ohne Zuziehung jener drei Mittelsperſonen nichts „Neues zu unternehmen.“ [1]

Eine ſo kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte und ſich auf einen gründlichen Schutz verließ; aber die Regentin ſah ſich eben ſo wenig im Stand, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als ſie unfähig war, ihm

[1] Meteren 84. 85. Strada 141 sq. Burg. 240—251. Meursii Guil. Aur. L. I. 11. 12.

Ernſt entgegenzuſetzen. In Brüſſel, das jetzt von den meiſten Staatsräthen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwand ſich den Geſchäften entzogen hatten, verlaſſen war, ſowohl von Rath als von Geld entblößt, deſſen Mangel ſie nöthigte, die Großmuth der Geiſtlichkeit anzuſprechen und, da auch dieſes Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden und immer nicht kamen, ſah ſie ſich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in St. Truyen einen Vertrag einzugehen, daß ſie noch vierundzwanzig Tage lang auf die Reſolution des Königs warten wollten, bevor ſie einen weiteren Schritt unternähmen. Auffallend war es freilich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entſcheidenden Antwort auf die Bittſchrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentin deſſwegen auf das nachdrücklichſte in ihn drang. Auch hatte ſie ſogleich nach dem Ausbruch der öffentlichen Predigten den Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgeſandt, der, als ein Augenzeuge dieſer neuen Begebenheiten, ihren ſchriftlichen Bericht deſto lebhafter unterſtützen und den König um ſo raſcher beſtimmen ſollte.[1]

(1566.) Unterdeſſen war der niederländiſche Geſandte, Florent von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das anſtändigſte begegnet ward. Der Inhalt ſeiner Inſtruktion war die Abſchaffung der Inquiſition und Milderung der Plakate; die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwei übrigen Curien; das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenverſammlung, und das Anſuchen der Regentin um die perſönliche Ueberkunft des Königs. Weil dieſer aber immer nur Zeit zu gewinnen ſuchte, ſo wurde Montigny bis auf die Ankunft ſeines Gehilfen vertröſtet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluß faſſen wollte. Der Flamänder indeſſen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem König, der ihm auch jedesmal die Depeſchen der Herzogin und deren Beantwortung mitzutheilen Befehl gab.

[1] Hopper. §. 117. Rurg. 252. 262.

Oefters wurde er auch in das Conſeil der niederländiſchen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalverſammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweiſen. So bewies er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeſchränkte Vergebung alles Vergangenen das Mißtrauen würde tilgen können, das bei allen dieſen Beſchwerden zum Grunde läge, und jeder noch ſo gut gewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf ſeine gründliche Kenntniß der Dinge und eine genaue Bekanntſchaft mit dem Charakter ſeiner Landsleute wagte er es, dem König für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, ſobald er ſie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit ſeiner Abſichten überführt haben würde, da er ihm im Gegentheil, von eben dieſer Kenntniß geleitet, alle Hoffnung dazu abſprach, ſo lange ſie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel ſeiner Unterdrückung zu ſein und dem Neide der ſpaniſchen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gehilfe erſchien endlich, und der Inhalt ihrer Geſandtſchaft wurde wiederholten Berathſchlagungen unterworfen.[1]

(1566.) Der König war damals im Buſch zu Segovien, wo er auch ſeinen Staatsrath verſammelte. Beiſitzer waren: der Herzog von Alba; Don Gomez de Figueroa, Graf von Feria; Don Antonio von Toledo, Großcommendator vom Orden St. Johannes; Don Johann Manriquez von Lara, Oberhofmeiſter der Königin; Ruy Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Melito; Ludwig von Quiraba, Oberſtallmeiſter des Prinzen; Karl Tyſſenacque, Präſident des niederländiſchen Conſeils; der Staatsrath und Siegelbewahrer Hopper[2] und der Staatsrath von Corteville.[3] Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgeſetzt; beide Abgeſandte wohnten ihr bei, aber der König ſelbſt war nicht zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländiſchen Adels von ſpaniſchen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu ſeiner entlegenſten Quelle; brachte Vorfälle mit einander in

[1] Hopper. §. 98. 99. 103.

[2] Aus deſſen Mémoires, als einer mithandelnden Perſon, die Reſultate dieſer Sitzung genommen ſind.

[3] Hopper. §. 111.

Zusammenhang, die ein einen gehabt hatten, und einen reifen weitaussehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall an einander gereiht und der natürlichste Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gesponnen sein, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hieß es, war die gewaltsame Wegdrängung des Ministers Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Besitz einer Macht war, die man lieber selbst ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Absendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abschaffung der Inquisition und Milderung der Strafbefehle dringen und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen sollte. Da aber dieses auf einem so bescheidenen Wege nicht zu erschleichen gewesen, so versuchte man, es durch einen dritten und herzhafteren Schritt, durch eine förmliche Verschwörung, den Geusenbund, von dem Hof zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele ist diese neue Gesandtschaft, wo man endlich ungescheut die Larve abwirft und durch die unsinnigen Vorschläge, die man dem König zu thun sich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abschaffung der Inquisition zu etwas Geringerem als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewissen verloren? Führt diese vorgeschlagene Moderation nicht eine gänzliche Straflosigkeit aller Ketzereien ein? Was ist dieses Projekt von Erweiterung des Staatsraths und von Unterdrückung der zwei übrigen Curien anders als ein völliger Umguß der Staatsregierung zu Gunsten des Adels? ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Ist diese Zusammenrottung der Ketzer bei den öffentlichen Predigten nicht schon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Absichten unternommen wird, da die Ligue der Großen im Staatsrath und der Bund der Geusen nicht wirksam genug geschienen haben?[1]

[1] Hopper. §. 104

Welches aber auch die Quellen dieſes Uebels ſein mochten, ſo geſtand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend ſei. Die ungeſäumte perſönliche Ankunft des Königs in Brüſſel war allerdings das ſouveräne Mittel, es ſchnell und gründlich zu heben. Da es aber ſchon ſpät im Jahre war und die Zurüſtungen zu dieſer Reiſe die ſo kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mußten; da ſowohl die ſtürmiſche Jahreszeit, als die Gefahr von den franzöſiſchen und engliſchen Schiffen, die den Ocean unſicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzeſten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen ſelbſt unterdeſſen von der Inſel Walchern Beſitz nehmen und dem König die Landung ſtreitig machen konnten: ſo war vor dem Frühling nicht an dieſe Reiſe zu denken, und man mußte ſich in Ermanglung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittleren Auskunft begnügen. Man kam alſo überein, dem Könige vorzutragen: erſtlich, daß er die päpſtliche Inquiſition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der biſchöflichen bewenden laſſen möchte; zweitens, daß ein neuer Plan zu Milderung der Plakate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingeſandten Moderation geſchont wäre; drittens, daß er der Oberſtatthalterin Vollmacht ertheilen möchte, allen denjenigen, welche nicht ſchon etwas Verdammliches begangen oder bereits gerichtlich verurtheilt ſeien, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu laſſen, damit die Gemüther verſichert und kein Weg der Menſchlichkeit unverſucht gelaſſen würde. Alle Ligueu, Verbrüderungen, öffentlichen Zuſammenkünfte und Predigten müßten fortan, bei ſtrenger Ahndung, unterſagt ſein; würde dennoch dagegen gehandelt, ſo ſollte die Oberſtatthalterin ſich der ordinären Truppen und Beſatzungen zur gewaltſamern Unterwerfung der Widerſpänſtigen zu bedienen, auch im Nothfall neue Truppen zu werben und die Befehlshaber über dieſelben nach ihrem Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohlgethan ſein, wenn Se. Majeſtät den vornehmſten Städten, Prälaten und den Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem gnädigen Tone ſchrieben, um ihren Dienſteifer zu beleben.[1]

[1] Hopper. §. 109. 110. 112. 113.

Sobald dem König dieſe Reſolution ſeines Staatsraths vorgelegt worden, war ſein Erſtes, daß er an den vornehmſten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzuſtellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bei ſeinem Entſchluß zu erflehen. Er erſchien in eigner Perſon im Staatsrath, um dieſe Reſolution zu genehmigen und ſogleich ausfertigen zu laſſen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz und verweigerte ihn ganz; verpflichtete ſich aber, einige deutſche Regimenter in ſeinem Solde zu behalten und ihnen, damit ſie deſto eifriger dienten, die alten Rückſtände zu bezahlen. Der Regentin befahl er in einem Privatſchreiben, ſich unter der Hand und im Stillen kriegeriſch zu rüſten: dreitauſend Mann Reiterei und zehntauſend Mann Fußgänger ſollte ſie in Deutſchland zuſammenziehen laſſen, wozu er ſie mit den nöthigen Briefen verſah und ihr eine Summe von dreihunderttauſend Goldgulden übermachte.[1] Er begleitete dieſe Reſolution mit mehreren Handſchreiben an einzelne Privatperſonen und Städte, worin er ihnen in ſehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewieſenen guten Eifer dankte und ſie auch fürs künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigſten Punkt, worauf jetzt die Nation hauptſächlich geſtellt war, über die Zuſammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet dieſe eingeſchränkte und zweideutige Begnadigung ſo gut als gar keine war und viel zu ſehr von der Willkür abhing, als daß ſie die Gemüther hätte verſichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation als zu gelinde verwarf, über deren Härte man ſich doch beklagte — ſo hatte er diesmal doch zu Gunſten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan: er hatte ihr die päpſtliche Inquiſition aufgeopfert und nur die biſchöfliche gelaſſen, woran ſie gewöhnt war. Sie hatte in dem ſpaniſchen Conſeil billigere Richter gefunden, als wahrſcheinlicherweiſe zu hoffen geweſen war. Ob dieſe weiſe Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umſtänden die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahin geſtellt. Jetzt kam ſie zu ſpät; als (1566) die königlichen Briefe in Brüſſel anlangten, war die Bilderſtürmerei ausgebrochen.

[1] Hopper. §. 118. 124. Burg. 288.

Viertes Buch.

Der Bilderſturm.

Die Triebfedern dieſer außerordentlichen Begebenheit ſind offenbar nicht ſo weit herzuholen, als viele Geſchichtſchreiber ſich Mühe geben. Möglich allerdings und ſehr wahrſcheinlich, daß die franzöſiſchen Proteſtanten emſig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzſchule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem König von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern ſtrebten, um dieſem unverſöhnlichen Feind ihrer Partei in ſeinem eignen Lande zu thun zu geben; ſehr natürlich alſo, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlaſſen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrſchende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter ſie ſeufzten, zu übertreiben und ſie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen Viele gab, die ihrer eignen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn ſie die Zahl ihrer Mitſchuldigen vermehrten; die die Rechmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn ſie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor ſie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eignes zu verhüllen hofften. Daß aber die Bilderſtürmerei die Frucht eines überlegten Planes geweſen, der auf dem Convent zu St. Truyen verabredet worden, daß in einer ſolennen

Versammlung so vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Theil dem Papstthum anhing, ein Rasender sich hätte erdreisten sollen, den Entwurf zu einer offenbaren Schandthat zu geben, die nicht sowohl eine abgesonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem schlammichten Schooß einer verworfenen Pöbelseele empfangen werden konnte, wäre schon allein darum nicht glaublich, weil diese wüthende That in ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlich, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt des Augenblicks gewesen zu sein, in welchem sie ans Licht trat, und weil sie aus den Umständen, die ihr vorhergingen, so natürlich fließt, daß es so tiefer Nachsuchungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengeflossen aus dem untersten Pöbel; viehisch durch viehische Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauern, von Grenze zu Grenze herumgescheucht und bis zur Verzweiflung gehetzt; genöthigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein geheiligtes Menschenrecht, gleich einem Werke der Finsterniß, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Wald, unter brennender Mittagshitze, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gott zu dienen — hinausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur, und in einem schrecklichen Augenblick an die Rechte dieses Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, desto unnatürlicher ist dieses Schicksal; mit Verwunderung nehmen sie es wahr. Freier Himmel, bereit liegende Waffen, Wahnsinn im Gehirne und im Herzen Erbitterung kommen dem Wink eines fanatischen Redners zu Hilfe; die Gelegenheit ruft, keine Verabredung ist nöthig, wo alle Augen dasselbe sagen; der Entschluß ist geboren, noch ehe das Wort ausgesprochen wird; zu einer Unthat bereit, keiner weiß es noch deutlich zu welcher, rennt dieser wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlstand der feindlichen Religion kränkt ihn Armuth, die Pracht jener Tempel spricht ihrem landflüchtigen Glau-

den Hohn; jedes aufgeſtellte Kreuz an den Landſtraßen, jedes Heiligenbild, worauf ſie ſtoßen, iſt ein Siegesmal, das über ſie errichtet iſt, und jedes muß von ihren rächeriſchen Händen fallen. Fanatismus gibt dem Gräuel ſeine Entſtehung, aber niedrige Leidenſchaften, denen ſich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566.) Der Anfang des Bilderſturms geſchah in Weſtflandern und Artois, in den Landſchaften zwiſchen dem Lys und dem Meere. Eine raſende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgeſindel untermiſcht, etwa dreihundert an der Zahl, mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Strängen verſehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen ſich, von fanatiſcher Wuth begeiſtert, in die Flecken und Dörfer bei St. Omer, ſprengen die Pforten der Kirchen und Klöſter, die ſie verſchloſſen finden, mit Gewalt, ſtürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten ſie mit Füßen. Erhitzter durch dieſe verdammliche That und durch neuen Zulauf verſtärkt, bringen ſie geraden Wegs nach Ypern vor, wo ſie auf einen ſtarken Anhang von Calviniſten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen ſie dort in die Hauptkirche ein; die Wände werden mit Leitern erſtiegen, die Gemälde mit Hämmern zerſchlagen, Kanzeln und Kirchenſtühle mit Aexten zerhauen, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet und die heiligen Gefäße geſtohlen. Dieſes Beiſpiel wird ſogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenaarde nachgeahmt; dieſelbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die erſten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Feſt von Mariä Himmelfahrt in dieſer Stadt zuſammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelaſſene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüſſel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrath verſammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, gibt Antwerpen dem Muthwillen dieſer Bande preis. Seine Entfernung iſt die Loſung zum Tumult. Vor der Ausgelaſſenheit des Pöbels bange, die ſich gleich in den erſten Tagen in ſpöttiſchen Anſpielungen äußerte, hatte man das Marien-

bild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie ſonſt, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Beſuch zu geben und es ſpöttiſch zu fragen, warum es ſich neulich ſo bald abſentirt habe? Andere ſtiegen auf die Kanzel, wo ſie dem Prediger nachäfften und die Papiſten zum Wettkampf herausforderten. Ein katholiſcher Schiffer, den dieſer Spaß verdroß, wollte ſie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtſtuhl zu Schlägen. Unſinnige Auftritte geſchahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte ſich, und viele kamen ſchon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen verſehen. Endlich fällt es einem bei, es leben die Geuſen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, daſſelbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren und die Hoffnung aufgaben, gegen dieſe Tollkühnen etwas auszurichten, verlaſſen die Kirche, nachdem ſie alle Thore, bis auf eines, verſchloſſen haben. Sobald man ſich allein ſieht, wird in Vorſchlag gebracht, einen von den Pſalmen nach der neuen Melodie anzuſtimmen, die von der Regierung verboten ſind. Noch während dem Singen werfen ſich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchſtechen es mit Schwertern und Dolchen und ſchlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und leuchten zu dem Werk. Die ſchöne Orgel der Kirche, ein Meiſterſtück damaliger Kunſt, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöſcht, alle Statuen zerſchmettert. Ein gekreuzigter Chriſtus in Lebensgröße, der zwiſchen den zwei Schächern dem Hochaltar gegenüber aufgeſtellt war, ein altes und ſehr werth gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde geriſſen und mit Beilen zerſchlagen, indem man die beiden Mörder zu ſeiner Seite ehrerbietig ſchont. Die Hoſtien ſtreut man auf den Boden und tritt ſie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Geſundheit der Geuſen getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben. Gräber ſelbſt werden durchwühlt, die halbverweſten Leichen hervorgeriſſen und mit Füßen getreten. Alles dies geſchah in ſo wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; jeder arbeitete ſeinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, ſo halsbrechend auch dieſes Geſchäft war.

nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finſterniß, ungeachtet die größten Laſten um und neben ihnen fielen, und Manche auf den oberſten Sproſſen der Leitern handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenſtück leuchteten, wurde

kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchſtens hundert Menſchen verwüſtete in wenigen Stunden einen Tempel von ſiebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der größten und prächtigſten in der Chriſtenheit.

daß man die goldenen und silbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenschmuck unter die Erde vergraben, so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolph von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst an der Spitze der aufrührerischen Genter im Treffen geblieben und in Tournay beigesetzt war. Dieser Adolph hatte seinen Vater mit Krieg überzogen und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuß zum Gefängniß geschleppt; ihm selbst aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein anderes gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluch preiszugeben.[1]

Mit den Bilderstürmern aus Tournay verbanden sich andere aus Valenciennes, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine kostbare Bibliothek, an welcher seit vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch ins Brabantische drang dieses verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schicksal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, nebst einem Theile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, sich von diesen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüstet.[2]

Von der nämlichen Raserei, die den südlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländischen Städte, Amsterdam, Leyden und Gravenhaag, hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltsamer Hand daraus weggerissen zu sehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entschlossenheit ihres Magistrats der Verwüstung. Dieselben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den Seeländischen Inseln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyssel und Gröningen erlitten die nämlichen

[1] Burg. 315. 316.
[2] Meteren 85. 87. Strada 149.

Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Megen vor einem ähnlichen Schicksal.[1]

Das Gerücht dieser Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüssel, wo die Oberstatthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsraths veranstaltet hatte. Die Schwärme der Bilderstürmer dringen schon weit ins Brabantische vor, und drohen sogar der Hauptstadt, wo ihnen ein starker Anhang gewiß ist, hier unter den Augen der Majestät denselben Gräuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Person in Furcht, die sie selbst im Herzen des Landes, im Kreis der Statthalter und Ritter nicht sicher glaubt, ist schon im Begriff, nach Mons in Hennegau zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog von Arschot zu einem Zufluchtsort aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Bilderstürmer gegeben, zu unanständigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umsonst, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das dringendste anliegen, sie durch eine so schimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszusetzen, als hätte es ihnen an Muth oder Eifer gefehlt, ihre Fürstin zu schützen; umsonst, daß die Stadt Brüssel selbst es ihr nahe legt, sie in dieser Extremität nicht zu verlassen, daß ihr der Staatsrath nachdrückliche Vorstellungen macht, durch einen so zaghaften Schritt die Insolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern; sie beharrt unbeweglich auf diesem verzweifelten Entschluß, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderstürmer gegen die Hauptstadt im Anzug seien. Sie gibt Befehl, alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor sich gehen sollte. Mit Anbruch des Tages steht der Greis Viglius vor ihr, den sie, den Großen zu Gefallen, schon lange Zeit zu vernachlässigen gewohnt war. Er will wissen, was diese Zurüstung bedeute, worauf sie ihm endlich gesteht, daß sie fliehen wolle, und daß er wohl thun würde, wenn er sich selbst mit zu retten suchte. „Zwei Jahre sind es nun," sagte ihr der Greis, „daß Sie dieses Ausgangs der Dinge gewärtig „sein konnten. Weil ich freier gesprochen habe, als Ihre Höflinge, so „haben Sie mir Ihr fürstliches Ohr verschlossen, das nur verderblichen

[1] Burg. 318. 319. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 15.

„Anſchlägen geöffnet war.“ Die Regentin räumt ein, daß ſie gefehlt habe, und durch einen Schein von Rechtſchaffenheit geblendet worden ſei; jetzt aber dränge ſie die Noth. „Sind Sie geſonnen,“ verſetzte Viglius hierauf, „auf den königlichen Mandaten mit Beharrlich„keit zu beſtehen?“ „Das bin ich,“ antwortete ihm die Herzogin. „So nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem großen Geheimniß der Re„gentenkunſt, zur Verſtellung, und ſchließen Sie ſich ſcheinbar an die „Fürſten an, bis Sie mit ihrer Hilfe dieſen Sturm zurückgeſchlagen „haben. Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im Herzen „weit entfernt ſind. Laſſen Sie ſie einen Eid ablegen, daß ſie mit „Ihnen gemeine Sache machen wollen, dieſen Unordnungen zu be„gegnen. Denjenigen, die ſich bereitwillig dazu finden laſſen, vertrauen „Sie ſich als Ihren Freunden; aber die Andern hüten Sie ſich ja „durch Geringſchätzung abzuſchrecken.“ Viglius hielt ſie noch lange durch Worte hin, bis die Fürſten kamen, von denen er wußte, daß ſie die Flucht der Regentin keineswegs zugeben würden. Als ſie erſchienen, entfernte er ſich in der Stille, um dem Stadtrath den Befehl zu ertheilen, daß er die Thore ſchließen und allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang verſagen ſollte. Dieſer letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorſtellungen gethan hatten. — Die Regentin, die ſich in ihrer eignen Reſidenz gefangen ſah, ergab ſich nun dem Zureden ihres Adels, der ſich anheiſchig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihr auszuharren. Sie machte den Grafen von Mansfeld zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Beſatzung, und bewaffnete ihren ganzen Hof.[1]

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, deſſen endlicher Schluß dahin ging, der Nothwendigkeit nachzugeben, die Predigten an den Orten, wo ſie bereits angefangen, zu geſtatten, die Aufhebung der päpſtlichen Inquiſition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeſchafft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einſchränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn, nebſt einigen Andern benannt, mit den Deputirten des Bundes deßwegen zu unter-

[1] Burg. 330. 331. Hopper. § 128. Vita Vigl. 48.

handeln. Dieſer wird feierlich und in den unzweideutigſten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittſchrift freigeſprochen, und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieſer Verſicherung nachzuleben, und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittſchrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten ſich die Verbundenen in einem Reverſe, getreue Diener Sr. Majeſtät zu ſein, zu Wiederherſtellung der Ruhe und Beſtrafung der Bilderſtürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, und dem König gegen innere und äußere Feinde thätige Hilfe zu leiſten. Verſicherung und Gegenverſicherung wurden in Form von Inſtrumenten aufgeſetzt, und von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnet, der Sicherheitsbrief noch beſonders eigenhändig von der Herzogin ſignirt und mit ihrem Siegel verſehen. Nach einem ſchweren Kampf und mit weinenden Augen hatte die Regentin dieſen ſchmerzlichen Schritt gethan und mit Zittern geſtand ſie ihn dem König. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die ſie in Brüſſel wie gefangen gehalten und gewaltſam dazu hingeriſſen hätten. Beſonders beſchwerte ſie ſich bitter über den Prinzen von Oranien.[1]

Dieſes Geſchäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Flandern, Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Proteſtanten die verwüſteten Kirchen wie eine Sache, die dem erſten Finder gehört, in Beſitz genommen, und ſich nach Kriegsgebrauch darin feſtgeſetzt. Der Prinz gibt ſie ihren rechtmäßigen Beſitzern wieder, veranſtaltet ihre Ausbeſſerung und ſtellt den katholiſchen Gottesdienſt wieder darin her. Drei von den Bilderſtürmern, die man habhaft geworden, büßen ihre Tollkühnheit mit dem Strang, einige Aufrührer werden verwieſen, viele andere ſtehen Züchtigungen aus. Darauf verſammelt er vier Deputirte von jeder Sprache, oder, wie man ſie nannte, den Nationen, und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt ein-

[1] Meteren 88. 89. 90. Hopper. §. 128. 129—134. Burg. 333—337. Meurs. L. II. 16. 17.

geräumt werden ſollten, wo ſie entweder neue Kirchen bauen oder auch Privathäuſer dazu einrichten könnten. Darin ſollten ſie jeden Sonn- und Feſttag, und immer zu derſelben Stunde ihren Gottesdienſt halten; jeder andere Tag aber ſollte ihnen zu dieſem Gebrauch unterſagt ſein. Fiele kein Feſttag in die Woche, ſo ſollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geiſtliche ſollte keine Religionspartei unterhalten, und dieſe müßten geborne Niederländer ſein, oder wenigſtens von irgend einer angeſehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle ſollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen Dingen unterthan zu ſein. Alle Auflagen ſollten ſie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand ſollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber ſollte erlaubt ſein. Kein Prediger ſollte die herrſchende Religion auf der Kanzel anfechten, noch ſich auf Controverspunkte einlaſſen, ausgenommen, was die Lehre ſelbſt unvermeidlich machte, und was die Sitten anbeträfe. Außerhalb des ihnen angewieſenen Bezirks ſollte kein Pſalm von ihnen geſungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorſteher und Diaconen, ſowie zu allen ihren übrigen Conſiſtorialverſammlungen ſollte jederzeit eine obrigkeitliche Perſon gezogen werden, die dem Prinzen und dem Magiſtrat von dem, was darin ausgemacht worden, Bericht abſtattete. Uebrigens ſollten ſie ſich deſſelben Schutzes wie die herrſchende Religion zu erfreuen haben. Dieſe Einrichtung ſollte Beſtand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beſchließen würde; dann aber jedem freiſtehen, mit ſeiner Familie und ſeinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zu Wiederherſtellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während ſeiner Abweſenheit der Aufſicht des Grafen von Hoogſtraten anvertraut, der ein ſanfter Mann war und, unbeſchadet ſeiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte mangeln laſſen. Es iſt ſichtbar, daß der Prinz bei dieſem Vertrauen ſeine Vollmacht weit überſchritten und im Dienſt des Königs nicht anders als wie ein ſouveräner Herr gehandelt hat. Aber er führte zu ſeiner Entſchuldigung an, daß es dem Magiſtrat weit leichter

ſein würde, dieſe zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er ſich ſelbſt in ihren Gottesdienſt miſchte, und wenn dieſer unter ſeinen Augen vor ſich ginge, als wenn die Sektirer im freien Felde ſich ſelbſt überlaſſen wären.[1]

Strenger betrug ſich der Graf von Megen in Gelbern, wo er die proteſtantiſche Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüſſel bediente ſich die Regentin des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten ſogar außer der Stadt zu verhindern. Als deßhalb der Graf von Naſſau ſie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte und die Frage an ſie that, ob die Stadt Brüſſel weniger Rechte hätte als die übrigen Städte? ſo antwortete ſie: wenn in Brüſſel vor dem Vertrage ſchon öffentliche Predigten gehalten worden, ſo ſei es ihr Werk nicht, wenn ſie jetzt nicht mehr ſtatt fänden. Zugleich aber ließ ſie unter der Hand der Bürgerſchaft bedeuten, daß dem Erſten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß ſei. So erhielt ſie wenigſtens die Reſidenz ſich getreu.[2]

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geſchäft, an Montignys Statt, zu deſſen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorn übertragen war. Hoorn befahl den Proteſtanten, ſogleich die Kirchen zu räumen und ſich außer den Mauern mit einem Gotteshaus zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen ſeien zum Gebrauch des Volks errichtet, das Volk aber ſei, nicht wo die Väter, ſondern wo der größere Theil ſei. Verjage man ſie aus den katholiſchen Kirchen, ſo ſei es billig, daß man ihnen das Geld ſchaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magiſtrat: wenn auch die Partei der Katholiken die ſchwächere ſei, ſo ſei ſie zuverläſſig die beſſere. Kirchen zu bauen, ſollte ihnen unverwehrt ſein; hoffentlich aber würden ſie der Stadt nach dem Schaden, den dieſe bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderſtürmern, erlitten, nicht zumuthen, ſich ihrer Kirchen wegen noch in Unkoſten zu ſetzen. Nach langem Gezänke von beiden

[1] Meteren 91. Burg. 349—354. Strada 153 Hopper. §. 136. Meurs. Guil. Auriac. L. I. 17. 18.

[2] Burg. 345. 346. 354.

Seiten wußten die Proteſtanten doch im Beſitz einiger Kirchen zu bleiben, die ſie zu mehrerer Sicherheit mit Wache beſetzten.[1] Auch in Valenciennes wollten ſich die Proteſtanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp v. St. Albegonde, Herrn von Noircarmes, dem in Abweſenheit des Marquis von Bergen die Statthalterſchaft darüber übertragen war, angeboten wurden. Ein reformirter Prediger, la Grange, ein Franzoſe von Geburt, verhetzte die Gemüther, die er durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit unumſchränkt beherrſchte, auf eigenen Kirchen innerhalb der Stadt zu beſtehen und im Verweigerungsfall mit einer Uebergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Calviniſten und ihr Einverſtändniß mit den Hugenotten verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltſames gegen ſie zu unternehmen.[2]

Auch der Graf von Egmont bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem König ſeinen Eifer zu beweiſen. Er brachte Beſatzung in die Stadt Gent und ließ einige von den ſchlimmſten Aufrührern am Leben ſtrafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholiſche Gottesdienſt erneuert, und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Calviniſten, aber nur dieſen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, ſich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten ſie ſich zum ſtrengſten Gehorſam gegen die Stadtobrigkeit und zu thätiger Mitwirkung bei den Proceduren gegen die Bilderſtürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von ſeinen Edelleuten und ein Anhänger des Bundes, Johann Caſſembrot, Herr von Beckerzeel, verfolgte die Bilderſtürmer an der Spitze einiger bündiſchen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt in Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern und bekam über dreißig gefangen, wovon auf der Stelle zweiundzwanzig aufgehängt, die übrigen aber aus dem Lande gepeitſcht wurden.[3]

Dienſte von dieſer Wichtigkeit, ſollte man denken, hätten ihn nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden;

[1] Burg. 356. 357.
[2] Burg. 359 sq.
[3] Meteren 91. 92. Burg. 340—343.

was Oranien, Egmont und Hoorn bei dieſer Gelegenheit leiſteten, zeugte wenigſtens von eben ſo viel Eifer und ſchlug eben ſo glücklich aus, als was Noircarmes, Megen und Aremberg vollführten, welchen der König ſeine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieſer Eifer, dieſe Dienſte kamen zu ſpät. Zu laut hatten ſie bereits gegen ſeine Edikte geſprochen, zu heftig ſeinen Maßregeln widerſtritten, zu ſehr hatten ſie ihn in der Perſon ſeines Miniſters Granvella beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung geweſen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch ſo vollwichtiger Erſatz konnte dieſe Verſchuldungen aus dem Gemüthe ihres Herrn vertilgen.

(1566.) Philipp lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderſtürmerei und dem mit den Unkatholiſchen eingegangenen Vergleich bei ihm einliefen. Die Regentin erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um ſeine perſönliche Ueberkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präſident Viglius mit ſeinem Freunde Hopperus um dieſe Zeit wechſelte. Auch von den niederländiſchen Großen legten viele, als z. B. Egmont, Mansfeld, Megen, Aremberg, Noircarmes und Barlaimont beſondere Schreiben an ihn bei, worin ſie ihm von dem Zuſtande ihrer Provinzen Bericht abſtatteten und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den beſten Gründen zu ſchmücken ſuchten. Um eben dieſe Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiſer an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen ſeine niederländiſchen Unterthanen ermahnte und ſich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch deßwegen unmittelbar an die Regentin ſelbſt nach Brüſſel geſchrieben und an die Häupter des Adels beſondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des erſten Unwillens mächtig, welchen dieſe verhaßte Begebenheit bei ihm rege machte, übergab es der König ſeinem Conſeil, ſich über dieſen neuen Vorfall zu berathen.

Granvellas Partei, die in demſelben die Oberhand hatte, wollte zwiſchen dem Betragen des niederländiſchen Adels und den Ausſchweifungen der Tempelſchänder einen ſehr genauen Zuſammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beiderſeitigen Forderungen und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demſelben Monat, merkten ſie

an, wo der Adel seine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderstürmerei angefangen; am Abend desselben Tages, an welchem Oranien die Stadt Antwerpen verlassen, seien auch die Kirchen verwüstet worden. Während des ganzen Tumults habe sich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man sich bedient, seien zum Vortheil der Sekten gewesen, alle andern hingegen unterlassen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderstürmern, hieß es weiter, sagten aus, daß sie alles mit Wissen und Bewilligung der Fürsten gethan; und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das sie auf eigene Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beschönigen suchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorschein, worin der vornehme Adel den Geusen seine Dienste versprach, die Versammlung der Generalstaaten durchzusetzen, welche jener aber hartnäckig verleugnete. Man wollte überhaupt vier verschiedene Zusammenrottierungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau in einander griffen, und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon sollten jene verworfenen Rotten sein, welche die Kirchen verwüstet; eine zweite die verschiedenen Sekten, welche jene zu der Schandthat gedungen; die Geusen, die sich zu Beschützern der Sekten aufgeworfen, sollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Geusen durch Lehensverhältnisse, Verwandtschaft und Freundschaft zugethan sei. Alles war demzufolge von gleicher Verderbniß angesteckt, und alles ohne Unterschied schuldig. Die Regierung hatte es nicht bloß mit einigen getrennten Gliedern zu thun; sie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Theil, und die Aufmunterung zur Empörung von oben herunter gekommen war, so wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rücksicht fehlerhaft schien. Dadurch, daß man alle Klassen ohne Unterschied drückte und dem gemeinen Volk eben so viel Strenge, als dem Adel Geringschätzung bewies, hatte man beide gezwungen, einander zu suchen; man hatte dem letztern eine Partei und dem ersten Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen beide war ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets furchtsam und träge, wenn die äußerste Noth ihn nicht aufschreckt,

würde seine angebeteten Beschützer sehr bald im Stiche lassen und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bei dem König darauf an, den großen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Unterthanen als ein großmüthiges Geschenk zu bewilligen.[1]

Die Frage wegen der persönlichen Hinreise des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden, schienen gegen die jetzige dringende Nothwendigkeit zu verschwinden. „Jetzt," ließen sich Tyssenacque und Hopperus heraus, „sei die Angelegenheit wirklich vorhanden, an welche der „König, laut seiner eigenen Erklärung, die er ehemals dem Grafen „von Egmont gethan, tausend Leben zu wagen bereit sei. Die „einzige Stadt Gent zu beruhigen, habe sich Karl der Fünfte einer „beschwerlichen und gefahrvollen Landreise durch feindliches Gebiet „unterzogen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt gelte es die „Ruhe, vielleicht sogar den Besitz aller vereinigten Provinzen."[2] Dieser Meinung waren die Meisten, und die Reise des Königs wurde als eine Sache angesehen, die er schlechterdings nicht mehr umgehen könne.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er sie antreten sollte? und hierüber waren der Prinz von Eboli und der Graf von Figueroa mit dem Herzog von Alba verschiedener Meinung, wie der Privatvortheil eines Jeden dabei verschieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, so war Herzog von Alba der Unentbehrliche, der im Gegentheil bei einer friedlichen Beilegung, wo man seiner weniger bedurfte, seinen Nebenbuhlern das Feld räumen mußte. „Eine Armee," erklärte Figueroa, den die Reihe zuerst traf, zu reden, „würde die Fürsten, durch deren Gebiet

[1] Burg. 363. 364. Hopper. §. 138. 139. 140. §. 152. 153.
[2] Hopper. §. 142. Burg. 36[illegible].

„man sie führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerstand von „ihnen zu erfahren haben; die Provinzen aber, zu deren Beruhigung „sie bestimmt wäre, unnöthig belästigen, und zu den Beschwerden, „welche diese bisher so weit gebracht, eine neue hinzufügen. Sie „würde alle Unterthanen auf gleiche Art drücken, da im Gegentheil „eine friedlich ausgeübte Gerechtigkeit den Unschuldigen von dem „Schuldigen unterscheide. Das Ungewöhnliche und Gewaltsame „eines solchen Schritts würde die Häupter der Faktion in Versuchung „führen, ihr bisheriges Betragen, woran Muthwille und Leichtsinn „den größten Antheil gehabt, von einer ernsthaftern Seite zu sehen „und nun erst mit Plan und Zusammenhang fortzuführen; der Ge„danke, den König so weit gebracht zu haben, würde sie in eine „Verzweiflung stürzen, worin sie das Aeußerste unternehmen würden. „Stelle sich der König den Rebellen gewaffnet entgegen, so begebe „er sich des wichtigsten Vortheils, den er über sie habe, seiner landes„herrlichen Würde, die ihn um so mächtiger schirme, je mehr er „zeige, daß er auf sie allein sich verlasse. Er setze sich dadurch gleich„sam in Einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrerseits nicht „verlegen sein würden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der all„gemeine Haß gegen spanische Heere bei der Nation vorarbeite. Der „König vertausche auf diese Art die gewisse Ueberlegenheit, die ihm „sein Verhältniß als Landesfürst gewähre, gegen den ungewissen „Ausgang kriegerischer Unternehmungen, die, auf welche Seite auch „der Erfolg falle, nothwendig einen Theil seiner eigenen Unterthanen „zu Grunde richten müssen. Das Gerücht seiner gewaffneten An„kunft würde ihm frühe genug in den Provinzen voraneilen, um „allen, die sich einer schlimmen Sache bewußt wären, hinreichende „Zeit zu verschaffen, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, und „sowohl ihre innern als auswärtigen Hilfsquellen wirken zu lassen. „Hierbei würde ihnen die allgemeine Furcht große Dienste leisten; „die Ungewißheit, wem es eigentlich gelte, würde auch den minder „Schuldigen zu dem großen Haufen der Rebellen hinüberziehen, und „ihm Feinde erzwingen, die es ohne das niemals würden geworden „sein. Wüßte man ihn aber ohne eine solche fürchterliche Begleitung „im Anzug, wäre seine Erscheinung weniger die eines Blutrichters, „als eines zürnenden Vaters, so würde der Muth aller Guten steigen,

„und die Schlimmen in ihrer eigenen Sicherheit verderben. Sie „würden sich überreden, das Geschehene für weniger bedeutend zu „halten, weil es dem König nicht wichtig genug geschienen, deßwegen „einen gewaltsamen Schritt zu thun. Sie würden sich hüten, durch „offenbare Gewaltthätigkeiten eine Sache ganz zu verschlimmern, die „vielleicht noch zu retten sei. Auf diesem stillen friedlichen Wege „würde also gerade das erhalten, was auf dem andern unrettbar ver„loren ginge; der treue Unterthan würde auf keine Art mit dem „strafwürdigen Rebellen vermengt; auf diesen allein würde das ganze „Gewicht seines Zorns fallen. Nicht einmal zu gedenken, daß man „dadurch zugleich einem ungeheuren Aufwand entginge, den der „Transport einer spanischen Armee nach diesen entlegenen Gegenden „der Krone verursachen würde.“[1]

„Aber,“ hub der Herzog von Alba an, „kann das Ungemach „einiger wenigen Bürger in Anschlag kommen, wenn das Ganze in „Gefahr schwebt? Weil einige Treugesinnte übel dabei fahren, sollen „darum die Aufrührer nicht gezüchtigt werden? Das Vergehen war „allgemein, warum soll die Strafe es nicht sein? Was die Rebellen „durch ihre Thaten, haben die Uebrigen durch ihr Unterlassen ver„schuldet. Wessen Schuld ist es, als die ihrige, daß es jenen so „weit gelungen ist? Warum haben sie ihrem Beginnen nicht früh„zeitiger widerstanden? Noch, sagt man, sind die Umstände so ver„zweifelt nicht, daß sie dieses gewaltsame Mittel rechtfertigten — aber „wer steht uns dafür, daß sie es bei der Ankunft des Königs nicht „sein werden, da nach jeglichem Berichte der Regentin alles mit „schnellen Schritten zur Verschlimmerung eilt? Soll man es darauf „wagen, daß der Monarch erst beim Eintritt in die Provinzen ge„wahr werde, wie nothwendig ihm eine Kriegsmacht gewesen? Es „ist nur allzu gegründet, daß sich die Rebellen eines auswärtigen „Beistandes versichert haben, der ihnen auf den ersten Wink zu Ge„bote steht; ist es aber dann Zeit, auf eine Kriegsrüstung zu denken, „wenn der Feind über die Grenzen hereinbricht? Soll man es „darauf ankommen lassen, sich mit den nächsten, den besten nieder„ländischen Truppen behelfen zu müssen, auf deren Treue so wenig

[1] Burg. 386. 387.

„zu rechnen ist? und kommt endlich die Regentin selbst nicht immer „darauf zurück, daß nur der Mangel einer gehörigen Kriegsmacht sie „bisher gehindert habe, den Edikten Kraft zu geben und die Fort„schritte der Rebellen zu hemmen? Nur eine wohldisciplinirte und „gefürchtete Armee kann diesen die Hoffnung ganz abschneiden, sich „gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu behaupten, und nur die „gewisse Aussicht ihres Verderbens ihre Forderungen herabstimmen. „Ohne eine hinreichende Kriegsmacht kann der König ohnehin seine „Person nicht in feindliche Länder wagen, ohne sie kann er mit seinen „rebellischen Unterthanen keine Verträge eingehen, die seiner Würde „gemäß sind.“[1]

(1566.) Das Ansehen des Redners gab seinen Gründen das Uebergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten, und was für einen Weg er nehmen sollte. Da die Reise keineswegs auf dem Ocean für ihn zu wagen war, so blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahin zu gehen, oder von Savoyen aus die apenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig sein konnte; und über die Apenninen war in dieser späten Jahrszeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem mußten die nöthigen Galeeren erst aus Italien geholt und ausgebessert werden, welches mehrere Monate kosten konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Castilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den December bereits ausgeschrieben war, so konnte die Reise vor dem Frühjahr nicht unternommen werden.[2]

Indessen drang die Regentin auf eine entscheidende Resolution, wie sie sich aus gegenwärtigem Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehen zu viel dabei zu vergeben; und etwas mußte nothwendig geschehen, ehe der König die Unruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene Schreiben an die Herzogin erlassen, ein öffentliches, das sie den Ständen und den Rathsversammlungen vorlegen durfte; und

[1] Burg. 381—390.

[2] Hopper. §§. 154. 155. Burg. 390—392.

ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine Wiedergenesung und die glückliche Geburt der Infantin Clara Isabella Eugenia, nachheriger Erzherzogin Albert von Oesterreich und Fürstin der Niederlande, an. Er erklärte ihr seinen nunmehr festen Entschluß, die Niederlande in Person zu besuchen, wozu er bereits die nöthigen Zurüstungen mache. Die Ständeversammlung verwarf er, wie das vorigemal; des Vergleichs, den sie mit den Protestanten und mit dem Bunde eingegangen war, geschah in diesem Briefe gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht rathsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimenter aus Deutschland zusammenzuziehen und den Widerspänstigen Gewalt entgegenzusetzen. Uebrigens, schloß er, verlasse er sich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem König meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenversammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden sollte, und sie der Gewalt würde nachgeben müssen, es wenigstens so vorsichtig einzurichten, daß seiner Würde nichts vergeben und seine Einwilligung darein niemand kund würde.[1]

(1566.) Während dem, daß man sich in Spanien über diese Sache berathschlagte, machten die Protestanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungener Weise bewilligt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verstattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Stande; Jung und Alt, der Adel wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen opferten sogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu beschleunigen. Beide Religionsparteien errichteten in mehreren Städten eigene Consistorien und einen eigenen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten ihren Gottesdienst auf einen gesetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinschaftlichen Fond zusammenzuschießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische Kirche im Ganzen angingen, sogleich die

[1] Meteren 92. Hopper. §§. 144. 145. 146. Burg. 369. 370.

nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoogſtraten von den Calviniſten dieſer Stadt eine Schrift übergeben, worin ſie ſich anheiſchig machten, für die freie Uebung ihrer Religion durch alle niederländiſchen Provinzen drei Millionen Thaler zu erlegen. Von dieſer Schrift gingen viele Copien in den Niederlanden herum; um die Uebrigen anzulocken, hatten ſich Viele mit prahleriſchen Summen unterſchrieben. Ueber dieſes ausſchweifende Anerbieten ſind von den Feinden der Reformirten verſchiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für ſich haben. Unter dem Vorwand nämlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieſes Verſprechens zuſammenzubringen, hoffte man, wie Einige glaubten, mit deſto weniger Verdacht die Beiſteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegeriſchen Widerſtande jetzt benöthigt war; und wenn ſich die Nation nun doch einmal, ſei es für oder gegen die Regentin, in Unkoſten ſetzen ſollte, ſo war zu erwarten, daß ſie ſich weit leichter dazu verſtehen würde, zu Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verheerenden Krieg beizutragen. Andere ſahen in dieſem Anerbieten weiter nichts, als eine temporäre Ausflucht der Proteſtanten, ein Blendwerk, wodurch ſie den Hof einige Augenblicke lang unſchlüſſig zu machen geſucht haben ſollen, bis ſie Kräfte genug geſammelt, ihm die Stirne zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großſprecherei, um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen, und den Muth der Partei durch die Eröffnung ſo reicher Hilfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von dieſem Anerbieten geweſen ſei, ſo gewannen ſeine Urheber dadurch wenig; die Beiſteuern floſſen ſehr ſparſam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit ſtillſchweigender Verachtung.[1]

Aber der Exceß der Bilderſtürmerei, weit entfernt die Sache des Bundes zu befördern und die Proteſtanten emporzubringen, hatte beiden einen unerſetzlichen Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerſtörten Kirchen, die, nach Viglius' Ausdruck, Viehſtällen ähnlicher ſahen als Gotteshäuſern, entrüſtete alle Katholiken, und am meiſten ihre Geiſtlichkeit. Alle, die von dieſer Religion dazu getreten waren,

[1] Strada 163. Burg. 374. 375. A. G. d. v. N. III. Th. 93.

verließen jetzt den Bund, der die Ausschweifungen der Bilderstürmer, wenn auch nicht absichtlich angestiftet und befördert, doch unstreitig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Calviniſten, die an den Plätzen, wo ihre Partei die herrschende war, die Katholiken aufs grausamſte bedrückten, riß dieſe vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und ſie gaben es auf, ſich einer Partei anzunehmen, von welcher, wenn ſie die Oberhand behielte, für ihre eigene Religion ſo viel zu befürchten ſtand. So verlor der Bund viele ſeiner beſten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgeſinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und ſein Anſehen in der Republik fing merklich an zu ſinken. Die Strenge, mit der einige ſeiner Mitglieder, um ſich der Regentin gefällig zu bezeigen und den Verdacht eines Verſtändniſſes mit den Uebelgeſinnten zu entfernen, gegen die Bilderſtürmer verfuhren, ſchadete ihm bei dem Volke, das jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieſer Veränderung hatte die Regentin nicht ſobald Nachricht erhalten, als ſie den Plan entwarf, allmählig den ganzen Bund zu trennen oder wenigſtens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie bediente ſich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an einige aus dem Adel an ſie beigeſchloſſen, mit völliger Freiheit, ſie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Dieſe Briefe, welche von Wohlgewogenheit überfloſſen, wurden denen, für welche ſie beſtimmt waren, mit abſichtlich verunglückter Heimlichkeit zugeſtellt, ſo daß jederzeit einer oder der andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug man Sorge, daß zahlreiche Abſchriften davon herumgingen. Dieſer Kunſtgriff erreichte ſeinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man ſo glänzende Verſprechungen gemacht, ein Mißtrauen zu ſetzen; aus Furcht, von ihren wichtigſten Beſchützern im Stiche gelaſſen zu werden, ergriffen ſie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angeboten wurden, und drängten ſich zu einer baldigen Verſöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentin aller Orten zu verbreiten Sorge trug, leiſtete ihr dabei große Dienſte; Viele, die ſich von dieſer

königlichen Erſcheinung nicht viel Gutes verſprachen, beſannen ſich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letztenmal angeboten ward.[1]

Von denen, welche dergleichen Privatſchreiben bekamen, waren auch Egmont und der Prinz von Oranien. Beide hatten ſich bei dem König über die üblen Nachreden beſchwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Abſichten verdächtig zu machen ſuchte; Egmont beſonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu beſtimmen, wodurch man ihm gefällig werden und ſeinen Dienſteifer darthun könnte. Seine Verleumder, ließ ihm der König durch den Präſidenten von Tyſſenacque zurückſchreiben, könne er durch nichts beſſer widerlegen, als durch die vollkommenſte Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche ſo klar und beſtimmt abgefaßt ſeien, daß es keiner neuen Auslegung und keines beſondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverän komme es zu, zu berathſchlagen, zu prüfen und zu verordnen; dem Willen des Souveräns unbedingt nachzuleben, gebühre dem Unterthan, in ſeinem Gehorſam beſtehe deſſen Ehre. Es ſtehe einem Gliede nicht gut an, ſich für weiſer zu halten, als ſein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, daß er nicht alles gethan habe, was in ſeinen Kräften geſtanden, um der Ausgelaſſenheit der Sektirer zu ſteuern, aber auch noch jetzt ſtehe es in ſeiner Gewalt, das Verſäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigſtens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorſames Kind mit Verweiſen ſtrafte, ſo behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen ſeinen Freund mußte man Kunſt und Betrug zu Hilfe rufen. Auch Oranien hatte in ſeinem Briefe des ſchlimmen Verdachts erwähnt, den der König in ſeine Treue und Ergebenheit ſetze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie Egmont, ihm dieſen Verdacht zu benehmen, wovon er längſt zurückgekommen war, ſondern um von dieſer Beſchwerde den Uebergang auf die Bitte zu nehmen,

[1] Thuan. II. 507. Strada 164. 165. Meteren 93.

daß er ihn seiner Aemter entlassen möchte. Oft schon hatte er diese Bitte an die Regentin gethan, stets aber unter den stärksten Betheuerungen ihrer Achtung eine abschlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er sich endlich unmittelbar mit diesem Anliegen gewendet, ertheilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit eben so starken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeschmückt war. Besonders bezeugte er ihm über die Dienste, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleistet, seine höchste Zufriedenheit, beklagte es sehr, daß die Privatumstände des Prinzen (von denen der letztere einen Hauptvorwand genommen, seine Entlassung zu verlangen) so sehr verfallen sein sollten, endigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sei, einen Diener von seiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, setzte er hinzu, der Prinz hege eine bessere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten sollte, dem grundlosen Geschwätz gewisser Menschen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm selbst übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er sich im Vertrauen bei ihm über seinen Bruder, den Grafen von Nassau, bat sich in dieser Sache zum Schein seinen Rath aus, und äußerte zuletzt seinen Wunsch, den Grafen eine Zeit lang aus den Niederlanden entfernt zu wissen.[1]

Aber Philipp hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz von Oranien hielt ihn und sein geheimes Conseil in Madrid und Segovien schon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieses Heimlichsten von allen Despoten war seiner List und seinem Gelde zugänglich geworden; auf diesem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentin ingeheim nach Madrid geschrieben, mit ihrer eigenen Handschrift erhalten und in Brüssel unter ihren Augen gleichsam im Triumph circuliren lassen, daß sie selbst, die mit Erstaunen hier

[1] Hopper. §. 149. Burg. 397. Apologie de Guillaume Prince d' Orango als Beilage.

in jedermanns Händen ſah, was ſie ſo gut aufgehoben glaubte, dem König anlag, ihre Depeſchen ins Künftige ſogleich zu vernichten. Wilhelms Wachſamkeit ſchränkte ſich nicht bloß auf den ſpaniſchen Hof ein; bis nach Frankreich und noch weiter hatte er ſeine Kundſchafter geſtellt, und Einige beſchuldigen ihn ſogar, daß die Wege, auf welchen er zu ſeinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unſchuldigſten geweſen. Aber den wichtigſten Aufſchluß gab ihm ein aufgefangener Brief des ſpaniſchen Botſchafters in Frankreich, Franz von Alava, an die Herzogin, worin ſich dieſer über die ſchöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verſchuldung des niederländiſchen Volks dem König jetzt gegeben ſei, eine willkürliche Gewalt in dieſem Lande zu gründen. Darum rieth er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Künſte zu hintergehen, deren er ſich bis jetzt gegen ſie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen ſicher zu machen. Der König, ſchloß er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde ſie zu ſeiner Zeit wohl zu finden wiſſen, ſo wie die Beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwiſchen würden; und er habe geſchworen ein Beiſpiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Chriſtenheit ſich entſetzen ſolle, müßte er auch alle ſeine Erbländer daran wagen. Dieſe ſchlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien ſchrieben, und worin ſie über die zurückſetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen ſie bittere Beſchwerden führten, die höchſte Glaubwürdigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den ſchönen Verſicherungen des Königs zu halten habe.[1]

(1566.) Den Brief des Miniſters Alava, nebſt einigen andern, die aus Spanien datirt waren, und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und ſeinen ſchlimmen Abſichten wider die Edeln umſtändliche Nachricht gaben, legte der Prinz ſeinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Naſſau, dem Grafen von Egmont, von Hoorn und von Hoogſtraten bei einer Zuſammenkunft zu Dendermonde in Flandern vor, wohin ſich dieſe fünf Ritter begeben

[1] Reidan. 3. Thuan. 507. Burg. 401. Meteren. 94. Strada 160.

hatten, gemeinſchaftlich mit einander die nöthigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur ſeinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreiſt, daß man ohne Zeitverluſt zu den Waffen greifen und ſich einiger feſter Plätze verſichern müſſe. Dem König müſſe man, es koſte auch was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen verſagen. Man müſſe die Schweiz, die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, daß ſie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erſchwerten und, wenn er ſich dem ungeachtet durch alle dieſe Hinderniſſe hindurchſchlüge, ihn an der Grenze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf ſich, in Frankreich, der Schweiz und in Deutſchland ein Schutzbündniß zu negociiren, und aus letzterm Reiche viertauſend Reiter nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußvolk zuſammenzubringen; an einem Vorwand fehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute würden ihn, wie er ſich verſichert hielt, nicht im Stiche laſſen. Aber Wilhelm, vorſichtiger und weiſer, erklärte ſich gegen dieſen Vorſchlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquiſition, ſtellte er vor, ſei in der That aufgehoben, die Plakate beinahe ganz in Vergeſſenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreiheit verſtattet. Bis jetzt alſo fehle es ihnen an einem gültigen Grund, dieſen feindlichen Weg einzuſchlagen; indeſſen zweifle er nicht, daß man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung alſo ſei, dieſen gelaſſen zu erwarten, unterdeſſen aber auf alles ein wachſames Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit ſei zu handeln, wenn die Umſtände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Verſammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beigetreten, ſo iſt kein Zweifel, daß eine ſo mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Anſehen ihrer Glieder, den Abſichten des Königs Hinderniſſe hätte entgegenſetzen können, die ihn gezwungen haben würden, ſeinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der verſammelten Ritter wurde gar ſehr durch die Erklärung niedergeſchlagen, womit der Graf von Egmont ſie überraſchte. „Lieber," ſagte er, „mag alles

„über mich kommen, als daß ich das Glück so verwegen versuchen „sollte. Das Geschwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig, — „wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüth „seines Herrn zu schauen, und seine Geheimnisse zu entziffern? Die „Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweisen weiter nichts, „als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserm „Diensteifer hegt, und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in „unsere Treue zu setzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm „nur allzuviel Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, „durch Verdoppelung meines Eifers seine Meinung von mir zu ver„bessern, und durch mein künftiges Verhalten, wo möglich, den „Verdacht auszulöschen, den meine bisherigen Handlungen auf mich „geworfen haben mögen. Und wie sollte ich mich auch aus den „Armen meiner zahlreichen und hilfsbedürftigen Familie reißen, um „mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herumzutragen, „eine Last für jeden, der mich aufnimmt, jedes Sklave, der sich „herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von „Ausländern, um einem leiblichen Zwang in meiner Heimath zu „entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem „Diener handeln, der ihm sonst lieb und theuer war, und der sich „ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr „wird man mich überreden, daß Er, der für sein niederländisches „Volk so billige, so gnädige Gesinnungen gehegt, und so nachdrück„lich, so heilig mir betheuert hat, jetzt so despotische Anschläge dagegen „schmieden soll. Haben wir dem Lande nur erst seine vorige Ruhe „wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst „wieder hergestellt, so glauben Sie mir, daß man von keinen spani„schen Truppen mehr hören wird; und dies ist es, wozu ich Sie „alle durch meinen Rath und durch mein Beispiel jetzt auffordere, „und wozu auch bereits die meisten unserer Brüder sich neigen. Ich „meines Theils fürchte nichts von dem Zorne des Monarchen. Mein „Gewissen spricht mich frei; mein Schicksal steht bei seiner Gerechtig„keit und seiner Gnade.“[1]

[1] Thuan. 507. Burg. 405. 406. Meteren 95.

Umſonſt bemühten ſich Naſſau, Hoorn und Oranien, ſeine Standhaftigkeit zu erſchüttern, und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem König wirklich ergeben; das Andenken ſeiner Wohlthaten und des verbindlichen Betragens, womit er ſie begleitet hatte, lebte noch in ſeinem Gedächtniß. Die Aufmerkſamkeiten, wodurch er ihn vor allen ſeinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falſcher Scham, als aus Parteigeiſt, hatte er gegen ihn die Sache ſeiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und natürlicher Herzensgüte, als aus geprüften Grundſätzen, die harten Maßregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß ſeinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entſagen, der ihm ſo angenehm klang, hatte er doch etwas thun müſſen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf ſeine Familie, ein harter Name, unter welchem man ihm ſein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen ſchreckte ihn aus dieſem Selbſtbetrug auf, und ſcheuchte ihn eilfertig zu ſeiner Pflicht zurück.

Oraniens ganzer Plan ſcheiterte, als Egmont zurücktrat. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es ſchlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte ſo gewiß auf ihn gerechnet; ſeine unerwartete Erklärung machte die ganze Zuſammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas beſchloſſen zu haben. Alle, die in Dendermonde zuſammengekommen waren, wurden im Staatsrath zu Brüſſel erwartet; aber nur Egmont verfügte ſich dahin. Die Regentin wollte ihn über den Inhalt der gehabten Unterredung ausforſchen, aber ſie brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des Alava, den er in Abſchrift mitgenommen hatte, und unter den bitterſten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entfärbte ſie ſich darüber, aber ſie faßte ſich bald, und erklärte ihn dreiſtweg für untergeſchoben. „Wie kann," ſagte ſie, „dieſer Brief wirklich von „Alava herrühren, da ich doch keinen vermiſſe, und derjenige, der „ihn aufgefangen haben will, die andern Briefe gewiß nicht geſchont „haben würde? Ja, da mir auch nicht ein einziges Paket noch ge„fehlt hat, und auch kein Bote ausgeblieben iſt? Und wie läßt es

„ſich denken, daß der König einen Alava zum Herrn eines Geheim-
„niſſes gemacht haben ſollte, das er mir ſelbſt nicht einmal würde
„preisgegeben haben?“ [1]

Bürgerlicher Krieg.

(1566.)

Unterdeſſen eilte die Regentin, den Vortheil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der ſchon durch innere Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverluſt Truppen aus Deutſchland, die Herzog Erich von Braunſchweig für ſie in Bereitſchaft hielt, verſtärkte die Reiterei und errichtete fünf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen von Mansfeld, von Megen, von Aremberg und Andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Oranien mußten, um ihn nicht aufs empfindlichſte zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um ſo mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorſtand, ihrer am nöthigſten bedurften; aber man gebrauchte die Vorſicht, ihm einen Oberſten, mit Namen Walderfinger, an die Seite zu geben, der alle ſeine Schritte bewachte, und ſeine Maßregeln, wenn ſie gefährlich zu werden ſchienen, rückgängig machen konnte. Dem Grafen von Egmont ſteuerte die Geiſtlichkeit in Flandern vierzigtauſend Goldgulden bei, um fünfzehnhundert Mann zu unterhalten, davon er einen Theil in die bedenklichſten Plätze vertheilte. Jeder Statthalter mußte ſeine Kriegsmacht verſtärken, und ſich mit Munition verſehen. Alle dieſe Zurüſtungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin künftig einſchlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit verſichert, und dieſes mächtigen Beiſtands gewiß, wagt ſie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und

[1] Burg. 408. Meteren 95. Grot. 23.

mit den Rebellen eine ganz andere Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche sie den Protestanten nur in der Angst und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willkürliche Art auszulegen, und alle Freiheiten, die sie ihnen stillschweigend eingeräumt, auf die bloße Vergünstigung der Predigten einzuschränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die sich doch, wenn jene gestattet wurden, von selbst zu verstehen schienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Uebertreter als gegen Beleidiger der Majestät verfahren. Man vergönnte den Protestanten, anders als die herrschende Kirche von dem Abendmahle zu denken, aber es anders zu genießen, war Frevel; ihre Art zu taufen, zu trauen, zu begraben wurde bei angedrohten Todesstrafen untersagt. Es war grausamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu versagen; aber dieser unedle Kunstgriff, ihres gegebenen Worts wieder los zu werden, war der Zaghaftigkeit würdig, mit der sie es sich hatte abdringen lassen. Von den geringsten Neuerungen, von den unbedeutendsten Uebertretungen nahm sie Anlaß, die Predigten zu stören; mehreren von den Prädicanten wurde unter dem Vorwande, daß sie ihr Amt an einem andern Platz, als der ihnen angewiesen worden, verwaltet, der Proceß gemacht, und einige von ihnen sogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehreren Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Furcht gemißbraucht, und daß sie sich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen ausgepreßt, nicht für gebunden halte.[1]

Unter allen niederländischen Städten, welche sich des bilderstürmerischen Aufruhrs theilhaftig machten, hatte die Regentin für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meisten gezittert. In keiner von allen war die Partei der Calviniſten so mächtig, als in dieser, und der Geist des Aufruhrs, durch den sich die Provinz Hennegau vor allen übrigen stets ausgezeichnet hatte, schien hier einheimisch zu wohnen.[2] Die Nähe Frankreichs, dem es sowohl durch Sprache, als durch Sitten noch weit näher als den Niederlanden angehörte, war Ursache gewesen, daß man diese Stadt von jeher mit größerer

[1] Meteren 93. 94. Thuan. 507. Strada 166. Meurs. Guil. Auriac. 21.

[2] Es war ein Sprüchwort in Hennegau, und ist es vielleicht noch, die Provinz stehe nur unter Gott und unter der Sonne. Strada 174.

Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorsicht regierte, wodurch sie nur desto mehr ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem letzten Aufstand der Tempelschänder hatte wenig gefehlt, daß sie sich nicht den Hugenotten auslieferte, mit denen sie das genaueste Verständniß unterhielt, und die geringste Veranlassung konnte diese Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländischen Städten Valenciennes die erste, welcher die Regentin eine verstärkte Besatzung zudachte, sobald sie in die Verfassung gesetzt war, sie ihr zu geben. Philipp von Noircarmes, Herr von St. Aldegonde, Statthalter von Hennegau an der Stelle des abwesenden Marquis von Bergen, hatte diesen Auftrag erhalten, und erschien an der Spitze eines Kriegsheeres vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von Seiten des Magistrats Deputirte entgegen, sich die Besatzung zu verbitten, weil die protestantische Bürgerschaft, als der überlegene Theil, sich dawider erklärt habe. Noircarmes machte ihnen den Willen der Regentin kund, und ließ sie zwischen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und sechs Compagnien Fußvolk sollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr seinen eigenen Sohn zum Geisel geben. Als diese Bedingungen dem Magistrate vorgelegt wurden, der für sich sehr geneigt war, sie zu ergreifen, erschien der Prediger Peregrine le Grange an der Spitze seines Anhangs, der Apostel und Abgott seines Volks, dem es darum zu thun sein mußte, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte durch die Gewalt seiner Beredsamkeit das Volk, die Bedingungen auszuschlagen. Als man Noircarmes diese Antwort zurückbringt, läßt er die Gesandten, gegen alle Gesetze des Völkerrechts, in Fesseln schlagen, und führt sie gefangen mit sich fort; doch muß er sie, auf der Regentin Geheiß, bald wieder frei geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichster Schonung angehalten, läßt sie noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garnison einzunehmen; da sie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung besteht, so wird sie durch eine öffentliche Akte für eine Rebellin erklärt, und Noircarmes erhält Befehl, sie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieser aufrührerischen Stadt mit Rath, Geld oder Waffen beizustehen. Alle ihre Güter sind dem Fiscus zugesprochen. Um

ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu vernünftigem Nachdenken Zeit zu laſſen, zog Noircarmes aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zuſammen (1566), nahm St. Amand in Beſitz und legte Garniſon in alle nächſtliegenden Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ alle übrigen Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schickſal ſchließen, welches ihnen ſelbſt zugedacht war, und ſetzte ſogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geuſiſches Herr, zwiſchen drei und viertauſend Mann, das aus landflüchtigem Geſindel und den überbliebenen Rotten der Bilderſtürmer in der Eile zuſammengerafft worden, erſcheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um ſich dieſer beiden Städte zu verſichern, und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detachement davon, das im Einverſtändniß mit den Proteſtanten dieſer Stadt einen Anſchlag gemacht hat, ſich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu ſchlagen und ſeine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geuſiſche Heer, das bei Launoy unnütz die Zeit verdirbt, von Noircarmes überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche ſich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeſchlagen, werfen ſich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger ſogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen und Beſatzung einzunehmen. Ihr ſchneller Gehorſam bereitet ihr ein leichteres Schickſal. Noircarmes begnügt ſich, das proteſtantiſche Conſiſtorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweiſen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen und den katholiſchen Gottesdienſt, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wieder herzuſtellen. Nachdem er ihr einen ſichern Katholiken zum Gouverneur gegeben und eine hinreichende Beſatzung darin zurückgelaſſen, rückt er mit ſeinem ſiegenden Heer wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzuſetzen.

Dieſe Stadt, auf ihre Befeſtigung trotzig, ſchickte ſich lebhaft zur Vertheidigung an, feſt entſchloſſen, es aufs Aeußerſte kommen zu laſſen. Man hatte nicht verſäumt, ſich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu verſehen; alles, was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, wurde Soldat; die Häuſer vor der Stadt, und vorzüglich die Klöſter, riß man nieder, damit der Belagerer ſich ihrer nicht gegen die Stadt

bediente. Die wenigen Anhänger der Krone schwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholike durfte es wagen, sich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Priesters gab Gesetze. Die Mannschaft war zahlreich, ihr Muth verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Entsatz, und ihr Haß gegen die katholische Religion aufs Aeußerste gestiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, alle verabscheuten das gemeinschaftliche Joch einer befehlshaberischen Besatzung. Noch einmal versuchte es Noircarmes, dessen Heer durch die Hilfsvölker, welche ihm von allen Orten her zuströmten, furchtbar gewachsen und mit allen Erfordernissen einer langen Blokade reichlich versehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ also die Laufgräben eröffnen und schickte sich an, die Stadt einzuschließen.[1]

Die Lage der Protestanten hatte sich unterdessen in eben dem Grade verschlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählig bis auf den dritten Theil geschmolzen. Einige seiner wichtigsten Beschützer, wie der Graf von Egmont, waren wieder zu dem König übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man so sicher gerechnet hatte, fielen sehr sparsam aus; der Eifer der Partei fing merklich an zu erkalten, und mit der gelinden Jahrszeit mußten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die ihn bis jetzt in Uebung erhalten hatten. Alles dies zusammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mäßiger einzurichten und, ehe sie das Aeußerste wagte, alle unschuldigen Mittel vorher zu versuchen. In einer Generalsynode der Protestanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beschlossen, an die Regentin zu deputiren, ihr dieser Wortbrüchigkeit wegen Vorstellungen zu thun und sie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederode übernimmt diesen Auftrag, muß sich aber auf eine harte und schimpfliche Art abgewiesen und von Brüssel selbst ausgeschlossen sehen. Er nimmt seine Zuflucht zu einem schriftlichen Aufsatze, worin er sich

[1] Burg. 379. 411—418. Meteren 98. 99. Strada 176. Vigl. ad Hoppe. Epist. 2. 21.

n Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin im ngeſicht aller Proteſtanten, die auf des Bundes Bürgſchaft die affen niedergelegt, durch ihre Wortbrüchigkeit Lügen ſtrafe und les, was die Verbundenen Gutes geſtiftet, durch Zurücknahme rer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß ſie den Bund in en Augen des Volks herabzuwürdigen geſucht, Zwietracht unter einen Gliedern erregt und viele unter ihnen als Verbrecher habe ver- olgen laſſen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu wider- ufen, durch welche den Proteſtanten ihre freie Religionsübung benom- men ſei, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes ufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leiſten könne.

Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung ſehr verſchieden war. „Wer dieſe Verbundenen ‚ſind, die ſich in dieſer Schrift an mich wenden, iſt mir in der ‚That ein Geheimniß. Die Verbundenen, mit denen ich zu thun ‚hatte, ſind, wie ich nicht anders weiß, auseinander gegangen. Alle ‚wenigſtens können an dieſer Klagſchrift nicht Theil haben, denn ich ‚ſelbſt kenne Viele, die, in allen ihren Forderungen befriedigt, zu ‚ihren Pflichten zurückgetreten ſind. Wer es aber auch ſei, der ſich ‚hier ohne Fug und Recht und ohne Namen an mich wendet, ſo ‚hat er meinen Worten wenigſtens eine ſehr falſche Auslegung ge- ‚geben, wenn er daraus folgert, daß ich den Proteſtanten Religions- ‚freiheit zugeſichert habe. Niemand kann es unbekannt ſein, wie ſchwer ‚es mir ſchon geworden iſt, die Predigten an den Orten zuzugeben, ‚wo ſie ſich ſelbſt eingeführt haben, und dieſes kann doch wohl nicht ‚für eine bewilligte Glaubensfreiheit gelten? Mir hätte es einfallen ‚ſollen, dieſe geſetzwidrigen Conſiſtorien in Schutz zu nehmen, dieſen ‚Staat im Staate zu dulden? Ich hätte mich ſo weit vergeſſen ‚können, einer verwerflichen Sekte dieſe geſetzliche Würde einzuräumen, ‚alle Ordnung in der Kirche und in der Republik umzukehren und ‚meine heilige Religion ſo abſcheulich zu läſtern? Haltet euch an ‚den, der euch dieſe Erlaubniß gegeben hat; mit mir aber müßt ihr ‚nicht rechten. Ihr beſchuldigt mich, daß ich den Vertrag verletzt ‚habe, der euch Strafloſigkeit und Sicherheit gewährte? Das Ver-

„gangene hab' ich euch erlaſſen, nicht aber, was ihr künftig begehen „würdet. Eure Bittſchrift vom vorigen April ſollte keinem von euch „Nachtheil bringen, und das hat ſie, meines Wiſſens, auch nicht ge„than; aber wer ſich neuerdings gegen die Majeſtät des Königs ver„gangen, mag die Folgen ſeines Frevels tragen. Endlich, wie könnt „ihr euch unterſtehen, mir einen Vertrag in Erinnerung zu bringen, „den ihr zuerſt gebrochen habt? Auf weſſen Anſtiften wurden die „Kirchen geplündert, die Bilder der Heiligen geſtürzt und die Städte „zur Rebellion hingeriſſen? Wer hat Bündniſſe mit fremden Mächten „errichtet, unerlaubte Werbungen angeſtellt und von den Unterthanen „des Königs geſetzwidrige Steuern eingetrieben? Deßwegen habe ich „Truppen zuſammengezogen, deßwegen die Edikte geſchärft. Wer „mir anliegt, die Waffen wieder niederzulegen, kann es nimmermehr „gut mit ſeinem Vaterlande und dem Könige meinen, und wenn „ihr euch ſelbſt liebt, ſo ſehet zu, daß ihr eure eigenen Handlungen „entſchuldigt, anſtatt die meinigen zu richten."[1]

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung ſank mit dieſer hochtönenden Erklärung. Ohne ſich eines mächtigen Rückhalts bewußt zu ſein, konnte die Regentin eine ſolche Sprache nicht führen. Eine Armee ſtand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentin forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jetzt ſo ſchlimm, daß eine offenbare Widerſetzung ſie nicht ſchlimmer machen konnte. Lieferten ſie ſich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, ſo war ihr Untergang gewiß; aber der Weg der Waffen konnte ihr wenigſtens noch zweifelhaft machen; alſo wählten ſie das letzte und fingen mit Ernſt an, zu ihrer Vertheidigung zu ſchreiten. Um ein Recht auf den Beiſtand der deutſchen Proteſtanten zu erwerben, wollte Ludwig von Naſſau die Städte Amſterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der Augsburgiſchen Confeſſion beizutreten, und ſich auf dieſe Weiſe enger an ihre Religion anzuſchließen; ein Vorſchlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshaß der Calviniſten gegen ihre evangeliſchen Brüder den

[1] Thuan. 523. 524. Strada 167. 168. Burg. 433. 434. 435. Meteren 96. 97.

heu wo möglich noch überstieg, den sie gegen das Papstthum trugen. Nassau fing nun an in Frankreich, in der Pfalz und in Sachsen ernstlich wegen Subsidien zu unterhandeln. Der Graf von Bergen befestigte seine Schlösser; Brederode warf sich mit einem kleinen Heere in seine feste Stadt Viane an dem Leck, über welche er sich Souveränetätsrechte anmaßte, und die er eilig in Vertheidigungsstand setzte, um hier eine Verstärkung von dem Bunde und den Ausgang von Nassaus Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgesteckt; überall rührte man die Trommel; aller Orten sah man Truppen marschiren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Theile begegneten sich oft in demselben Platze, und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentin eine Stadt geräumt, so mußte sie von den Mäklern des Bundes dieselbe Gewaltthätigkeit leiden.[1]

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentin ihre Aufmerksamkeit auf Herzogenbusch, in welcher Stadt die Bilderstürmer neue Ausschweifungen begangen und die Partei der Protestanten zu einer starken Ueberlegenheit gelangt war. Um die Bürgerschaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Besatzung zu vermögen, schickte sie den Kanzler Scheiff von Brabant mit einem Rathsherrn Merode von Petersheim, den sie zum Gouverneur der Stadt bestimmt hatte, als Gesandte dahin, welche sich auf eine gute Art derselben versichern und der Bürgerschaft einen neuen Eid des Gehorsams abfordern sollten. Zugleich wurde der Graf von Megen, der in der Nähe mit einem Corps stand, befehligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beider Gesandten zu unterstützen und sogleich Besatzung darein werfen zu können. Aber Brederode, der in Viane davon Nachricht bekam, schickte eine seiner Kreaturen, einen gewissen Anton von Bomberg, einen hitzigen Calvinisten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Muth seiner Partei in dieser Stadt aufzurichten und die Anschläge der Regentin zu hintertreiben. Diesem Bomberg gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzogin mitgebracht, in seine Gewalt zu be-

[1] Thuan. 524. Strada 169. A. G. d. v. N. XXII. Bd. 95. Vigl. ad Hopper. Epist. 3.

Aufstand zu erregen. Thoulouse ließ also unverrichteter Dinge seine Schiffe drehen und segelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Osterweel, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er sein Volk aussetzte und am Ufer ein Lager schlug, des Vorsatzes, sich hier von Antwerpen aus zu verstärken und den Muth seiner Partei, die von dem Magistrat unterdrückt wurde, durch seine Nähe frisch zu erhalten. Durch Vorschub der reformirten Geistlichen, die in der Stadt Werbersdienste für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage sein kleines Heer, daß er zuletzt anfing den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüstete. Der aufgebrachte Magistrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen lassen, welches aber der Prinz von Oranien, unter dem Vorwande, daß man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte.

Unterdessen hatte die Regentin in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Launoy in starken Märschen von Brüssel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wußte der Graf von Megen das geusische Heer bei Viane so gut einzuschließen und zu beschäftigen, daß es weder von diesen Bewegungen hören, noch seinen Bundsverwandten zu Hilfe eilen konnte. Launoy überfiel die zerstreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unversehens und richtete sie in einem schrecklichen Blutbade zu Grunde. Thoulouse warf sich mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte sich lange mit dem Muthe eines Verzweifelnden, bis Launoy, der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die Wenigen, welche dem Feuer entkamen, stürzten in das Schwert des Feindes oder fanden in der Schelde ihren Tod. Thoulouse selbst wollte lieber in den Flammen sterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieser Sieg, der über tausend von den Feinden aufrieb, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermißte nicht mehr als zwei Mann in seinem ganzen Heere. Dreihundert, welche sich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit sogleich niedergestochen.[1]

[1] Meteren 97. 98. Burg. 440. 441. Strada 171. 172. Thuan. L. 41.

Ehe die Schlacht anging, ahnete man in Antwerpen nichts von dem Angriff. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorsicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Osterweel verbindet, den Tag zuvor abbrechen zu lassen, damit, wie er vorgab, die Calvinisten der Stadt nicht versucht werden möchten, sich zu dem Heere des Thoulouse zu schlagen, wahrscheinlicher aber, damit die Katholiken dem geusischen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch Launoy, wenn er Sieger würde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben diesem Grunde wurden auf seinen Befehl auch die Thore verschlossen, und die Einwohner, welche von allen diesen Anstalten nichts begriffen, schwebten ungewiß zwischen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geschützes von Osterweel her ihnen ankündigte, was dort vorgehen mochte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den schlagenden Heeren zertheilte, das ganze Schauspiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt so nahe, daß man ihre Fahnen unterscheiden und die Stimmen der Ueberwinder wie der Ueberwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher als selbst die Schlacht war der Anblick, den diese Stadt jetzt gab. Jedes von den schlagenden Heeren hatte seinen Anhang und seinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckte hier oben Frohlocken und Entsetzen; der Ausgang des Treffens schien das Schicksal jedes Zuschauers zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfelde konnte man in den Gesichtern der Antwerper abgemalt lesen; Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein schmerzhaftes eitles Bestreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Geusen, und zehntausend glückliche Menschen sind gemacht; Thoulouses letzter Zufluchtsort steht in Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens der wüthenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Laut schreiend, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar stürzt die Wittwe des geschlagenen

Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apostel, greifen die Calviniſten zu den Waffen, entſchloſſen ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts als ihren Schmerz, ihren Wahnſinn geleitet, ſtürzen ſie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor iſt geſperrt, und die vorderſten Haufen werfen ſich auf die hinterſten zurück. Tauſend ſammeln ſich zu Tauſenden, auf der Meerbrücke wird ein ſchreckliches Gedränge. Wir ſind verrathen, wir ſind gefangen, ſchreien alle. Verderben über die Papiſten, Verderben über den, der uns verrathen hat! Ein dumpfes aufruhrverkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, daß alles Bisherige von den Katholiken angeſtellt geweſen, die Calviniſten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrloſen ſelbſt herfallen. Mit unglückſeliger Behendigkeit verbreitet ſich dieſer Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalte; ein ſchreckliches Mißtrauen bemächtigt ſich aller Gemüther. Jede Partei fürchtet von der andern; jeder ſieht in ſeinem Nachbar ſeinen Feind; das Geheimniß vermehrt dieſe Furcht und dieſes Entſetzen, ein ſchrecklicher Zuſtand für eine ſo menſchenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zuſammenlauf ſogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funken zur lohen Flamme wird und durch die ſtarke Reibung ſich alle Leidenſchaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heißt, kommt auf dieſes Gerücht in Bewegung. Fünfzehntauſend von dieſer Partei ſetzen ſich in Beſitz der Meerbrücke und pflanzen ſchweres Geſchütz auf dieſelbe, das gewaltſam aus dem Zeughauſe genommen wird; auf einer andern Brücke geſchieht daſſelbe; ihre Menge macht ſie furchtbar, die Stadt iſt in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen ſie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er ſich herzhaft durch die wütenden Haufen ſchlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke verſuchte der Graf von Hoogſtraten, von dem

Bürgermeiſter Strahlen begleitet, daſſelbe; weil es ihm aber ſowohl an Anſehen als an Beredſamkeit mangelte, ſo wies er den tollen Haufen, der ihm ſelbſt zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranſtürmte. Das Thor, ſuchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Urſache geſchloſſen worden, als um den Sieger, wer er auch ſei, von der Stadt abzuhalten, die ſonſt ein Raub der Soldaten würde geworden ſein. Umſonſt, dieſe raſenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Verwegenſten darunter wagt es ſogar ſein Feuergewehr auf ihn anzuſchlagen und ihn einen Verräther zu ſchelten. Mit tumultuariſchem Geſchrei fordern ſie ihm die Schlüſſel zum rothen Thore ab, die er ſich endlich gezwungen ſieht in die Hand des Predigers Hermann zu geben. Aber, ſetzte er mit glücklicher Geiſtesgegenwart hinzu, ſie ſollten zuſehen, was ſie thäten; in der Vorſtadt warteten ſechshundert feindliche Reiter, ſie zu empfangen. Dieſe Erfindung, welche Noth und Angſt ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht ſo ſehr entfernt, als er vielleicht ſelbſt glauben mochte; denn der ſiegende Feldherr hatte nicht ſobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er ſeine ganze Reiterei aufſitzen ließ, um unter Vergünſtigung deſſelben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigſtens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich bei Zeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird ſich derjenige erſparen, der meinem Beiſpiel folgt. Dieſe Worte, zu ihrer Zeit geſagt und zugleich von friſcher That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächſt ſtanden, folgten, und ſo die Nächſten an dieſen wieder, daß endlich die Wenigen, die ſchon vorausgeeilt, als ſie niemand nachkommen ſahen, die Luſt verloren, es mit den ſechshundert Reitern allein aufzunehmen. Alles ſetzte ſich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorpoſten ausſtellte und eine tumultuariſche Nacht unter den Waffen durchwachte.[1]

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das ſchrecklichſte Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieſer dringenden Noth verſammelt Oranien einen außerordentlichen Senat, wozu die rechtſchaffenſten

[1] Burg. 444—447. Strada 172.

Bürger aus den vier Nationen gezogen werden. Wenn man den Uebermuth der Calviniſten niederſchlagen wolle, ſagte er, ſo müſſe man ebenfalls ein Heer gegen ſie aufſtellen, das bereit ſei ſie zu empfangen. Es wurde alſo beſchloſſen, die katholiſchen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und wo möglich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Die Herrſchſucht der Calviniſten, die, auf ihren Reichthum ſtolz und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern Religionspartei mit Verachtung begegneten, hatte ſchon längſt die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieſer beiden proteſtantiſchen Kirchen gegen einander war von einer unverſöhnlichern Art, als der Haß, in welchem ſie ſich gegen die herrſchende Kirche vereinigten. Von dieſer gegenſeitigen Eiferſucht hatte der Magiſtrat den weſentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformirten, zu beſchränken, von deren Wachsthum das meiſte zu fürchten war. Aus dieſem Grunde hatte er die Lutheraner, als den ſchwächern Theil, und die Friedfertigſten von beiden, ſtillſchweigend in ſeinen Schutz genommen, und ihnen ſogar geiſtliche Lehrer aus Deutſchland verſchrieben, die jenen wechſelſeitigen Haß durch Controverspredigten in ſteter Uebung erhalten mußten. Die Lutheraner ließ er in dem Wahn, daß der König von ihrem Religionsbekenntniß billiger denke, und ermahnte ſie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verſtändniß mit den Reformirten zu beflecken. Es hielt alſo nicht gar ſchwer, zwiſchen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zu Stande zu bringen, da es darauf ankam, ſo verhaßte Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages ſtellte ſich den Calviniſten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieſes Heers fing die Beredſamkeit Oraniens an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Calviniſten, obgleich im Beſitze der Waffen und des Geſchützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken geſetzt, machten den Anfang, Geſandte zu ſchicken, und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch Oraniens Kunſt zu allgemeiner Zufriedenheit geſchloſſen ward. Sogleich nach Bekanntmachung deſſelben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen

folgten die Reformirten, und dieſen die Katholiken; am allerletzten thaten es die Lutheraner.[1]

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in dieſem fürchterlichen Zuſtande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformirten, das ſie beſetzt hatte, in die Luft zu ſprengen; eben das war an andern Orten von den letzten gegen die Katholiken geſchehen.[2] Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und Oraniens Beſonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567.) Noch lag Noircarmes mit ſeinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in feſtem Vertrauen auf geuſiſchen Schutz gegen alle Vorſtellungen der Regentin fortfuhr, unbeweglich zu bleiben und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er ſich mit friſchen Truppen aus Deutſchland verſtärkt haben würde. Der König, ſei es aus Schonung oder Furcht, verabſcheute den gewaltſamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unſchuldigen in das Schickſal des Schuldigen zu verflechten und den treugeſinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten ſtieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, ſich ſogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöſter vor der Stadt in Brand zu ſtecken, und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieſer Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundsgenoſſen beſſer benutzt werden konnte, ſo lag Noircarmes der Herzogin an, ihm die Erlaubniß zu Stürmung dieſer Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man ſich begnügen, bloß die Maſchinen zu dem Sturme zuzurichten und, ehe man ihn wirklich anfinge, erſt eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu laſſen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, ſo erlaube er den Sturm, doch mit möglichſter Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentin zu dieſem äußer-

[1] Thuan. 526. 527. Burg. 448—451. Strada 173. Meteren 97. 98.
[2] Meteren 97.

sten Mittel schritt, bevollmächtigte sie den Grafen von Egmont, nebst dem Herzog von Arschot, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide besprechen sich mit den Deputirten der Stadt und unterlassen nichts, sie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdecken ihnen, daß Thoulouse geschlagen, und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen sei; daß der Graf von Megen das geusische Heer von der Stadt abgeschnitten, und daß sie sich allein durch die Nachsicht des Königs so lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem soll es frei stehen, seine Unschuld, vor welchem Tribunal er wolle, zu vertheidigen; jedem, der es nicht wolle, vergönnt sein, innerhalb vierzehn Tagen mit allen seinen Habseligkeiten die Stadt zu verlassen. Man verlange nichts, als daß sie Besatzung einnähmen. Diesen Vorschlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenstillstand bewilligt. Als die Deputirten nach der Stadt zurückkehrten, fanden sie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil sich unterdessen falsche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Geusen darin verbreitet hatten. Thoulouse, behauptete man, habe obgesiegt, und ein mächtiges Heer sei im Anzuge, die Stadt zu entsetzen. Diese Zuversicht ging so weit, daß man sich sogar erlaubte, den Stillstand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magistrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwölf von den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager schickte. Das Edikt, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, sollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beiden Theilen wieder auf freien Fuß gestellt werden. Die Besatzung sollte die Stadt nicht eher betreten, als bis jeder, der es für gut fände, sich und seine Güter erst in Sicherheit gebracht; sie sollte sich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu belästigen, und der König die Unkosten davon tragen.

Noircarmes antwortete auf diese Bedingungen mit Entrüstung und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn sie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, so sollten sie auf der Stelle zurückwandern oder ge-

wärtig sein, daß er sie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimschickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsstarrigkeit der Reformirten und baten ihn flehentlich, sie im Lager zu behalten, weil sie mit ihren rebellischen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben und in ihr Schicksal nicht mit vermengt sein wollten. Sie umfaßten sogar Egmonts Kniee, sich seine Fürsprache zu erwerben, aber Noircarmes blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb sie ungern nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieses strenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Gesandten hatte ihm schon ehemals einen Verweis von der Herzogin zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Ursache, wie das erstere, zuzuschreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Ueberreste gutdenkender Bürger entblößen, noch zugeben, daß ein blinder, tollkühner Haufe Herr ihres Schicksals würde. Egmont war über den schlechten Erfolg seiner Gesandtschaft so sehr entrüstet, daß er in der folgenden Nacht selbst die Stadt umritt, ihre Festungswerke recognoscirte und sehr zufrieden heimkehrte, als er sich überzeugt hatte, daß sie nicht länger haltbar sei.[1]

Valenciennes streckt sich von einer sanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin und genießt einer eben so festen als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Flusse umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, starke Mauern und Thürme beschützt, scheint es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber Noircarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachlässiger Weise mit dem übrigen Boden hatte gleich werden lassen, und diese benutzte er. Er zieht alle zerstreuten Corps, wodurch er die Stadt bisher eingeschlossen gehalten, zusammen, und robert in einer stürmischen Nacht die Bergische Vorstadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen von Bossu, den jungen Grafen Karl von Mansfeld und den jüngern Barlaimont; einer von seinen Obersten nähert sich mit möglichster Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch

[1] Thuan. 528. Strada 178. Burg. 466.

ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thor gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit sehr wenigem Verluſt, in gleicher Höhe mit den Feſtungswerken, eine Batterie aufgeworfen, von welcher einundzwanzig Geſchütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade beſtürmen. Der Nikolausthurm, auf welchen die Belagerten einiges Geſchütz gepflanzt, iſt von den erſten, welche ſtürzen, und Viele finden unter ſeinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geſchütz gerichtet, und eine ſchreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden ſind ihre wichtigſten Werke zerſtört und an dem Thore ſelbſt eine ſo ſtarke Breſche geſchoſſen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter ſenden, um Gehör anzuſuchen. Dieſes wird bewilligt, [illegible] Sturme aber ununterbrochen fortgefahren. Deſto mehr [illegible] die Geſandten, den Vergleich abzuſchließen, um die Stadt [illegible] die Bedingungen zu übergeben, welche ſie zwei Tage [illegible] worfen hat; aber die Umſtände hatten ſich jetzt verändert, [illegible] Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das [illegible] ſetzte Feuer ließ ihnen keine Zeit, die Mauern auszubeſſern, [illegible] ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten, und denſelben überall Wege bahnten, durch die Breſche einzudringen. Ihres gewiſſen Untergangs gewiß, übergeben ſie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung ſechsunddreißig Stunden gedauert und dreitauſend Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter ſtrenger Mannszucht führt Noircarmes ſein ſiegendes Heer ein, von einer Schaar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen und ſeine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und ſein Sohn enthauptet; ſechsunddreißig der ſchlimmſten Rebellen, unter denen auch le Grange und Guido de Breſſe, ein anderer reformirter Prediger, ſich befinden, büßen ihre Halsſtarrigkeit mit dem Strange, alle obrigkeitlichen Perſonen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholiſche Gottesdienſt wird ſogleich in ſeiner ganzen Würde wiederhergeſtellt, und der proteſtantiſche vernichtet; der Biſchof von Arras muß ſeine Reſidenz in die Stadt ver-

legen, und für den künftigen Gehorsam derselben haftet eine starke Besatzung.[1]

(1567.) Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen Platz aller Augen gerichtet gewesen, war allen übrigen Städten, die sich auf eine ähnliche Weise vergangen, eine Schreckenspost, und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Ansehen. Noircarmes verfolgte seinen Sieg und rückte sogleich vor Mastricht, das sich ihm ohne Schwertstreich ergab und Besatzung empfing. Von da marschierte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbusch und Antwerpen durch seine Nähe in Furcht zu setzen. Seine Ankunft erschreckte die geusische Partei, welche unter Bombergs Anführung den Magistrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, so sehr, daß sie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. Noircarmes wurde ohne Widerstand aufgenommen, die Gesandten der Herzogin sogleich in

[1] Thuan. 528. 529. Meteren 98. 99. Strada 178—180. Burg. 462—465.

Freiheit gesetzt und eine starke Besatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete seinem Erzbischof, den die herrschende Partei der Reformirten aus seinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zuruf die Thore wieder; und er verdiente diesen Triumph, weil er seinen Einzug nicht mit Blut befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenaarde unterwarfen sich und empfingen Besatzung. Geldern hatte der Graf von Megen beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorsam zurückgebracht; das nämliche war dem Grafen von Aremberg in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas später und mit größerer Schwierigkeit, weil seinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil diese streitbaren Republikaner strenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befestigung trotzten.[1] Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, alles weicht den siegreichen Waffen der Herzogin. Der Muth der Aufrührer sank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht oder unbedingte Unterwerfung.[2]

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon seit Errichtung des Geusenbundes, merklicher aber noch seit dem Ausbruche der Bilderstürmerei, hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so in einander verwirrt, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen sie eigentlich war. Das Unterscheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählich verloren gegangen, und die Grenzscheiden zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch

[1] Vigl. ad Hopper. Epist. 1. 21.
[2] Burg. 466. 473—475.

die Abänderungen, die sie zum Vortheil der Protestanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen, und welche meistens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkür eines jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es denn endlich, daß unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand, und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; daß bei dem genauen Zusammenhange, der zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Geusen und Royalisten obwaltete, und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, letztere die Hinterthür benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinktionen entwischten. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geusen oder Ketzern zu sein, um sich befugt zu glauben, seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, und seinem Gehorsam gegen den König die willkürlichsten Grenzen zu setzen. Ohne dafür verantwortlich zu sein, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienste sehr nachlässig geworden, und übten im Vertrauen auf diese Straflosigkeit eine schädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maßregeln der Regentin unkräftig machte. Diese Unzuverlässigkeit so vieler wichtigen Menschen im Staate hatte die nachtheilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit stärkern Schutz rechneten, als sie wirklich Ursache dazu hatten, weil sie jeden, der die Partei des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieser Wahn sie unternehmender machte, so war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet gewesen wäre, und die ungewissen Vasallen wurden dadurch beinahe eben so schädlich, als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man sich einer gleichen Schärfe gegen sie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, dem Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogstraten, von Hoorn und mit mehreren von dem höheren Adel. Die Statthalterin sah die Nothwendigkeit ein, diese zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben oder

die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um so dringender, da sie eine Armee ins Feld stellen mußte, und sich gezwungen sah, mehreren unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu diesem Ende einen Eid aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den römisch-katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen, und Ketzereien aller Art nach bestem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband sich dadurch, jeden Feind des Königs als seinen eigenen zu behandeln, und sich gegen jeden, ohne Unterschied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu lassen. Durch diesen Eid hoffte sie nicht sowohl die Gemüther zu erforschen, und noch weniger sie zu binden; aber er sollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die sie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn sie sich weigerten, ihn zu schwören, und sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie ihn brächen. Dieser Eid wurde allen Rittern des Vließes, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Officieren der Armee, allen ohne Unterschied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefordert. Der Graf von Mansfeld war der erste, der ihn im Staatsrathe zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiel folgte der Herzog von Arschot, der Graf von Egmont, die Grafen von Megen und Barlaimont; Hoogstraten und Hoorn suchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor kurzem bei Gelegenheit seiner Statthalterschaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, daß Mecheln seinen Statthalter nicht länger missen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benöthigt sei, hatte sie ihm jene Provinz entzogen und an einen andern vergeben, der ihr sicherer war. Hoogstraten erklärte ihr seinen Dank, daß sie ihn einer seiner Bürden habe entledigen wollen, und setzte hinzu, daß sie seine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von Hoorn, seinem Vorsatze getreu, auf einem seiner Güter in der festen Stadt Weerdt in gänzlicher Abgeschiedenheit von Geschäften. Weil er aus dem Dienste des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem König

nichts mehr ſchuldig zu ſein glaubte, ſo verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch ſcheint erlaſſen zu haben.[1]

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelaſſen, entweder den verlangten Eid abzulegen oder ſich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entſchloß er ſich endlich zu dem letztern, und entging dadurch einem Meineid.[2]

Umſonſt hatte man verſucht, den Prinzen von Oranien zu dieſem Eide zu vermögen, der bei dem Verdacht, der längſt auf ihm haftete, mehr als jeder andere dieſer Reinigung zu bedürfen ſchien, und wegen der großen Gewalt, die man in ſeine Hände zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakoniſchen Kürze, wie gegen einen Brederode oder Seinesgleichen, verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleiſtung auf alle ſeine Aemter, wozu er ſich erbot, war der Regentin nicht gedient, die wohl vorausſah, wie gefährlich ihr dieſer Mann erſt alsdann werden würde, wenn er ſich unabhängig wiſſen und ſeine wahren Geſinnungen durch keinen äußerlichen Anſtand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es ſchon ſeit jener Berathſchlagung in Dendermonde unwiderruflich beſchloſſen, aus dem Dienſt des Königs von Spanien zu treten und bis auf beſſere Tage aus dem Lande ſelbſt zu entweichen. Eine ſehr niederſchlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unſicher die Hoffnungen ſind, die man gezwungen iſt auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieſer vielverſprechende Eifer dahin iſt, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee ſtand im Felde und eine weit ſtärkere näherte ſich, wie er wußte, unter Herzog Albas Befehlen — die Zeit der Vorſtellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentin zu ſchließen und dem ſpaniſchen Feldherrn den Eintritt in das Land zu verſagen. Aber woher dieſes Heer nehmen, da ihm das nöthige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Proteſtanten

[1] Meteren 99. Strada 180 sq. Grot. 24.
[2] Burg. 421. 422.

ihre prahlerischen Versprechungen zurücknahmen, und ihn in diesem dringenden Bedürfniß im Stiche ließen?[1] Eifersucht und Religionshaß trennten noch dazu beide protestantische Kirchen, und arbeiteten jeder heilsamen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgischen-Bekenntniß hatte alle protestantischen Fürsten Deutschlands gegen sie aufgebracht, daß nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glück seines Feldherrn folgte, der es bei St. Quentin und Gravelingen siegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderstürmer an Kirchen und Klöstern verübt, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klasse der katholischen Klerisei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie, vor diesem unglücklichen Zwischenfalle, schon zur Hälfte gewonnen war, und dem Bunde selbst wußte die Regentin mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch List zu entreißen.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen, und ein Land zu verlassen, wo sein längeres Verweilen nichts mehr gutmachen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereitete. Ueber die Gesinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach so vielen eingezogenen Erkundigungen, so vielen Proben seines Mißtrauens, so vielen Warnungen aus Madrid nicht mehr zweifelhaft sein. Wäre er es auch gewesen, so würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüstet wurde, und nicht den König, wie man fälschlich verbreitete, sondern, wie er besser

[1] Wie wacker der Wille und wie schlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beispiel. In Amsterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken sowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertsten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkasse zusammenzuschießen, bis eine Summe von eilftausend Gulden beisammen wäre, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Kiste, mit einer Spalte im Deckel und durch drei Schlösser verwahrt, bestimmte man zu Einhebung dieser Gelder. Als man sie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte sich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirthin des Grafen von Brederode auf Abschlag seiner nicht bezahlten Zeche überließ. A. G. d. v. N. III. Bd.

wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meisten widerstund, und den er am meisten zu fürchten Ursache hatte, zum Führer haben sollte, sehr bald aus seiner Ungewißheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in den Menschencharakter und zu tief in Philipps Seele gesehen, um an eine aufrichtige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurtheilte er sein eigenes Betragen zu richtig, um, wie sein Freund Egmont, bei dem König auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gesäet hatte. Er konnte also keine anderen, als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, sich dem wirklichen Ausbruche derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verleugnet, und alle schriftlichen Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Sekretär Berti nach Antwerpen zu ihm, der ihm nachdrücklich ins Gewissen reden und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienste für das Land sowohl, als für seinen eigenen guten Namen nach sich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verständnisses mit den Rebellen bezichtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentin fand den Prinzen in seinem Palaste zu Antwerpen schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen Dienste abgestorben und in Privatgeschäfte vergraben. Er habe sich geweigert, antwortete er ihm in Hoogstratens Beisein, den verlangten Eid abzulegen, weil er sich nicht zu entsinnen wisse, daß je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sei; weil er sich dem Könige schon einmal für immer verpflichtet habe, durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, daß er den ersten gebrochen habe. Er habe sich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht

Handlungen auferlege, die jenem erſten entgegenlaufen; weil in dieſem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen jeden, ohne Unterſchied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiſer, ſein Lehnsherr, ausgenommen ſei, den er doch, als ſein Vaſall, nicht bekriegen dürfe. Er habe ſich geweigert, ihn zu leiſten, weil ihm dieſer Eid auflegen könnte, ſeine Freunde und Verwandten, ſeine eigenen Söhne, ja ſeine Gemahlin ſelbſt, die eine Lutheranerin ſei, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieſes Eides würde er ſich allem unterziehen müſſen, was dem König einfiele, ihm zuzumuthen; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm ſchaudre, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Proteſtanten verfahren, habe ſchon längſt ſeine Empfindung empört. Dieſer Eid widerſtreite ſeinem Menſchengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schluſſe entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba mit einem Merkmal von Bitterkeit, und gleich darauf ſchwieg er ſtille.[1]

Alle dieſe Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Berti beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen ſolchen Eid abgefordert, weil ſich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange dieſen Eid nicht, weil die Statthalter den erſten gebrochen, ſondern um ihnen jenen erſten Eid lebhafter ins Gedächtniß zu bringen und in dieſer dringenden Lage ihre Thätigkeit anzufriſchen. Dieſer Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe dieſe Privilegien und Rechte ſo gut als der Prinz von Oranien beſchworen. In dieſem Eide ſei ja weder von einem Kriege gegen den Kaiſer, noch gegen irgend einen Fürſten aus des Prinzen Verwandtſchaft die Rede, und gern würde man ihn, wenn er ſich ja daran ſtieße, durch eine eigene Clauſel ausdrücklich davon freiſprechen. Mit Aufträgen, die ſeinem Menſchengefühl widerſtritten, würde man ihn zu verſchonen wiſſen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nöthigen können, gegen Gattin oder gegen Kinder zu handeln. Berti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der dieſen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. „Der König

[1] Burg. 456—458. Strada 182. 183.

„würde nach den Niederlanden kommen," ſagte er, „und er kenne „den König. Der König würde es nimmermehr dulden, daß einer „von ſeinen Dienern eine Lutheranerin zur Gemahlin habe, und „darum habe er beſchloſſen, ſich mit ſeiner ganzen Familie freiwillig „zu verbannen, ehe er ſich dieſem Looſe aus Zwang unterwerfen „müſſe. Doch," ſchloß er, „würde er ſich, wo er auch ſein möge, „ſtets als ein Unterthan des Königs betragen." Man ſieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieſer Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu beſtimmte.[1]

Noch hoffte Berti von Egmonts Beredſamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab durch die ſeinige zu bewirken. Er brachte eine Zuſammenkunft mit dem letztern in Vorſchlag (1567), wozu ſich der Prinz um ſo bereitwilliger finden ließ, da er ſelbſt Verlangen trug, ſeinen Freund Egmont vor ſeinem Abſchied noch einmal zu umarmen, und den Verblendeten, wo möglich, von ſeinem gewiſſen Untergange zurückzureißen. Dieſe merkwürdige Zuſammenkunft, die letzte, welche zwiſchen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Villebroeck, einem Dorf an der Rupel, zwiſchen Brüſſel und Antwerpen, vor ſich; mit dem geheimen Sekretär Berti war auch der junge Graf von Mansfeld dabei zugegen. Die Reformirten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausſchlag dieſer Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derſelben durch einen Spion zu erfahren, der ſich in dem Schornſtein des Zimmers verſteckt hielt, wo ſie vor ſich ging.[2] Alle drei beſtürmten hier den Entſchluß des Prinzen mit vereinigter Beredſamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter koſten, Oranien, wenn du auf dieſem „Vorſatze beſtehſt," ſagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm ſeitwärts zu einem Fenſter folgte. „Und dir dein Leben, „Egmont, wo du den deinigen nicht änderſt," verſetzte jener. „Mir „wenigſtens wird es Troſt ſein in jedem Schickſale, daß ich dem „Vaterlande und meinen Freunden mit Rath und That habe nahe „ſein wollen in der Stunde der Noth; du wirſt Freunde und Vater„land in ein Verderben mit dir hinabziehen." Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, ſich einem

[1] Burg. 456. 458. Strada 182. 183.

[2] Meteren.

Volke wiederzuſchenken, das ſein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um ſeiner ſelbſt willen wenigſtens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge ſei.

Aber alle noch ſo lichtvollen Gründe, die eine weitſehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß der Freundſchaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückſelige Zuverſicht zu zerſtören, welche Egmonts guten Verſtand noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam aus einer trübſinnigen verzagenden Seele, und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schooße des Ueberfluſſes, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tauſendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu ſcheiden, um derentwillen allein es Werth für ihn beſaß, und dies alles, um einem Uebel zu entgehen, das ſein leichter Muth noch ſo weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war, — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksſtande verzärtelte Fürſtentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen ſeine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen ſollen, an welchen

ſein eigner Muth verzagte, die eine erhabene Philoſophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. „Nimmermehr wirſt du mich bereden, „Oranien," ſagte Egmont, „die Dinge in dieſem trüben Lichte zu „ſehen, worin ſie deiner traurigen Klugheit erſcheinen. Wenn ich es „erſt dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten abzu„ſtellen, die Bilderſtürmer zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu „treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu ſchenken — „was kann der König mir anhaben? Der König iſt gütig und gerecht, „ich habe mir Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit erworben, und ich „darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin." — „Wohlan," rief Oranien mit Unwillen und innerem Leiden, „ſo wage es denn „auf dieſe königliche Dankbarkeit! Aber mir ſagt eine traurige Ahnung „— und gebe der Himmel, daß ſie mich betrüge! — daß du die „Brücke ſein werdeſt, Egmont, über welche die Spanier in das „Land ſetzen, und die ſie abbrechen werden, wenn ſie darüber ſind." Er zog ihn, nachdem er dieſes geſagt hatte, mit Innigkeit zu ſich, drückte ihn feurig und feſt in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm — ſie ſahen einander nicht wieder.[1]

Gleich den folgenden Tag ſchrieb Oranien der Regentin den Abſchiedsbrief, worin er ſie ſeiner ewigen Achtung verſicherte und ihr nochmals anlag, ſeinen jetzigen Schritt aufs beſte zu deuten; dann ging er mit ſeinen drei Brüdern und ſeiner ganzen Familie nach ſeiner Stadt Breda ab, wo er nur ſo lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgeſchäfte in Ordnung zu bringen. Sein älteſter Prinz, Philipp Wilhelm, allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantiſchen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich ſicher glaubte; eine Unvorſichtigkeit, die, wenn ſie wirklich nicht abſichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen iſt, das er in ſo viel andern Fällen von dem Gemüthscharakter ſeines Gegners gefällt hatte. In Breda wandten ſich die Häupter der Calviniſten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für ſie wäre, oder ob alles unrettbar verloren ſei? — „Er habe ihnen ehemals „den Rath gegeben," antwortete der Prinz, „und komme jetzt aber-

[1] Thuan. 527. Strada 183. Meteren 95. Burg. 470. 471. Meurs. 28.

„mals darauf zurück, daß sie dem Augsburgischen Bekenntnisse bei„treten sollten; dann wäre ihnen Hilfe aus Deutschland gewiß. „Wollten sie sich aber dazu noch immer nicht verstehen, so sollten sie „ihm sechsmalhunderttausend Gulden schaffen, oder auch mehr, wenn „sie könnten." — „Das erste," erwiderten sie, „streite mit ihrer „Ueberzeugung und ihrem Gewissen; zu dem Gelde aber könne viel„leicht Rath werden, wenn er sie nur wissen lassen wollte, wozu er „solches gebrauchen würde." — „Ja," rief er mit Verdruß, „wenn „ich das wissen lassen muß, so ist es aus mit dem Gebrauche." Sogleich brach er das ganze Gespräch ab und entließ bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er sein Vermögen verschwendet, und seiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünstiget habe; aber er versicherte, daß er noch sechzigtausend Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland noch zwanzigtausend Gulden vorschießen, wofür er ihnen einige Herrschaften verpfändete. Man konnte sich nicht überreden, daß er so ganz ohne Widerstand der Nothwendigkeit unterlegen, und aller ferneren Versuche sich begeben habe; aber was er im Stillen mit sich herumtrug, wußte niemand; niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn Einige, wie er sich ins künftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte. „Ruhig," war seine Antwort, „es sei denn, daß er sich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife." Gleich darauf verließ er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt Dillenburg im Nassauischen zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, sowohl von seinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogstraten, von Kuilemburg, von Bergen, die lieber eine selbstgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewissen Schicksal leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; viele hatten ihn angebetet, alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestanten letzte Stütze; dennoch hofften sie von diesem entflohenen Manne mehr, als von allen miteinander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegengestellt; nicht selten hatte er sie gegen ihre eigene Kirche in Schutz genommen; viele unter ihnen hatte er den

blutdürſtigen Eifer der Sekten entriſſen. Wenige arme Seelen unter den Calviniſten, denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten ein Aergerniß gegeben, feierten mit ſtillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war[1] (1567).

Verfall und Zerſtreuung des Geuſenbundes.

Gleich nach genommenem Abſchied von ſeinem Freunde eilte der Prinz von Gaure nach Brüſſel zurück, um an dem Hof der Regentin die Belohnung für ſeine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühl und im Sonnenſcheine ſeines Glücks die wenigen Wolken zu zerſtreuen, die Oraniens ernſte Warnung über ſein Gemüth gezogen hatte. Die Flucht des letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der ſeinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürſtengunſt zu buhlen, über die er doch ſo weit erhaben war. Ganz Brüſſel mußte ſeine Freude mit ihm theilen. Er ſtellte prächtige Gaſtmähler und öffentliche Feſte an, denen die Regentin ſelbſt öfters beiwohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus ſeiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigſten an Andacht, an Eifer den Eifrigſten zuvor, den proteſtantiſchen Glauben zu vertilgen und die widerſpänſtigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogſtraten, ſeinem alten Freund, wie auch dem ganzen Ueberreſte der Geuſen, kündigte er auf ewig ſeine Freundſchaft auf, wenn ſie ſich länger bedenken würden, in den Schooß der Kirche zurückzutreten und ſich mit ihrem König zu verſöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechſelt, und der Bruch zwiſchen beiden durch dieſen letzten

[1] Meteren 100. Meurs. Guil. Auriac. 34. Reidan. 5. Grot. 26.

Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. Egmonts Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten und löste den ganzen Geusenbund auf. Einer drängte sich dem andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiß abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man ihm vorlegte. Vergebens schrieen die protestantischen Kaufleute über diese Wortbrüchigkeit des Adels; ihre schwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die sie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten.[1]

Die wichtigsten Plätze waren unterworfen und hatten Besatzung; die Aufrührer flohen, oder starben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden. Alles wich dem Glück der Regentin, und ihr siegreiches Heer war im Anzug gegen Antwerpen. Nach einem schweren und hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich diese Stadt von den schlimmsten Köpfen gereinigt; Hermann und sein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt. Die Gemüther fingen allmählig an, sich zu sammeln und, von keinem wüthenden Schwärmer mehr verhetzt, bessern Rathschlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger sehnte sich ernstlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu sehen, die durch die lange Anarchie schwer gelitten hatten. Alles gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangsalen zuvorzukommen, die eine spanische Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzogin zu fallen. Von freien Stücken sandte man Bevollmächtigte nach Brüssel, ihr den Vergleich anzutragen und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von diesem freiwilligen Schritt überrascht wurde, so wenig ließ sie sich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, daß sie von nichts hören könne, noch wolle, bevor die Stadt Besatzung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf von Mansfeld zog den Tag darauf mit sechzehn Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzogin errichtet, durch welchen jene sich anheischig machte, den reformirten Gottesdienst ganz aufzuheben, al-

[1] Strada 184. Burg. 472.

Prediger dieſer Kirche zu verbannen, die römiſch-katholiſche Religion in ihre vorige Würde wieder einzuſetzen, die verwüſteten Kirchen in ihrem ganzen Schmuck wieder herzuſtellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geſchworen, gleichfalls zu leiſten, und alle, welche die Majeſtät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte ſich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergeſſen, und-

für die Verbrecher ſelbſt bei dem Könige fürzubitten. Allen denen welche, ihrer Begnadigung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, ſollte ein Monat bewilligt ſein, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln und ihre Perſonen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausſchließung aller derer, welche etwas Verdammliches gethan, und durch das Vorige ſchon von ſelbſt ausgenommen wären. Gleich nach Abſchließung dieſes Vertrags wurde allen reformirten und lutheriſchen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Thore waren jetzt

von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebſtes verließen, und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichern Himmelsſtrich ſuchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten ſie ſie mit ſich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhauſe; wo man hinblickte, bot ſich ein rührendes Schauſpiel der ſchmerzlichſten Trennung dar. Alle proteſtantiſchen Kirchen waren verſiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als ſie ſich noch einmal im Stadthauſe zeigten, um ſich bei dem Magiſtrat zu beurlauben, widerſtunden ſie ihren Thränen nicht mehr, und ergoſſen ſich in die bitterſten Klagen. Man habe ſie aufgeopfert, ſchrieen ſie, liederlich habe man ſie verlaſſen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen ſchwer genug für dieſe Niederträchtigkeit büßen würde. Am bitterſten beſchwerten ſich die lutheriſchen Geiſtlichen, die der Magiſtrat ſelbſt in das Land gerufen, um gegen die Calviniſten zu predigen. Unter der falſchen Vorſpiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen ſei, hatte man ſie in ein Bündniß wider die Calviniſten verflochten, und letztere durch ihre Beihilfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte, ließ man beide in einem gemeinſchaftlichen Schickſal ihre Thorheit beweinen.[1]

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tauſend walloniſchen Reitern, von allen Rittern des goldenen Vließes, allen Statthaltern und Räthen, von ihrem ganzen Hof und einer großen Menge obrigkeitlicher Perſonen begleitet, mit dem ganzen Pomp einer Siegerin. Ihr erſter Beſuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderſtürmerei noch überall klägliche Spuren trug, und ihrer Andacht die bitterſten Thränen koſtete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markte vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf proteſtantiſche Weiſe empfangen, müſſen ſie von katholiſchen Prieſtern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich

[1] Meurs. 33. 34. Thuan. 527. Reidan. 5. Strada 187. 188. Meteren 99. 100. Burg. 477. 478.

gemacht. Beinahe alle niederländiſchen Städte folgten dem Beiſpiele von Antwerpen und aus allen mußten die proteſtantiſchen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholiſchen Kirchen wieder herrlicher als jemals geſchmückt, alle proteſtantiſchen Gotteshäuſer niedergeriſſen, und jeder fremde Gottesdienſt bis auf die geringſte Spur aus allen ſiebenzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in ſeiner Neigung gewöhnlich dem Glücke folgt, zeigte ſich jetzt eben ſo geſchäftig, den Fall der Unglücklichen zu beſchleunigen, als er kurz vorher wüthend für ſie geſtritten hatte; ein ſchönes Gotteshaus, das die Calviniſten in Gent errichtet, verſchwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbaut, die ſich an den katholiſchen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landſtraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war ſo klein, worin in dieſem mörderiſchen Jahre nicht zwiſchen fünfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offnem Lande den Droſſaarten in die Hände fielen, und als Raubgeſindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör ſogleich aufgeknüpft wurden.[1]

Die Regentin war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachſen, Heſſen, Würtemberg und Baden Geſandte ſich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgiſchen Confeſſion hatten den Religionsfrieden der Deutſchen reklamirt, deſſen auch Brabant, als ein Reichsſtand, theilhaftig wäre, und ſich in den Schutz dieſer Fürſten begeben. Die Erſcheinung der fremden Miniſter beunruhigte die Regentin, und vergeblich ſuchte ſie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch gelang es ihr, ſie unter dem Schein von Ehrenbezeugungen ſo ſcharf bewachen zu laſſen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den ſie ſo ſehr zur Unzeit gegen die Herzogin annahmen, möchte man beinahe ſchließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernſt geweſen ſei. Billig, ſagten ſie, ſollte das Augsburgiſche Bekenntniß, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrſchende ſein;

[1] Thuan. 529. Strada 178. Meteren 99. 100. Burg. 482. 484.

aber äußerst unnatürlich und unerlaubt sei es, die Anhänger desselben durch so grausame Edikte zu verfolgen. Man ersuche also die Regentin im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit solcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieser Art, antwortete diese durch den Mund ihres deutschen Ministers, des Grafen von Starhemberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem Antheil, welchen die deutschen Fürsten an den niederländischen Flüchtlingen genommen, sei es klar, daß sie den Briefen Sr. Majestät, worin der Aufschluß über sein Verfahren enthalten sei, weit weniger Glauben schenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtniß in so vielen zerstörten Kirchen gestiftet. Sie möchten es dem König in Spanien überlassen, das Beste seiner Völker zu besorgen, und der unrühmlichen Mühe entsagen, den Geist der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Gesandten verließen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der sächsische Minister that der Regentin ingeheim die Erklärung, daß sich sein Herr diesem Schritt aus Zwang unterzogen, und dem österreichischen Hause aufrichtig zugethan sei.[1] Die deutschen Gesandten hatten Antwerpen noch nicht verlassen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen machte.

Der Graf von Brederode hatte seine Stadt Viane und alle seine neuen Festungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von Megen, im Stich gelassen, und sich mit Hilfe der Unkatholischen in die Stadt Amsterdam geworfen, wo seine Gegenwart den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufstand mit Mühe gestillt hatte, äußerst beunruhigte, den Muth der Protestanten aber aufs neue belebte. Täglich vergrößerte sich hier sein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen strömten ihm viele Edelleute zu, welche Megens und Arembergs siegreiche Waffen von dort verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fanden sie Mittel, sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten, und ihm zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterin, von einem neuen Aufstande in Sorgen, sandte deßwegen einen ihrer geheimen Sekretäre, Jacob de la Torre, an den Rath von Amsterdam, und ließ ihm befehlen, sich, auf welche Art es auch sei, des

[1] Strada 188. Burg. 487—489.

Grafen von Brederode zu entledigen. Weder der Magistrat, noch de la Torre selbst, der ihm in Person den Willen der Herzogin kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; letzterer wurde sogar von einigen Edelleuten aus Brederodes Gefolge in seinem Zimmer überfallen, und alle seine Briefschaften ihm entrissen. Vielleicht wäre es sogar um sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entwischen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Vorfall hing Brederode, ein ohnmächtiges Idol der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu thun, als seine Wirthsrechnung zu vergrößern, während dem daß sein in Viane zurückgelassenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen von Megen genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Protestanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entschließt sich auch Brederode, nach dem Beispiel Oraniens, der Nothwendigkeit zu weichen, und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrathe seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden, eilte man, ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Bankiers streckten es auf Bürgschaft des Stadtraths vor. Er verließ dann noch in derselben Nacht Amsterdam, und wurde von einem mit Geschütz versehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schicksal behandelte ihn gelinder, als den größten Theil derer, die er in sein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er starb das Jahr nachher, 1568, auf einem seiner Schlösser in Deutschland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt soll gefallen sein, um seinen Gram zu zerstreuen. Ein schöneres Loos fiel seiner Wittwe, einer gebornen Gräfin von Mörs, welche Friedrich der Dritte, Kurfürst von der Pfalz, zu seiner Gemahlin machte. Die Sache der Protestanten verlor durch Brederodes Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm, so wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte.[1]

[1] Meteren 100. Vigl. Vit. N. CV. A. G. d. v. N. 104.

Das kleine Heer, das er durch seine schimpfliche Flucht sich selbst überließ, war muthig und tapfer, und hatte einige entschlossene Anführer. Es war entlassen, sobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte; aber sein guter Muth und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang beisammen. Einige rückten, unter Anführung Dietrichs von Battenburg, vor Amsterdam, in Hoffnung, diese Stadt zu berennen; aber der Graf von Megen, der mit dreizehn Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entsatz herbeieilte, nöthigte sie, diesem Anschlag zu entsagen. Sie begnügten sich damit, die umliegenden Klöster zu plündern, wobei besonders die Abtei zu Egmont sehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo sie sich, der vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen sicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von Megen, und nöthigte sie, ihre Rettung eilig auf der Süderſee zu suchen. Die Gebrüder von Battenburg, nebst einigen friesischen Edelleuten, Beima und Galama, warfen sich mit hundertundzwanzig Soldaten und der in den Klöstern gemachten Beute bei der Stadt Hoorn auf ein Schiff, um nach Friesland überzusetzen, fielen aber durch die Treulosigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergischen Hauptmann in die Hände, der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volke unter der Mannschaft wurde durch den Grafen von Aremberg sogleich das Urtheil gesprochen; die dabei befindlichen Edelleute schickte er der Regentin zu, welche sieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andere von dem edelsten Geblüt, unter denen die Gebrüder Battenburg und einige Friesen sich befanden, alle noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzog von Alba aufgespart, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine That verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Segel gegangen, und durch den Grafen von Megen in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte sie von ihrer Fahrt verschlagen und an die Küste von Geldern getrieben, wo sie wohlbehalten ans Land stiegen; sie gingen bei Heusen über den Rhein, und entkamen glücklich ins Clevische, wo sie ihre Fahnen zerrissen und auseinander gingen. Einige Geschwader, die sich über der Plünderung der Klöster

verſpätet hatten, ereilte der Graf von Megen in Nord-Holland, und bekam ſie gänzlich in ſeine Gewalt, vereinigte ſich darauf mit Noircarmes und gab Amſterdam Beſatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Ueberreſt der geuſiſchen Armee, überfiel Herzog Erich von Braunſchweig bei Viane, wo ſie ſich einer Schanze bemächtigen wollten, ſchlug ſie aufs Haupt und bekam ihren Anführer, Renneſſe, gefangen, der bald nachher auf dem Schloſſe Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Viane einrückte, fand er nichts mehr, als todte Straßen und eine menſchenleere Stadt; Einwohner und Beſatzung hatten ſie im erſten Schrecken verlaſſen. Er ließ ſogleich die Feſtungswerke ſchleifen, Mauern und Thore abbrechen, und machte dieſen Waffenplatz der Geuſen zum Dorfe.[1] Die erſten Stifter des Bundes hatten ſich auseinander verloren; Brederode und Ludwig von Naſſau waren nach Deutſchland geflohen, und die Grafen von Hoogſtraten, Bergen und Kuilemburg ihrem Beiſpiel gefolgt; Mansfeld war abgefallen; die Gebrüder Battenburg erwarteten im Gefängniſſe ein ſchimpfliches Schickſal, und Thouloufe hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwert des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts als ihr Leben gerettet, und ſo ſahen ſie endlich mit einer ſchrecklichen Wahrheit den Namen an ſich erfüllt, den ſie zur Schau getragen hatten.

(1567.) So ein unrühmliches Ende nahm dieſer lobenswürdige Bund, der in der erſten Zeit ſeines Werdens ſo ſchöne Hoffnungen von ſich erweckt und das Anſehen gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war ſeine Stärke; Mißtrauen und innere Zwietracht ſein Untergang. Viele ſeltene und ſchöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichſten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umſchlagen, alle Früchte des mühſamſten Fleißes verderben. Wären ſeine Zwecke ſo rein geweſen, als er ſie angab, oder auch nur ſo rein geblieben, als ſie bei ſeiner Gründung wirklich waren, ſo hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn

[1] Meteren 100. 101. Thuan 530. Burg. 490—492. Strada 189. Meurs. 31. Vigl. ad Hopper. Epistol. 34. A. G. d. v. N. 105.

frühzeitig untergruben, und auch unglücklich würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geſchichte verdienen. Aber es leuchtet allzu klar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unſinn der Bilderſtürmer einen nähern Antheil hatte oder nahm, als ſich mit der Würde und Unſchuld ſeines Zwecks vertrug, und Viele unter ihm haben augenſcheinlich ihre eigene gute Sache mit dem raſenden Beginnen dieſer nichtswürdigen Rotte verwechſelt. Die Einſchränkung der Inquiſition, und eine etwas menſchlichere Form der Edikte war eine von den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod ſo vieler Tauſende, die in dieſer Unternehmung verdarben, die Entblößung des Landes von ſo vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andere Weltgegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alba und die Wiederkehr der ſpaniſchen Waffen in die Provinzen waren wohl ein zu theurer Preis für dieſe vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne dieſe gefährliche Gelegenheit die Verſuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieſes Bundes zu ſtrafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen ließ, und ſtürzte ihn ins Verderben, weil er dieſe Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß er Vieles von dem, was er ſchlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch dieſen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbſtſucht herausgeriſſen; durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeiſt unter dem niederländiſchen Volke wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloſchen war, und zwiſchen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Deſpoten ſo keck macht. Zwar verunglückte der Verſuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande löſten ſich wieder; aber an mißlingenden Verſuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen ſollte.

Die Vernichtung des geuſiſchen Heeres brachte nun auch die holländiſchen Städte zu ihrem vorigen Gehorſam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der ſich den Waffen der Regentin nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborner und Fremder drohte dem Lande mit einer ver-

derblichen Erschöpfung. In Amsterdam war die Menge der Fliehenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Süderſee zu bringen, und diese blühende Handelsstadt sah dem gänzlichen Verfall ihres Wohlstandes entgegen.[1] Erschreckt von dieser allgemeinen Flucht, eilte die Regentin, ermunternde Briefe an alle Städte zu schreiben, und den sinkenden Muth der Bürger durch schöne Verheißungen aufzurichten. Allen, die dem König und der Kirche gutwillig schwören würden, sagte sie in seinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf diese königliche Huld wieder umzukehren. Sie versprach der Nation, sie von dem spanischen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch schon an der Grenze stände; ja sie ging so weit, sich entfallen zu lassen, daß man wohl noch Mittel finden könnte, diesem Heer den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu versagen, weil sie gar nicht gesonnen sei, einem Andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den sie so mühsam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und diese Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tausende waren schon voraus, und mehrere Tausende folgten. Deutschland und England waren von niederländischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie sich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis selbst auf die Kleidertracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu schwer war, ihrem Vaterlande ganz abzusterben, und selbst von der Hoffnung einer Wiederkehr zu scheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glücksstandes mit sich; bei weitem der größte Theil bettelte sich dahin, und schenkte seinem neuen Vaterlande nichts, als seinen Kunstfleiß, nützliche Hände und rechtschaffene Bürger.[2]

Und nun eilte die Regentin, dem König eine Botschaft zu hinterbringen, mit der sie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen sei, allen niederländischen Provinzen die Ruhe wieder zu schenken, und daß sie sich stark genug glaube, sie darin zu erhalten. Die Sekten seien ausgerottet, und der römisch-katholische Gottesdienst

[1] A. G. d. v. N. 105.

[2] Meteren 101. Meurs. 35. Burg. 486. Vigl. ad Hopper. Epist. 5.Ep. 34. Grot. 26.

prange in seinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten sie noch im Gefängniß; die Städte seien ihr durch hinlängliche Besatzung versichert. Jetzt also bedürfe es keiner spanischen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts sei mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerstören, welche zu gründen ihr so viel Kunst gekostet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erschweren, deren beide so bedürftig seien, und, indem sie den Bürger in neue Unkosten stürze, ihn zugleich des einzigen Mittels zu Herbeischaffung derselben berauben. Schon das bloße Gerücht von Ankunft des spanischen Heeres habe das Land von vielen tausend nützlichen Bürgern entblößt; seine wirkliche Erscheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dämpfen sei, so könnte man zu diesem Heer keinen andern Grund ausfinden, als daß es zur Züchtigung heranziehe; unter dieser Voraussetzung aber würde es keinen sehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entschuldigt, würde dieses gewaltsame Mittel nur den verhaßten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther aufs neue erbittern, die Protestanten aufs äußerste treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in seinem Namen Zusage gethan, daß sie von dem fremden Kriegsheere befreit sein sollte, und dieser Bedingung vorzüglich verdanke sie jetzt den Frieden; sie stehe ihm also nicht für seine Dauer, wenn er sie Lügen strafe. Ihn selbst, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater und nicht als strafender König kommen. Er möchte kommen, sich der Ruhe zu freuen, die sie dem Lande geschenkt, aber nicht, sie aufs neue zu stören.[1]

[1] Strada 197.

Albas Rüſtung und Zug nach den Niederlanden.

Aber im Conſeil zu Madrid war es anders beſchloſſen. Der Miniſter Granvella, welcher auch abweſend durch ſeine Anhänger im ſpaniſchen Miniſterium herrſchte, der Kardinal Großinquiſitor, Spinoſa, und der Herzog von Alba, jeder von ſeinem Haß, ſeinem Verfolgungsgeiſt oder ſeinem Privatvortheil geleitet, hatten die gelindern Rathſchläge des Prinzen Ruy Gomes von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Beichtvaters Fresneda, überſtimmt.[1] Der Tumult ſei für jetzt zwar geſtillt, behaupteten ſie, aber nur, weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken geſetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue danke man dieſe Ruhe, um die es bald wieder geſchehen ſein würde, wenn man ſie von jener befreite. Da die Vergehungen des niederländiſchen Volks dem König eine ſo ſchöne und erwünſchte Gelegenheit darboten, ſeine deſpotiſchen Abſichten mit einem Scheine von Recht auszuführen, ſo war dieſe ruhige Beilegung, woraus die Regentin ſich ein Verdienſt machte, von ſeinem eigentlichen Zweck ſehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem geſetzmäßigen Vorwande Freiheiten zu entreißen, die ſeinem herrſchſüchtigen Geiſte ſchon längſt ein Anſtoß geweſen waren.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Perſon beſuchen würde, mit der undurchdringlichſten Verſtellung unterhalten, ſo entfernt er vielleicht immer davon geweſen war. Reiſen überhaupt ſchienen ſich mit dem maſchinenmäßigen Takt ſeines geordneten Lebens, mit der Beſchränkung und dem ſtillen Gang ſeines Geiſtes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erſcheinungen, die von außen her auf ihn eindrangen, allzu leicht auf eine unangenehme Art zerſtreut

[1] Strada 193 sq.

und darniedergedrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit besonders diese Reise begleitet war, mußten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr abschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich herauszuwirken, und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdies unmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete, wie er, so waren die Weitläuftigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer solchen Reise verband, und der Aufwand, den sie aus eben diesem Grunde verursachen mußte, schon für sich allein hinreichend, ihn davon zurückzuschrecken, daß man gar nicht nöthig hat, den Einfluß seines Günstlings, Ruy Gomes, der es gern gesehen haben soll, seinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Person des Königs zu entfernen, dabei zu Hilfe zu rufen. Aber so wenig es ihm auch mit dieser Reise ein Ernst war, so nothwendig fand er es doch, den Schrecken derselben wirken zu lassen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Treugesinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortschritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verstellung aufs äußerste zu treiben, hatte er die weitläuftigsten und lautesten Anstalten zu dieser Reise getroffen, und alles beobachtet, was in einem solchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüsten befohlen, Officiere angestellt, und sein ganzes Gefolge bestimmt. Alle fremden Höfe wurden durch seine Gesandten von diesem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch diese kriegerischen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem König von Frankreich ließ er für sich und seine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieses Reich ansuchen, und den Herzog von Savoyen um Rath fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen sei. Von allen Städten und festen Plätzen, durch die ihn irgend nur sein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichniß aufsetzen, und ihre Entfernungen von einander aufs genaueste bestimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund sollte aufgenommen und eine eigene Karte davon entworfen werden, wozu er sich von

dem Herzog die nöthigen Künstler und Feldmesser ausbat. Er trieb den Betrug so weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigstens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um sie ihm sogleich entgegenschicken zu können, wenn sie hören würde, daß er von Spanien abgesegelt sei. Und wirklich ließ sie diese Schiffe auch ausrüsten und in allen Kirchen Gebete anstellen, daß seine Seereise glücklich sein möchte, obgleich Manche sich in der Stille vermerken ließen, daß Se. Majestät in ihrem Zimmer zu Madrid von Seestürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er spielte diese Rolle so meisterlich, daß die niederländischen Gesandten in Madrid, Bergen und Montigny, welche alles bis jetzt nur für ein Gaukelspiel gehalten, endlich selbst anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser Furcht ansteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um diese Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen scheinbaren Vorwand dar, die Ausführung dieser Reise zu verschieben, während daß die Ausrüstung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Bestürmungen seiner Schwester eine bestimmte Erklärung abnöthigten, machte er aus, daß der Herzog von Alba mit der Armee vorangehen sollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und seiner eigenen königlichen Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als seinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, daß der niederländische Adel eine Mäßigung, die er dem Souverän nicht versagen konnte, auch auf einen seiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfassung verabscheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach Albas wirklichem Eintritt fortwährende Glaube, daß der König selbst ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grausamen Eröffnung seiner Statthalterschaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben.[1]

Die spanische Geistlichkeit und die Inquisition besonders steuerte dem König zu dieser niederländischen Expedition reichlich, wie zu

[1] Strada 193. 200. Meteren 103.

einem heiligen Kriege, bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vicekönige und Statthalter von Sardinien, Sicilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italieniſchen und ſpaniſchen Truppen aus den Beſatzungen zuſammenzuziehen und nach dem gemeinſchaftlichen Verſammlungsplatze im genueſiſchen Gebiete abzuſenden, wo der Herzog von Alba ſie übernehmen und gegen ſpaniſche Rekruten, die er mitbrächte, einwechſeln würde. Der Regentin wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutſche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen von Eberſtein, Schauenburg und Lodrona in Luxemburg, wie auch einige Geſchwader leichter Reiter in der Grafſchaft Burgund bereit zu halten, damit ſich der ſpaniſche Feldherr ſogleich bei ſeinem Eintritt in die Provinzen damit verſtärken könnte. Dem Grafen Barlaimont wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu verſorgen, und der Statthalterin eine Summe von zweimalhunderttauſend Goldgulden ausgezahlt, um dieſe neuen Unkoſten ſowohl als den Aufwand für ihre eigene Armee davon zu beſtreiten.[1]

Als ſich unterdeſſen der franzöſiſche Hof, unter dem Vorwande einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen ſpaniſchen Armee verbeten hatte, wandte ſich Philipp an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm ſtanden, um ihm dieſes Geſuch abzuſchlagen. Erſterer machte bloß die Bedingung, zweitauſend Fußgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkoſten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu ſchützen, dem es während des Durchzugs der ſpaniſchen Armee ausgeſetzt ſein möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nöthigen Proviant zu verſorgen.[2]

Das Gerücht von dieſem Durchmarſche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubündtner in Bewegung. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny lagen Karln dem Neunten an, einen ſo glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabſäumen, wo es in ſeiner Gewalt ſtünde, dem Erbfeinde Frankreichs eine tödtliche Wunde zu verſetzen. Mit Hilfe der Schweizer, der Genfer und ſeiner eigenen proteſtantiſchen Unterthanen würde es ihm

[1] Meteren 104. Burg. 412. Strada 106.

[2] Strada 198. 199.

etwas Leichtes sein, die Auswahl der spanischen Truppen in den engen Pässen des Alpengebirges aufzureiben, wobei sie ihn mit einer Armee von fünfzigtausend Hugenotten zu unterstützen versprachen. Dieses Anerbieten aber, dessen gefährliche Absicht nicht zu verkennen war, wurde von Karln dem Neunten unter einem anständigen Vorwand abgelehnt, und er selbst nahm es über sich, für die Sicherheit seines Reichs bei diesem Durchmarsche zu sorgen. Er brachte auch eilfertig Truppen auf, die französischen Grenzen zu decken; dasselbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubündten, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhaftesten Gegenwehr zu empfangen.[1]

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog mit dreißig Galeeren, die Andreas Doria und Herzog Cosmus von Florenz dazu hergeschafft hatten, zu Carthagena unter Segel, und landete innerhalb acht Tagen zu Genua, wo er die für ihn bestimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen — eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er sich wieder hergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Montferrat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über zehntausend Mann, Reiterei und Fußvolk, betrugen. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zug nicht mit unnützem Troß beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese zehntausend Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer größeren Armee sein, die er nach Maßgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus den Ueberresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl der Fünfte Europa zittern gemacht hatte, mordlustige, undurchbrechliche Schaaren, in denen der alte macedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers stolz, und keck

[1] Strada 196. Burg. 497.

durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes, gesegnetes Land losgelassen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Ruhmdurst und angestammten Muthe kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hilfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreißen. Unter seinem stillschweigenden Schutz zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Apennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nöthigte, seine Armee auf die möglichst kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen.[1] Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr preßte er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des athenienſischen Feldherrn Iphikrates in Ausübung, der dem wollüstigen, gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugestand. Je schmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwang zusammengehalten worden, desto wüthender mußten sie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelassen ward.

Das ganze Fußvolk, ungefähr neuntausend Köpfe stark und größtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. Alphons von Ulloa führte die neapolitanische Brigade, die unter neunzehn Fahnen dreitausend zweihundert dreißig Mann ausmachte; Sancho von Lodoño

[1] Der bacchantische Aufzug dieses Heeres contrastirte seltsam genug mit dem finstern Ernst und der vorgeschützten Heiligkeit seines Zweckes. Die Anzahl dieser öffentlichen Dirnen war so übermäßig groß, daß sie nothgedrungen selbst darauf verfielen, eine eigene Disciplin unter sich einzuführen. Sie stellten sich unter besondere Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer soldatischer Ordnung hinter jedem Bataillon daher, und sonderten sich mit strenger Etikette nach Rang und Gehalt, in Befehlshabersh***, Hauptmannsh***, reiche und arme Soldatenh***, wie ihnen das Loos gefallen war und ihre Ansprüche stiegen oder fielen. Meteren 104.

die mailändiſche, zweitauſend zweihundert Mann unter zehn Fahnen; die ſicilianiſche Brigade zu eben ſo viel Fahnen und eintauſend ſechshundert Mann commandirte Julian Romero, ein erfahrner Kriegsmann, der ſchon ehedem auf niederländiſchem Boden gefochten,[1] und Gonſalo von Bracamonte die ſardiniſche, die durch drei Fahnen neu mitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem fünfzehn ſpaniſche Musketiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über zwölfhundert Pferde ſtark, beſtand aus drei italieniſchen, zwei albaniſchen und ſieben ſpaniſchen leichten und ſchwergeharniſchten Geſchwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarſchall war Chiappin Vitelli, Marquis von Cetona, ein berühmter Officier, mit welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien beſchenkt hatte, und Gabriel Serbellon General des Geſchützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrner Kriegsbaumeiſter, Franz Paciotto, aus Urbino, überlaſſen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Feſtungen nützlich werden ſollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des ſpaniſchen Adels, wovon der größte Theil unter Karl dem Fünften in Deutſchland, Italien und vor Tunis gefochten; Chriſtoph Mondragone, einer der zehn ſpaniſchen Helden, die unweit Mühlberg, den Degen zwiſchen den Zähnen, über die Elbe geſchwommen, und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengeſetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiſer nachher eine Schiffbrücke ſchlug; Sancho von Avila, den Alba ſelbſt zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nicolaus Baſta und Graf Martinengo — alle von edelm Feuer begeiſtert, unter einem ſo trefflichen Führer ihre kriegeriſche Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch dieſen glorreichen Feldzug zu krönen.[2]

Nach geſchehener Muſterung rückte die Armee, in drei Haufen

[1] Derſelbe, unter deſſen Befehlen eines von den ſpaniſchen Regimentern geſtanden, worüber ſieben Jahre vorher von den Generalſtaaten ſo viel Streit erhoben worden.

[2] Strada 200. 201. Burg. 393. Meteren 104.

vertheilt, über den Berg Cenis, deſſelben Weges, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal ſoll gegangen ſein. Der Herzog ſelbſt führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Oberſten Lodoño an die Seite gab, das Mittel und den Nachtrab der Marquis von Cetona. Voran ſchickte er den Proviantmeiſter Franz von Ibarra, nebſt dem General Serbellon, der Armee Bahn zu machen und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu

halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagereiſen die ſavoyiſchen Alpen, und mit dem vierzehnten Marſch war dieſer gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende franzöſiſche Armee begleitete es ſeitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die alliirte Armee der Genier, an denen es in einer Nähe von ſieben Meilen vorbeikam; beide Heere

ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den steilen abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Isère setzte, oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatz immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Drittheil Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß sie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglichster Stille durch diesen gefährlichen Paß zu stehlen, überzeugt, daß es um ihn geschehen sein würde, sobald er beleidigte; während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt;[1] und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glücksstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen sein, ob die Klugheit seines Führers, oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsere Verwunderung verdienen.[2]

In der Franche Comté stießen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Fußvolk in Luxemburg, welche die Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodrona dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage rastete, ließ er die Oberstatthalterin durch Franz von Ibarra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen.

[1] Einmal nur wagten es drei Reiter, am Eingang von Lothringen, einige Hämmel aus einer Heerde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht sobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Geraubte wieder zurückschickte und die Thäter zum Strange verurtheilte. Dieses Urtheil wurde auf die Fürbitte des lothringischen Generals, der ihn an der Grenze zu begrüßen gekommen war, nur an Einem von den Dreien vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf. Strada 202.

[2] Burg. 496. 497. Strada l. c.

Von ihrer Seite erſchienen Noircarmes und Barlaimont im ſpaniſchen Lager, dem Herzog zu ſeiner Ankunft Glück zu wünſchen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweiſen. Zugleich mußten ſie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Schaaren aus dem flämiſchen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunſt des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen ſie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwerfung zu verſöhnen. Als unter dieſen auch der Graf von Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umſtehenden. „Es kommt ein großer Ketzer," rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei dieſen Worten betreten ſtille ſtand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, ſeine Unbeſonnenheit zu verbeſſern, mit erheitertem Geſicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, ſchämte ſich der Flamänder ſeiner Furcht und ſpottete dieſes warnenden Winks durch eine leichtſinnige Deutung. Er beſiegelte dieſe neue Freundſchaft mit einem Geſchenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablaſſender Grandezza empfangen ward.[1]

Auf die Verſicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genöſſen, und von keiner Seite Widerſetzung zu fürchten ſei, ließ der Herzog einige deutſche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinander gehen. Dreitauſend ſechshundert Mann wurden unter Lodronas Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die walloniſche Garniſon, der man nicht recht traute, ſogleich abziehen mußte; eine verhältnißmäßig ſtarke Beſatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. Alba ſelbſt rückte mit der mailändiſchen Brigade nach Brüſſel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom erſten Adel des Landes begleitete.[2]

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angſt und Schrecken vorangeeilt, und wer ſich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer ſich auch keiner bewußt war, ſah dieſem Einzug mit einer Bangigkeit wie dem Anbruch eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland ſich losreißen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der

[1] Meteren 105. Meurs. 37. Strada 202. Watson. Tom. II. p. 9.
[2] Strada 203.

ſpaniſchen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberſtatthalterin eigenem Bericht, ſchon um hunderttauſend Bürger entvölkert, und dieſe allgemeine Flucht dauerte noch unausgeſetzt fort.[1] Aber die Ankunft des ſpaniſchen Generals konnte den Niederländern nicht verhaßter ſein, als ſie der Regentin kränkend und niederſchlagend war. Endlich, nach vielen ſorgenvollen Jahren, hatte ſie angefangen, die Süßigkeit der Ruhe und einer unbeſtrittenen Herrſchaft zu koſten, die das erſehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung geweſen und bisher immer ein eitler Wunſch geblieben war. Dieſe Frucht ihres ängſtlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen ſollte ihr jetzt durch einen Fremdling entriſſen werden, der, auf einmal in den Beſitz aller Vortheile geſetzt, die ſie den Umſtänden nur mit langſamer Kunſt abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über ſie davon tragen, und mit raſcheren Erfolgen über ihr gründliches, aber weniger ſchimmerndes Verdienſt triumphiren würde. Seit dem Abzuge des Miniſters Granvella hatte ſie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekoſtet, und die ſchmeichleriſche Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrſchaft deſto mehr zu genießen gab, je mehr er ihr von dem Weſen derſelben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählig zu einem ſolchen Grade verwöhnt, daß ſie endlich auch ihren redlichſten Diener, den Staatsrath Viglius, der nichts als Wahrheit für ſie hatte, durch Kälte von ſich entfremdete. Jetzt ſollte ihr auf einmal ein Aufſeher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite geſetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von deſſen ſtolzem, ſtörrigem und gebieteriſchem Geiſt, den keine Hofſprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödtlichſten Kränkungen bevorſtanden. Vergebens hatte ſie, um ſeine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunſt aufgeboten, dem Könige vorſtellen laſſen und vorgeſtellt, daß der gänzliche Ruin des niederländiſchen Handels die unausbleibliche Folge dieſer ſpaniſchen Einquartierung ſein würde; vergebens hatte ſie ſich auf den bereits wiederhergeſtellten Frieden des Landes und auf ihre eigenen Verdienſte um dieſen Frieden berufen, die ſie zu einem beſſern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmling abzutreten,

[1] Strada l. c.

und alles von ihr gestiftete Gute durch ein entgegengesetztes Verfahren wieder vernichtet zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Cenis herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heers zu bewegen; aber auch diesen fruchtlos, wie alle vorigen, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte. Mit dem empfindlichsten Verdrusse sah sie jetzt seiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterlande weinte.[1]

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Heer wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt, und er selbst hielt sein erstes Geschäft sein, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke; entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hatte, oder wahrscheinlicher, weil sie dieses Mittel erwählte, seinen Hochmuth weh zu thun, und seinen Triumph in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für sie gebracht, und legte ihr eine Abschrift seiner eigenen Bestallung, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentin also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgestellt blieb. Als er sich aber mit ihr allein sah, brachte er eine neue Commission zum Vorschein, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Durch diese neuen Commission war ihm Macht verliehen, nach seinem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte und die übrigen obrigkeitlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, Nachforschungen über die vergangenen Unruhen zu thun, ihre Urheber zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von diesem Umfange, die ihn beinahe einem Souverän gleich machte, und diejenige weit übertraf, womit sie selbst versehen worden war, bestürzte die Regentin aufs äußerste, und es ward ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine dritte Commission oder besondere Befehle

[1] Meteren 104. Burg. 470. Strada 200. Vigl. ad Hopper. IV. V. XXI Brief.

Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und bestimmter abgefaßt wären, welches er nicht undeutlich bejahte, aber dabei zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläuftig sein dürfte, und nach Zeit und Gelegenheit besser würde geschehen können. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft ließ er den Rathsversammlungen und Ständen eine Copie jener ersten Instruktion vorlegen, und beförderte sie zum Druck, um sie schneller in jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Palast inne hatte, bezog er einstweilen das Kuilemburgische Haus, dasselbe, worin die Geusenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte.[1]

Eine todte Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter, gleich losgelassenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Ueberall fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich liegen ließ. Ohne, wie sonst, gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtniß des neuen Statthalters nicht zu Hilfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geist des Muthwillens und der Fröhlichkeit verscheucht, eine gezwungene Gravität sogar das Mienenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert, und mit bebender Angst jetzt und jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

[1] Strada 203. Meteren 105. Meurs. Guil. Auriac. L. IV. 38.

Dieſe allgemeine Spannung der Gemüther, hieß den Herzog zur Vollſtreckung ſeiner Anſchläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein Erſtes mußte ſein, ſich der verdächtigſten Großen zu verſichern, um der Faktion für ein und allemal ihre Häupter, und dem Volke, deſſen Freiheit unterdrückt werden ſollte, ſeine Stützen zu entreißen. Durch eine verſtellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erſte Furcht einzuſchläfern, und den Grafen von Egmont beſonders in ſeine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er ſich auf eine geſchickte Art ſeiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geſelligkeit und Jugend ſich leichter mit dem flämiſchen Charakter vermiſchten. Durch dieſes kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorn, der es bis jetzt für rathſamer gehalten, den erſten Begrüßungen von weitem zuzuſehen, von dem guten Glücke ſeines Freundes verführt, nach Brüſſel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont ſich befand, fingen ſogar an, zu ihrer vorigen luſtigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Kuilemburgiſche Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die ſich dort um die Perſon des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Geſichte, das Furcht und Unruhe ſpannten, eine geborgte Munterkeit ſchimmern ließ; Egmont beſonders gab ſich das Anſehen, mit leichtem Muthe in dieſem Hauſe aus- und einzugehen, bewirthete die Söhne des Herzogs und ließ ſich wieder von ihnen bewirthen. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine ſo ſchöne Gelegenheit zu Vollſtreckung ſeines Anſchlags nicht zum zweitenmale wiederkommen dürfte und eine einzige Unvorſichtigkeit genug ſei, dieſe Sicherheit zu zerſtören, die ihm beide Schlachtopfer von ſelbſt in die Hände lieferte; doch ſollte auch noch Hoogſtraten, als der dritte Mann, in derſelben Schlinge gefangen werden, den er deßwegen, unter einem ſcheinbaren Vorwande von Geſchäften, nach der Hauptſtadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er ſelbſt ſich in Brüſſel der drei Grafen verſichern wollte, ſollte der Oberſte von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeiſter Strahlen, einen genauen Freund des Prinzen von Oranien, und der im Verdacht war, die Calviniſten begünſtigt zu haben, ein anderer den geheimen Sekretär und Edelmann des Grafen von

Egmont, Johann Caſembrot von Beckerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorn, in Verhaft nehmen und ſich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erſchienen, der zur Ausführung dieſes Anſchlags beſtimmt war, ließ er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er ſich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen beſprechen müßte, zu ſich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog von Arſchot, die Grafen von Mansfeld, der von Barlaimont, von Aremberg, und von ſpaniſcher Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Serbellon und Ibarra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mansfeld, der gleichfalls bei dieſer Verſammlung erſchien, winkte ſein Vater, daß er ſich eiligſt wieder unſichtbar machte, und durch eine ſchnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Theilhaber des Geuſenbundes, verhängt war. Der Herzog ſuchte die Berathſchlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Couriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen ſollten. Um dieſes mit deſto weniger Verdacht zu thun, mußte der Kriegsbaumeiſter Paciotto bei der Berathſchlagung mit zugegen ſein, und ihm die Riſſe zu einigen Feſtungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodronas Anſchlag glücklich von Statten gegangen ſei, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräthe von ſich ließ. Und nun wollte ſich Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzuſetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich ſah er ſich von einer Schaar ſpaniſcher Soldaten umringt, die, der Abrede gemäß, plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieſer höchſt unerwartete Streich griff ihn ſo heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Beſinnung verlor; doch faßte er ſich bald wieder und nahm ſeinen Degen mit gelaſſenem Anſtand von der Seite. „Dieſer Stahl," ſagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs ſchon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt." Zur nämlichen Zeit bemächtigte ſich ein anderer ſpaniſcher Officier des Grafen von Hoorn, der ohne alle Ahnung

der Gefahr so eben nach Hause kehren wollte. Hoorns erste Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß seinem Freunde in eben dem Augenblicke dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen!" rief er aus, „es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm theile." Beide Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieses innen vorging, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Kuilemburgischen Haus unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnißvolles Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksal; alle frohlockten, daß Oranien entronnen sei. Auch soll die erste Frage des Kardinals Granvella, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen sein, ob man den Schweigenden auch habe. Da man ihm dieses verneinte, schüttelte er den Kopf: „Man hat also gar nichts," sagte er, „weil man den Schweigenden entwischen ließ." Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen von Hoogstraten, den das Gerücht dieses Vorfalls unterwegs nach Brüssel noch erreichte, weil er Krankheits halber war genöthigt worden, langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um und entrann glücklich dem Verderben.[1]

Gleich nach seiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Handschreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worin er diesem anbefehlen mußte, dem spanischen Obristen Alphons von Ulloa die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besondern Orte, gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller ihrer Briefschaften bemächtigt. Viele aus dem ersten Adel, die sich von der verstellten Freundlichkeit

[1] Meteren 108. Strada 204. 205. Meurs. Guil. Auriac. 39. A. G. d. n. N. III. Bd. 112.

des Herzogs von Alba hatten bethören laſſen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schickſal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längeren Aufſchub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen zwanzigtauſend Einwohner den Wanderſtab, außer den hunderttauſend, die ſich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des ſpaniſchen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand ſchätzte ſich mehr ſicher, nachdem ſogar auf ein ſo edles Leben ein Angriff geſchehen war;[1] aber Viele fanden Urſache, es zu bereuen, daß ſie dieſen heilſamen Entſchluß ſo weit hinausgeſchoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht ſchwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen ſperren ließ, und auf die Wanderung Todesſtrafe ſetzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stich gelaſſen, um nichts als Athem und Freiheit zu retten.[2]

[1] Ein großer Theil dieſer Flüchtlinge half die Armee der Hugenotten verſtärken, die von dem Durchzug der ſpaniſchen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zuſammenzuziehen, und Karl den Neunten jetzt aufs äußerſte bedrängten. Aus dieſem Grunde glaubte der franzöſiſche Hof ein Recht zu haben, bei der Regentin der Niederlande auf Subſidien zu dringen. Die Hugenotten, führte er an, hätten den Marſch der ſpaniſchen Armee als eine Folge der Verabredung angeſehen, die zwiſchen beiden Höfen in Bayonne gegen ſie geſchloſſen worden ſei, und wären dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von Rechtswegen komme es alſo dem ſpaniſchen Hofe zu, den franzöſiſchen Monarchen aus einer Bedrängniß ziehen zu helfen, in welche dieſer nur durch den Marſch der Spanier gerathen ſei. Alba ließ auch wirklich den Grafen von Aremberg mit einem anſehnlichen Heere zu der Armee der Königin Mutter in Frankreich ſtoßen, und erbot ſich ſogar, es in eigener Perſon zu befehligen, welches Letztere man ſich aber verbat. Strada 206. Thuan. 541.

[2] Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Meteren 108. A. G. d. v. N. 113.

Albas erste Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma.

Albas erster Schritt, sobald er sich der verdächtigsten Großen versichert hatte, war, die Inquisition in ihr voriges Ansehen wieder einzusetzen, die Schlüsse der Trientischen Kirchenversammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Plakate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen.[1] Der Inquisitionshof in Spanien hatte die gesammte niederländische Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugesinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Thaten, jene, weil sie sich durch Unterlassen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben sich vorbehielt, der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt und aller Verträge entlassen, welche die Oberstatthalterin in seinem Namen mit dem niederländischen Volke eingegangen; und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Ministers Granvella beigetragen, an der Bittschrift des verbundenen Adels Antheil gehabt, oder auch nur Gutes davon gesprochen; alle, die gegen die Trientischen Schlüsse, gegen die Glaubensedikte, oder gegen die Einsetzung der Bischöfe mit einer Supplik eingekommen; alle, die das öffentliche Predigen zugelassen, oder nur schwach gehindert; alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenlieder gesungen oder sonst auf irgend eine Weise ihre Freude darüber an den Tag gelegt; alle, die einen unkatholischen Prediger beherbergt oder verheimlicht, calvinischen Begräbnissen beigewohnt, oder auch nur von

[1] Meurs. Guil. Auriac. 38. Meteren 105.

ihren heimlichen Zusammenkünften gewußt und sie verschwiegen; alle, die von den Privilégien des Landes Einwendungen hergenommen; alle endlich, die sich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen — alle, ohne Unterschied, seien in die Strafe verfallen, die das Gesetz auf Majestätsverletzung und Hochverrath lege, und diese Strafe solle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Geschlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beispiel und zum Schrecken für alle künftigen Zeiten, nach der Vorschrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden.[1] Nach dieser Angabe war kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein schreckliches Ausleſen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren sein, und wer eines von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von seiner Großmuth und Menschlichkeit zum Geschenk.

Durch diesen eben so fein ausgesonnenen, als abscheulichen Kunstgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkür abhing, an wem er das Urtheil vollstrecken lassen wollte, das über alle, ohne Ausnahme, gefällt war, so hielt jeder Einzelne sich stille, um, wo möglich, der Aufmerksamkeit des Statthalters zu entwischen, und die Todeswahl ja nicht auf sich zu lenken; so stand jeder, mit dem es ihm gefiel eine Ausnahme zu machen, gewissermaßen in seiner Schuld, und hatte ihm für seine Person eine Verbindlichkeit, die dem Werth des Lebens und des Eigenthums gleichkam. Da dieses Strafgericht aber bei weitem nur an der kleinern Hälfte der Nation vollstreckt werden konnte, so hatte er sich also natürlicherweise der größeren durch die stärksten Bande der Furcht und der Dankbarkeit versichert; und für einen, den er zum Schlachtopfer aussuchte, waren zehn andere gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Besitz seiner Herrschaft, so lange er dieser Staatskunst getreu blieb, und verscherzte diesen Vortheil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Last aufzulegen, die jeden, ohne Ausnahme, drückte.[2]

[1] Meteren 107.
[2] Thuan. II. 540. A. G. d. v. N. III. 115.

Um aber nun dieſem blutigen Geſchäfte, das ſich täglich unter ſeinen Händen häufte, mehr gewachſen zu ſein, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andern Seite ſein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es ſo ſehr im Widerſpruche ſtand, und die ihm überhaupt viel zu menſchlich dachten, ſetzte er einen außerordentlichen Juſtizhof von zwölf Kriminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen und nach dem Buchſtaben der gegebenen Vorſchrift Urtheil ſprechen ſollte. Schon die Einſetzung dieſes Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit ſich brachten, daß kein Bürger außerhalb ſeiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligſten Privilegien des Landes, auch den erklärten Feinden der niederländiſchen Freiheit, ſeinen Spaniern, Sitz und Stimme darin gab. Präſident dieſes Gerichtshofs war er ſelbſt, und nach ihm ein gewiſſer Licentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den ſein eigenes Vaterland wie eine Peſtbeule ausgeſtoßen, wo er an einem ſeiner Mündel Nothzucht verübt hatte, ein ſchamloſer, verhärteter Böſewicht, in deſſen Gemüth ſich Geiz, Wolluſt und Blutbegier um die Oberherrſchaft ſtritten, über deſſen Nichtswürdigkeit endlich die Geſchichtſchreiber beider Parteien mit einander einſtimmig ſind.[1] Die vornehmſten Beiſitzer waren der Graf von Aremberg, Philipp von Noircarmes und Karl von Barlaimont, die jedoch niemals darin erſchienen ſind; Hadrian Nicolai, Kanzler von Geldern; Jacob Mertens und Peter Aſſet, Präſidenten von Artois und Flandern; Jacob Heſſelts und Johann de la Porte, Räthe von Gent; Ludwig del Rio, Doktor der Theologie, und ein geborner Spanier; Johann du Bois, Oberanwalt des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius' Vorſtellungen wurde der geheime Rath mit einem Antheil an dieſem Gerichte verſchont; auch aus dem großen Rathe zu Mecheln wurde niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur rathgebend, nicht beſchließend, welches letztere ſich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine beſondere Zeit be-

[1] Dignum belgico carcinomate cultrum nennt ihn Meurs. Guil. Auriac. 38. Vigl. ad Hopper. XLV. LXVIII. LXXXI. Brief. Meteren 105.

ſtimmt; die Räthe verſammelten ſich des Mittags, ſo oft es der Herzog für gut fand. Aber ſchon nach Ablauf des dritten Monats fing dieſer an, bei den Sitzungen ſeltener zu werden und ſeinem Liebling Vargas zuletzt ſeinen ganzen Platz abzutreten, den dieſer mit ſo abſcheulicher Würdigkeit beſetzte, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, wovon ſie Augenzeugen und Gehilfen ſein mußten, bis auf den ſpaniſchen Doktor del Rio und den Sekretär de la Torre aus den Verſammlungen wegblieben.[1] Es empört die Empfindung, wenn man lieſt, wie das Leben der Edelſten und Beſten in die Hände ſpaniſcher Lotterbuben gegeben war, und wie nah es dabei war, daß ſie ſelbſt die Heiligthümer der Nation, ihre Privilegien und Patente durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimſten Contracte zwiſchen dem Landesherrn und den Ständen profanirt und preisgegeben hätten.[2]

Von dem Rath der Zwölfe, der, ſeiner Beſtimmung nach, der Rath der Unruhen genannt wurde, ſeines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutraths, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt iſt, fand keine Reviſion der Proceſſe, keine Appellation ſtatt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, ſo daß beinahe alle andern Juſtizhöfe ruhten. Der große Rath zu Mecheln war ſo gut als nicht mehr; das Anſehen des Staatsraths

[1] Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angeſehenſten Männer, z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeiſter Strahlen von Antwerpen, nur von Vargas, del Rio und de la Torre unterzeichnet fand. Meteren 105.

[2] Meteren 106. Zu einem Beiſpiel, mit welchem fühlloſen Leichtſinn die wichtigſten Dinge, ſelbſt Entſcheidungen über Leben und Tod, in dieſem Blutrath behandelt worden, mag dienen, was von dem Rathe Heſſelts erzählt wird. Er pflegte nämlich mehrentheils in der Verſammlung zu ſchlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, ſeine Stimme zu einem Todesurtheile zu geben, noch ſchlaftrunken aufzuſchreien: Ad Patibulum! Ad Patibulum! So geläufig war dieſes Wort ſeiner Zunge geworden. Von dieſem Heſſelts iſt noch merkwürdig, daß ihm ſeine Gattin, eine Nichte des Präſidenten Viglius, in den Ehepakten ausdrücklich vorgeſchrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalts niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhaßt machte. Vigl. ad Hopper. LXVII. Brief. A. G. d. v. N. 114.

fiel gänzlich, daß sogar seine Sitzungen eingingen. Selten geschah es, daß sich der Herzog mit einigen Gliedern des letztern über Staatsgeschäfte besprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, so war es in seinem Kabinet, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch so sorgfältig besiegelter Freibrief kam vor dem Rath der Unruhen in Anschlag.[1] Alle Urkunden und Contracte mußten ihm vorgelegt werden und oft die gewaltthätigste Auslegung und Aenderung leiden. Ließ der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerspruch zu fürchten hatte, so galt sie ohne das brabantische Siegel. In die heiligsten Rechte der Personen wurden Eingriffe gethan, und eine beispiellose Despotie drang sich sogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholischen und Rebellen bisher durch Heirathsverbindungen mit den ersten Familien des Landes ihren Anhang so sehr zu verstärken gewußt hatten, so gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, weß Standes und Würden sie auch sein möchten, bei Strafe an Leib und Gut untersagte, ohne vorhergeschehene Anfrage bei ihm und ohne seine Bewilligung eine Heirath zu schließen.[2]

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor diesem Tribunale erscheinen, die Geistlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigsten Häupter der Senate, wie der Bilderstürmer verworfenes Gesindel. Wer nicht erschien, wie auch fast niemand that, war des Landes verwiesen, und alle seine Güter dem Fiscus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte, oder den man sonst habhaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Fünfzig, wurden aus einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichsten waren dem Donnerstrahl immer die Nächsten. Geringere Bürger, die nichts besaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überrascht und verhaftet. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von sechzig-

[1] In einem schlechten Latein richtete Vargas die niederländische Freiheit zu Grunde. Non curamus vestros privilegios, antwortete er Einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. G. d. v. N. 117.

[2] Meteren 106. 107. Thuan. 540.

bis hunderttausend Gulden zu gebieten gehabt hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einem Pferdeschweif zu der Richtstätte schleifen, in Valenciennes zu einer Zeit fünfundfünfzig Häupter abschlagen. Alle Gefängnisse, deren der Herzog gleich beim Antritt seiner Verwaltung eine große Menge hatte neu erbauen lassen, waren von Delinquenten vollgepreßt; Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit seltner schon hörte man von Galeerenstrafe und Verweisung, denn fast keine Verschuldung war, die man für Todesstrafe zu leicht geachtet hätte. Unermeßliche Summen fielen dadurch in den Fiscus, die aber den Golddurst des neuen Statthalters und seiner Gehilfen viel mehr reizten, als löschten. Sein rasender Entwurf schien zu sein, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichthümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Confiscationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieses Verfahren war desto unmenschlicher, da es gerade die ruhigsten Unterthanen, und die rechtgläubigsten Katholiken, denen man nicht einmal Leides thun wollte, oft am härtesten traf; denn mit Einziehung der Güter sahen sich alle Gläubiger getäuscht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hospitäler und öffentlichen Stiftungen, die davon unterhalten worden, gingen ein, und die Armuth, die sonst einen Nothpfennig davon gezogen, mußte diese einzige Nahrungsquelle für sich vertrocknet sehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an diese Güter vor dem Rath der Zwölfe zu verfolgen (denn kein anderer Gerichtshof durfte sich mit diesen Untersuchungen befassen), verzehrten sich in langwierigen kostbaren Rechtshändeln, und waren Bettler, ehe sie das Ende davon erlebten.[1] Von einer solchen Umkehrung der Gesetze, solchen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum, einer solchen Verschleuderung des Menschenlebens kann die Geschichte gebildeter Staaten schwerlich mehr als noch ein einziges Beispiel aufweisen;

[1] Meteren 109.

aber Cinna, Sulla und Marius traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger, und übten wenigstens ohne Hülle, was der niederländische Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleier der Gesetze vollführte.

Bis zum Ablauf dieses 1567sten Jahres hatte man noch an die persönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Besten aus dem Volke hatten sich auf diese letzte Instanz vertröstet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu diesem Zweck hatte ausrüsten lassen, im Hafen vor Vließingen bereit, ihm auf den ersten Wink entgegenzusegeln; und bloß allein, weil er in ihren Mauern residieren sollte, hatte sich die Stadt Brüssel zu einer spanischen Besatzung verstanden. Aber auch diese Hoffnung erlosch allmählig ganz, da der König diese Reise von einem Vierteljahr aufs andere hinausschob, und der neue Regent sehr bald anfing, eine Vollmacht sehen zu lassen, die weniger einen Vorläufer der Majestät, als einen souveränen Minister ankündigte, der sie ganz überflüssig machte. Um die Noth der Provinzen vollkommen zu machen, mußte nun auch in der Person der Regentin ihr letzter guter Engel von ihnen scheiden.[1]

Schon seit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrschaft keinen Zweifel mehr übrig ließ, hatte Margaretha den Entschluß gefaßt, auch dem Namen derselben zu entsagen. Einen lachenden Erben im Besitz einer Hoheit zu sehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfniß geworden war, einem andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung und alle Aufmerksamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchsten Gewalt sind, zuwandern zu sehen, und verloren zu fühlen, was sie besessen zu haben nie vergessen konnte, war mehr, als eine Frauenseele zu verschmerzen im Stande ist; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen schonenden Gebrauch seiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung selbst, die durch diese doppelte Herrschaft in Gefahr gerieth, schien ihr diesen Schritt aufzulegen. Viele Provinzstatthalter weigerten sich, ohne ein

[1] Vigl. ad Hopper. XLV. Brief.

ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle vom Herzog anzunehmen und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der schnelle Umtausch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht so gelassen, so unmerklich abgehen können, daß die Herzogin die Veränderung nicht aufs bitterste empfand. Selbst die Wenigen, die, wie z. B. der Staatsrath Viglius, standhaft bei ihr aushielten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Person, als aus Verdruß, sich Anfängern und Fremdlingen nachgesetzt zu sehen, und weil sie zu stolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen.[1] Bei weitem der größte Theil konnte bei allen Bestrebungen, die Mitte zwischen beiden zu halten, die unterscheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der sinkenden zollte, und der königliche Palast in Brüssel ward immer öder und stiller, je mehr sich das Gedränge im Kuilemburgischen Hause vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzogin zu dem äußersten Grade reizte, war Hoorns und Egmonts Verhaftung, die ohne ihr Wissen, und als wäre sie gar nicht in der Welt gewesen, eigenmächtig von dem Herzog beschlossen und ausgeführt ward. Zwar bemühte sich Alba, sie sogleich nach geschehener That durch die Erklärung zu beruhigen, daß man diesen Anschlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem so verhaßten Geschäfte ihren Namen zu schonen; aber eine Delikatesse konnte die Wunde nicht zuschließen, die ihrem Stolze geschlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrscheinlich nur ein Vorbote war, schickte sie ihren Geheimschreiber, Machiavell, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlassung von der Regentschaft dort mit allem Ernst zu betreiben. Sie wurde ihr ohne Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen seiner höchsten Achtung, bewilligt; er setzte, drückte er sich aus, seinen eigenen und der Provinzen Vortheil hintan, um seine Schwester zu verbinden. Ein Geschenk von dreißigtausend Thalern begleitete diese Bewilligung, und zwanzigtausend wurden ihr zum jährlichen Gehalte angewiesen.[2] Zugleich folgte ein Diplom

[1] Vigl. ad Hopper. XXIII. XL. XLIV. u. XLV. Brief.

[2] Der ihr aber nicht sehr gewissenhaft scheint ausgezahlt worden zu sein, wenn man anders einer Broschüre trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Druck

für den Herzog von Alba, das ihn an ihrer Statt zum Oberstatthalter der sämmtlichen Niederlande mit unumschränkter Vollmacht erklärte.[1]

Gar gerne hätte Margaretha gesehen, daß ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterschaft vor einer solennen Ständeversammlung niederzulegen; ein Wunsch, den sie dem König nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte, in Erfüllung gebracht zu sehen. Ueberhaupt mochte sie das Feierliche lieben, und das Beispiel des Kaisers, ihres Vaters, der in eben dieser Stadt das außerordentliche Schauspiel seiner Kronabdankung gegeben, schien unendlich viel Anlockendes für sie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchsten Gewalt geschieden sein mußte, so war ihr wenigstens der Wunsch nicht zu verargen, diesen Schritt mit möglichstem Glanz zu thun; und da ihr außerdem nicht entging, wie sehr der allgemeine Haß gegen den Herzog sie selbst in Vortheil gesetzt hatte, so sah sie einem so schmeichelhaften, so rührenden Auftritt entgegen. So gerne hätte sie die Thränen der Niederländer um die gute Beherrscherin fließen sehen, so gerne auch die ihrigen dazu geweint, und sanfter wäre sie unter dem allgemeinen Beileid vom Throne gestiegen. So wenig sie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück sie noch umlächelte, und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünsche begrenzte, so viel Werth hatte es jetzt für sie erlangt, da es das Einzige war, was ihr für den Fehlschlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Ersatz geben konnte, und gerne hätte sie sich überredet, daß sie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menschlichen Gesinnung für die Nieder-

herauskam. (Sie führt den Titel: **Discours sur la Blessure de Monseigneur Prince d'Orange**, 1582, ohne Druckort, und steht in der kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden.) Sie schmachte, heißt es hier, zu Namur im Elende, so schlecht unterstützt von ihrem Sohne (dem damaligen Gouverneur der Niederlande), daß ihr Sekretär, Aldobrandin, selbst ihren dasigen Aufenthalt ein Exilium nenne. Aber, heißt es weiter, was konnte sie auch von einem Sohne Besseres erwarten, der ihr, als er sie noch sehr jung in Brüssel besuchte, hinter dem Rücken ein Schnippchen schlug?

[1] Strada 206. 207. 208. Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Vigl. ad Hopper. XL. XLI. XLIV. Brief.

länder geworden sei. Da der Monarch weit davon entfernt war, eine Zusammenrottung der Nation Gefahr zu laufen, um eine Grille seiner Schwester zu befriedigen, so mußte sie sich mit einem schriftlichen Abschiede von den Ständen begnügen, in welchem sie ihre ganze Verwaltung durchlief, alle Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt, alle Uebel, die sie durch ihre Gewandtheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte, und endlich damit schloß, daß sie ein geendigtes Werk verlasse und ihrem Nachfolger nichts als die Bestrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Dasselbe mußte auch der König zu wiederholtenmalen von ihr hören, und nichts wurde gespart, dem Ruhm vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweise erwerben möchten. Ihr eigenes Verdienst legte sie als etwas Entschiedenes, aber zugleich als eine Last, die ihre Bescheidenheit drückte, zu den Füßen des Königs nieder.[1]

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieses gefällige Urtheil ohne Einschränkung zu unterschreiben; selbst wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenossen, wenn das Zeugniß der Niederlande selbst dafür spräche, so würde einem Dritten das Recht nicht benommen sein, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leicht bewegliche Gemüth des Volks ist nur allzu sehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr anzuschreiben, und unter dem Druck eines gegenwärtigen Uebels das überstandene zu loben. Die ganze Verabscheuungskraft der Niederländer schien sich an dem spanischen Namen erschöpft zu haben; die Regentin als Urheberin eines Uebels anklagen, hieß dem König und seinen Ministern Flüche entziehen, die man ihnen lieber allein und vollständig gönnte; und Herzog Albas Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienst seiner Vorgängerin zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ohne gegen die Rechte des niederländischen Volks und die Pflichten der Menschlichkeit anzustoßen; aber im Kampfe mit diesen zwei widersprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beiden erfüllt, und der Nation augenscheinlich zu viel geschadet, um dem

[1] Meurs. Guil. Auriac. 40. Strada 207. 208.

König so wenig zu nützen. Wahr ist's, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerei that ihr dabei größere Dienste, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Bund des Adels, aber erst nachdem durch seine innere Zwietracht der tödtliche Streich schon an seiner Wurzel geschehen war. Woran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein beruhigtes Land; aber nicht zu leugnen ist es, daß die Furcht vor seiner Ankunft das Beste dabei gethan hatte. Durch ihre Berichte führte sie das Conseil in Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geist und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil sie erbitterte, ohne genugsam zu schrecken; sie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbei, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen, als der Unzuverlässigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beizumessen seien. Margaretha besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre [illegible] listige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein [illegible] liches Mißtrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, [illegible] ihr so freigebig zum Verdienste anrechnet, hatte der herzhafte [illegible] stand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgewo[illegible] hat sie sich aus selbstgebornem Entschlusse über den Buchst[illegible] königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ih[illegible] trags aus eigener schöner Menschlichkeit mißverstanden. E[illegible] wenigen Bewilligungen, wozu die Noth sie zwang, gab [illegible] unsicherer zurückgezogener Hand, als hätte sie gefürchtet, zu [illegible] zu geben, und sie verlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie [illegible]

filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es stand bei ihr, nach Granvellas Vertreibung die Wohlthäterin des niederländischen Volks zu werden, und sie ist es nicht geworden. Ihr höchstes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchstes Unglück seine Mißbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibt sie ein gemeines Geschöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte sie eine traurige Gewalt, und befleckte durch keine willkürliche Grausamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr gestanden, sie würde immer menschlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, Philipp der Zweite, ihrer lange vergessen hatte, hielt das niederländische Volk ihr Gedächtniß noch in Ehren; aber sie war der Glorie bei weitem nicht werth, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete. Sie verließ Brüssel gegen Ende des Christmonats 1567, und wurde von dem Herzog bis an die Grenze Brabants geleitet, der sie hier unter dem Schutz des Grafen von Mansfeld verließ, um desto schneller nach der Hauptstadt zurückzukehren, und sich dem niederländischen Volke nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

Beilagen.

I.

Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn.[1]

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Proceß wurde in aller Form von dem Rath der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, Johann du Bois, mußte die Anklage aufsetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagpunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorn anging. Es würde zu weitläuftig sein, sie hier anzuführen; auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, „daß beide Grafen in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen.“ Granvellas Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Conföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche

[1] Dieser Aufsatz erschien zuerst im 8. Hefte der Thalia.

in ihren Statthalterſchaften den Proteſtanten ertheilt — alles dieſes mußte nun in Hinſicht auf jenen Plan geſchehen ſein, alles Zuſammenhang haben. Die nichtsbedeutendſten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorſorge die meiſten Artikel ſchon einzeln als Verbrechen beleidigter Majeſtät behandelt hatte, ſo konnte man um ſo leichter aus allen zuſammen dieſes Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeſchickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem ſie dieſes gethan, erlaubte man ihnen, Defenſoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verſtattet wurde. Da ſie des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt waren, ſo war es keinem ihrer Freunde erlaubt, ſie zu ſehen. Graf Egmont bediente ſich eines Herrn von Landas und einiger geſchickten Rechtsgelehrten aus Brüſſel.

Ihr erſter Schritt war, gegen das Gericht zu proteſtiren, das über ſie ſprechen ſollte, da ſie als Ritter des goldenen Vließes nur von dem König ſelbſt, als dem Großmeiſter dieſes Ordens, gerichtet werden könnten. Aber dieſe Proteſtation wurde verworfen, und darauf gedrungen, daß ſie ihre Zeugen vorbringen ſollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen ſie fortfahren würde. Egmont hatte auf zweiundachtzig Punkte mit den befriedigendſten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete ſeine Anklage Punkt für Punkt. Klagſchrift und Rechtfertigung ſind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde ſie auf eine ſolche Vertheidigung freigeſprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugniſſe, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an ſie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem ſie ihre Proteſtationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich ſetzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugniſſe vorzubringen; nachdem ſie auch dieſe hatten verſtreichen laſſen, wurden ſie für überwieſen und aller Vertheidigung verluſtig erklärt.

Während daß dieſer Proceß betrieben wurde, verhielten ſich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlin, eine geborne Herzogin von Bayern, wandte ſich mit Bitt-

ſchriften an die deutſchen Reichsfürſten, an den Kaiſer, an den König von Spanien; ſo auch die Gräfin von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den erſten fürſtlichen Familien Deutſchlands in Freundſchaft oder Verwandtſchaft ſtand. Alle proteſtirten laut gegen dieſes geſetzwidrige Verfahren, und wollten die deutſche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn, als Reichsgraf, noch beſondern Anſpruch machte, die niederländiſche Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte faſt alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und ſein Statthalter wurden von Interceſſionen belagert, die von einem zum andern gewieſen und von beiden verſpottet wurden. Die Gräfin von Hoorn ſammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutſchland, Italien Certifikate zuſammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweiſen. Alba wies ſie zurück, indem er erklärte, daß ſie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die Grafen beſchuldige, „ſeien in Angelegenheiten der niederländiſchen Provinzen begangen, „und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländiſchen „Angelegenheiten zum alleinigen Richter geſetzt.“

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu ſeiner Klagſchrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anſtatt Zeit und Mühe durch Herbeiſchaffung ihrer Zeugniſſe, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren ſie ſie lieber durch Proteſtationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten ſie doch wahrſcheinlich das letzte Urtheil verzögert, und in der Zeit, die ſie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung ſein können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben ſie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand, den Proceß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußerſten Termins, am 1. Junius 1568, erklärte ſie der Rath der Zwölfe für ſchuldig, und am 4. dieſes Monats folgte das letzte Urtheil gegen ſie.

Die Hinrichtung von fünfundzwanzig edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüſſel enthauptet wurden, war das ſchreckliche Vorſpiel von dem Schickſal, welches beide Grafen

erwartete. Johann Caſembrot von Beckerzeel, Sekretär bei dem Grafen von Egmont, war einer dieſer Unglücklichen, welcher für ſeine Treue gegen ſeinen Herrn, die er auch auf der Folter ſtandhaft behauptete, und für ſeinen Eifer im Dienſte des Königs, den er gegen die Bilderſtürmer bewieſen, dieſen Lohn erhielt. Die Uebrigen waren entweder bei dem geuſiſchen Aufſtande mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittſchrift des Adels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Urſache, mit Vollſtreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Naſſau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloſter Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück ſeiner Waffen hatte den Muth ſeines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, ſein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterſtützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in dieſen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe das Schickſal zweier ſo wichtiger Gefangenen entſchieden war, durfte er es nicht wagen Brüſſel zu verlaſſen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthuſiaſtiſchen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schickſal nicht wenig vermehrt ward. Auch der ſtreng katholiſche Theil gönnte dem Herzoge den Triumph nicht, zwei ſo wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüſſel war genug, eine Revolution in dieſer Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit geſetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittſchriften und Interceſſionen, die von Seiten der deutſchen Reichsfürſten bei ihm ſowohl, als bei dem König in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiſer Maximilian II. ſelbſt der Gräfin von Egmont verſichern ließ: „ſie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu beſorgen," welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umſtimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit ſeines Statthalters, den Vorſtellungen ſo vieler Fürſten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er ſich verſichert hielt, daß dieſe Gnade

zu spät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitausend Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht, und im Brodhause auf dem großen Markte gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen versammelt; der Herzog erschien, gegen seine Gewohnheit, selbst, und die beiden Urtheile, couvertirt und versiegelt, wurden von dem Sekretär Pranz erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die conföderirten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiscus zugesprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein und dem Sekretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beistimmung der übrigen Criminalräthe bemüht hätte.

In der Nacht zwischen dem 4. und 5. Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniß, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urtheil!“ rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich Se. Majestät „nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. „Muß es aber sein, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit

„Ergebung. Möge dieſer Tod meine Sünden tilgen, und weder „meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieſes „wenigſtens glaube ich für meine vergangenen Dienſte erwarten zu „können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott „und dem König ſo gefällt." — Er drang hierauf in den Biſchof, ihm ernſtlich und aufrichtig zu ſagen, ob keine Gnade zu hoffen ſei. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfing das Sacrament von dem Prieſter, dem er die Meſſe mit ſehr großer Andacht nachſprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beſte und rührendſte ſein würde, um ſich Gott in ſeiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieſer antwortete, daß kein eindringenderes Gebet ſei, als das, welches Chriſtus, der Herr, ſelbſt gelehrt habe, das Vater Unſer, ſo ſchickte er ſich ſogleich an, es herzuſagen. Der Gedanke an ſeine Familie unterbrach ihn; er ließ ſich Feder und Dinte geben, und ſchrieb zwei Briefe, einen an ſeine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere alſo lautete:

Sire!

Dieſen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majeſtät gefallen hat über mich ausſprechen zu laſſen. So weit ich auch immer davon entfernt geweſen bin, gegen die Perſon oder den Dienſt Ew. Majeſtät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholiſche Religion etwas zu unternehmen, ſo unterwerfe ich mich dennoch dem Schickſale mit Geduld, welches Gott gefallen hat über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelaſſen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerſtreiten ſcheint, ſo iſt es gewiß aus der beſten Meinung geſchehen, und mir durch den Zwang der Umſtände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majeſtät, es mir zu vergeben, und in Rückſicht auf meine vergangenen Dienſte mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienſtleuten Erbarmen zu tragen. In dieſer feſten Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüſſel, den 5. Juni 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majeſtät
treuſter Vaſall und Diener
Lamoral, Graf von Egmont.

Dieſen Brief empfahl er dem Biſchof aufs dringendſte; um ſicherer zu gehen, ſchickte er noch eine eigenhändige Copie deſſelben an den Staatsrath Viglius, den billigſten Mann im Senate, und es iſt nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiscus heimgefallen waren.

Unterdeſſen hatte man auf dem Markte zu Brüſſel vor dem Stadthauſe ein Schaffot aufgeſchlagen, auf welchem zwei Stangen mit eiſernen Spitzen befeſtigt wurden, alles mit ſchwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen ſpaniſcher Garniſon umgaben das Gerüſte, eine Vorſicht, die nicht überflüſſig war. Zwiſchen zehn und eilf Uhr erſchien die ſpaniſche Wache im Zimmer des Grafen; ſie war mit Strängen verſehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat ſich dieſes, und erklärte, daß er willig und bereit ſei, zu ſterben. Von ſeinem Wamms hatte er ſelbſt den Kragen abgeſchnitten, um dem Nachrichter ſein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damaſt, über dieſem einen ſchwarzen ſpaniſchen Mantel mit goldenen Treſſen verbrämt. So erſchien er auf dem Gerüſte. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein ſpaniſcher Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Biſchof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand-Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, ſaß zu Pferde am Fuß des Gerüſtes; der Nachrichter war unter demſelben verborgen.

Egmont hatte anfangs Luſt bezeigt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Biſchof vorſtellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geſchähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die ſeine Freunde nur ins Verderben ſtürzen würden, ſo ließ er dieſes Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anſtand auf dem Gerüſte auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt ſei, für ſeinen König und ſein Vaterland einen rühmlichen Tod zu ſterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er ſich noch nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit dieſem ſtrengen Verfahren Ernſt ſei, und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Execution

treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sacrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei. Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

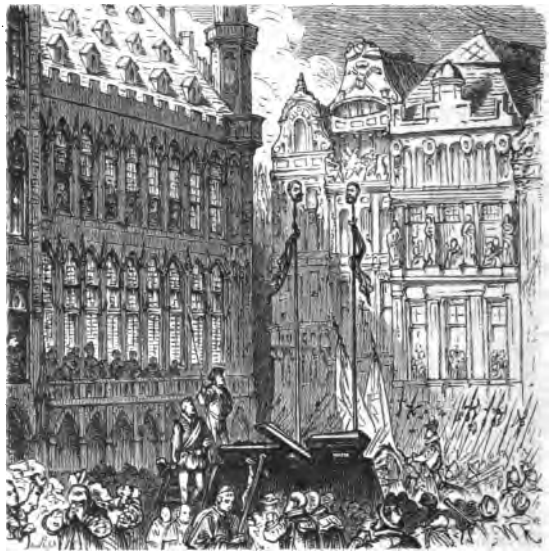
Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser, von einer heftigern Gemüthsart als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grad unrecht war. Er hatte sich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch, und legte dem Bischof seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie sein Freund, bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er Viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden, wie Egmont, in schwarzem Wamms und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sei. Da man ihm dies bejaht hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen geſteckt, die über dem Gerüſte aufgepflanzt waren, wo ſie bis nach drei Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigeſetzt wurden.



Die Gegenwart ſo vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüſſel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabſtrömende Blut zu tauchen und dieſe theure Reliquie mit nach Hauſe zu nehmen.

II.

Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.[1]

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht und, weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von beidem liefert uns die berühmte Blocade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herm

[1] Dieser Aufsatz wurde zuerst in den Horen, Jahrgang 1795. St. 4 und 5 gedruckt.

beider Indien, indem sie selbst Bettler hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentische Bund wieder aufgelöst, der die sämmtlichen, sowohl katholischen als protestantischen Niederlande in einen gemeinschaftlichen und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahre 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religions-Interesse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, bei Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der wallonischen Provinzen war, bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatten sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Obercommando der Armee mit eben so viel Kraft als Klugheit verwaltete und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte unter einander und mit der See durch so viele Flüsse und Canäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. So lange diese Communication nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten schützen und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als

durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christliche Kirchen in ihrem Schooße hegte und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sei, zu bemächtigen. An dem Besitz dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Canal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hilfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Julius 1584 seine Macht zusammen und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht sie zu belagern.[1]

[1] Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis 84.

Aber ſowohl die Lage als die Befeſtigung dieſer Stadt ſchienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantiſchen Seite mit unerſteiglichen Werken und waſſerreichen Gräben umſchloſſen, von der flandriſchen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte ſie mit ſtürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von dieſem Umfange einzuſchließen, ſchien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beiſammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfniſſe im Ueberfluß zuführte, ſo öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zuſammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da ſich die Fluth der Nordſee bis weit hinein in die Schelde erſtreckt und den Lauf derſelben periodiſch umkehrt, ſo genießt Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nämliche Fluß zu verſchiedenen Zeiten in zwei entgegengeſetzten Richtungen zuſtrömt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüſſel, Mecheln, Gent, Denbermonde und andere dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren und auch von der Landſeite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte alſo zwei verſchiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokiren und ihr den Zuſammenhang mit Flandern und Brabant abzuſchneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde ſperren und alle Verſuche, die von Seeland aus zum Entſatz derſelben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Diſtrikten zu führen hatte, und durch die vielen Beſatzungen, die er in den Städten und Feſtungen hatte zurücklaſſen müſſen, bis auf zehntauſend Mann Fußvolk und ſiebzehnhundert Pferde geſchmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von dieſem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es dieſen Truppen an dem Nothwendigſten, und das Ausbleiben des Soldes hatte ſie längſt ſchon zu einem geheimen Murren gereizt, welches ſtündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man ſich endlich, trotz aller dieſer Hinderniſſe, an die Belagerung wagte, ſo hatte man alles von den feindlichen Feſtungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es

ein Leichtes sein mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.[1]

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlag verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizucchi und Mondragon, widerriethen alle ein so mißliches Wagstück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Ueberschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühl. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht Ihresgleichen hatte und von einer Auswahl der trefflichsten Officiere commandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sei. Er kannte zwar den Mißmuth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren

[1] Strada de Bello Belgico. Dec. II. L. VI.

Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte.[1]

In dem Plane, den er nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schifffahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Anwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte.[2]

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfang in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte und gleichsam an den Thoren derselben spanische Besatzungen einquartiert, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um

[1] Strada loc. cit. 553.

[2] Strada Dec. II. L. VI.

Gent allein gegen dreitausend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen.[1]

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterei, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß. Die beiden letztern passirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabroek, im Lande Bergen, ihren Posten. Einzelne detaschirte Corps vertheilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Päße zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andere zu Lillo, gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Besitz dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz

[1] Meteren. Niederl. Historien XII. 467 f.

zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so daß in kurzem das ganze flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleußen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung und mit einem Verluste von fast zweitausend Todten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabroek und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden und der eindringenden Oster-Schelde eine Brustwehr entgegensetzen.[1]

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schifffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die

[1] Meteren. Niederl. Historien. XII. 477. 478. Strada loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527.

gefährliche Stellung zwiſchen der antwerpiſchen und ſeeländiſchen Flotte, denen es ein Leichtes ſein mußte, in Verbindung mit einem ſtürmiſchen Element, eine ſo langwierige Arbeit zu ſtören. Aber der Herzog von Parma kannte ſeine Kräfte, und ſeinen entſchloſſenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er ſowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmeſſen laſſen und mit zweien ſeiner geſchickteſten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rath gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwiſchen Calloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte dieſe Stelle deßwegen, weil der Strom hier die wenigſte Breite hat und ſich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält und ſie nöthigt den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derſelben ſtarke Baſteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandriſchen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantiſchen dem König zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.[1]

Indem man im ſpaniſchen Lager zu Ausführung dieſes Vorhabens die lebhafteſten Anſtalten machte und die ganze Aufmerkſamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine ſehr feſte Stadt zwiſchen Gent und Antwerpen, wo ſich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieſer bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenſeitig unterſtützen und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derſelben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte und konnte für das ganze Glück ſeiner Unternehmung entſcheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er ſie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleußen zu eröffnen und das Land umher unter Waſſer zu ſetzen. Die Haupt-Baſtei der Stadt vor dem Brüſſeler Thore wurde ſogleich heftig beſchoſſen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anſtatt dadurch abgeſchreckt zu werden, wurden ſie nur deſto hitziger,

[1] Strada Dec. II. Lib. VI. 557.

und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefecht war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt, und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraum von nicht mehr als eilf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheil der Sachverständigen eben so viele Wochen erforderlich geschienen.[1]

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campirten, immer stärker und stärker bedrängt und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hattte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sei, und daß nur eine unbedingte

[1] Strada loc. cit. Meteren XII. Buch 479. Thuan. II. 529.

Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter Karl dem Fünften sich hatten verstehen müssen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich, auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzog von Parma, der in gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Frist von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreitausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein.[1]

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der inneren Stadt Paris nichts nachgibt, siebenunddreißigtausend Häuser zählt und aus zwanzig Inseln besteht, die durch achtundneunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene

[1] Meteren XII. Buch. 479. 480. Strada loc. cit. 562. 63. A. G. d. v. N. XXI. Buch. 470.

stürmischen Auftritte herbei, durch welche sich dieselbe des niederländischen Krieges zu ihrem Unglück auszeichn den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt vor erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen S Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Bauger der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrose er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wen wurde.[1]

Noch ehe Gent an den König überging, waren Bilvorden und Herentals in die Hände der Spanier ge die Blockhäuser unweit dem Flecken Willebrock von i worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Me schnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung curses aus Brabant und Flandern, und schränkte all sichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwo und welchen zu verhindern der Herzog von Parma n ernstlichsten Anstalten machte.[2]

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewe Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesi der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einsl Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urtheil von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachrich Belagerung zu verstehen gab, daß die spanische Ma Mauern Antwerpens sich zu Grunde richten werde. nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt die berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den B von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldego vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demsi Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath den großen Damm zwischen Sanvliet und Lillo, der Blaa genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasse Schelde, sobald es noth thäte, über das niedrige Land ausgießen und den seeländischen Schiffen, wenn etwa

[1] Meteren. Am angeführten Orte.
[2] A. G. d. v. N. 470. Meteren 470. Thuan II. 529.

gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Albegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit sammt dem Weideland in Besitz genommen hatte.[1]

Auf den Antrieb des Bürgermeisters St. Albegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen und die Wasser der Wester-Schelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hilfsleistung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schifffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünfundachtzigtausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalte derselben jährlich dreimalhunderttausend Viertel

[1] A. G. d. v. N. III. 469. Grot. 88.

oder Centner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten, fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reicheren Bürgern diese Vorräthe aufkauften und dann bei eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und ihr in der Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschießen und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Antheil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwei Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmeren Einwohner sorgten, die sich nicht einmal auf so viele Monate versehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese Letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht respektirt werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkauf nicht zu beeilen.[1]

Der Magistrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete.

[1] A. G. d. v. N. III. 472

Die Hoffnung eines höheren Gewinns hatte die Kaufleute zu dieſer gewagten Spekulation ermuntert; in dieſer Erwartung aber fanden ſie ſich getäuſcht, als ſie ankamen, indem der Magiſtrat von Antwerpen um eben dieſe Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgeſetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen und, um ſie nachher deſto theurer loszuſchlagen, in ihren Magazinen aufſchütten möchten, ſo verordnete er, daß alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden ſollte. Die Unternehmer, durch dieſe Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, ſpannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Theil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren.[1]

Die Vernachläſſigung der nächſten und natürlichſten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine völlige Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt und alſo den äußerſten Fall im Ernſt gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Abſicht habe, eine Brücke über die Schelde zu ſchlagen, ſo verſpottete man in Antwerpen allgemein dieſen chimäriſchen Einfall. Man ſtellte zwiſchen der Republik und dem Strome eine ſtolze Vergleichung an und meinte, daß der eine ſo wenig als die andere das ſpaniſche Joch auf ſich leiden würde. „Ein Strom, der zweitauſend vierhundert Fuß breit und, wenn er auch nur ſein eigenes Waſſer hat, über ſechzig Fuß tief iſt, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um zwölf Fuß zu ſteigen pflegt — ein ſolcher Strom," hieß es, „ſollte ſich durch ein elendes Pfahlwerk beherrſchen laſſen? Wo würde man Baumſtämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieſer Art ſollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inſeln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum ſteinerne Mauern halten, an das ſchwache Gebälke treiben und es wie Glas zerſplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen; woher wollte er dieſe nehmen und auf welchem Wege ſie in ſeine Verſchanzungen

[1] Grotius 92. Reidan. Belg. Annal. 69.

bringen? Nothwendig müßten ſie Antwerpen vorbeipaſſiren, wo eine Flotte bereit ſtehe, ſie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren.“[1]

Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit ſeiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma ſie vollendet. Sobald die Baſteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geſchütz decken konnten, ſo wurde von beiden entgegenſtehenden Ufern aus ein Gerüſte in den Strom hineingebaut, wozu man die Maſte von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunſtreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine ſolche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltſamen Andrange des Eiſes zu widerſtehen vermochte. Dieſes Gebälke, welches feſt und ſicher auf dem Grunde des Waſſers ruhte und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formirten. Sie war ſo breit, daß acht Mann neben einander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, ſchützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Dieſe Eſtacade, wie man ſie nannte, lief von beiden entgegenſtehenden Ufern ſo weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Waſſers verſtattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom ſie durchaus nicht duldete, ſo blieb noch immer zwiſchen beiden Eſtacaden ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchſegeln konnte. Dieſen Zwiſchenraum gedachte der Herzog vermittelſt einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen ſollten hergeſchafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, ſo hielt es ſchwer, ſolche ohne großen Verluſt an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte ſich alſo einſtweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt und den Durchzug der feindlichen Schiffe um ſo viel ſchwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo ſich die Eſtacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten ſie ſich beide in ein länglichtes Viereck, welches ſtark

[1] Strada 560.

mit Kanonen beſetzt war und mitten im Waſſer zu einer Art Feſtung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch dieſen Paß ſich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe dieſe gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.[1]

Unterdeſſen ergab ſich Gent, und dieſe unerwartet ſchnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus ſeiner Verlegenheit. Er fand in dieſer Stadt alles Nöthige bereit, um ſeine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es ſicher herbeizuſchaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde ſelbſt den natürlichſten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Waſſer geſetzt worden, ſo daß es gar nicht ſchwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ alſo ſeine Schiffe von Gent auslaufen und beorderte ſie, nachdem ſie Dendermonde und Rupelmonde paſſirt, den linken Damm der Schelde zu durchſtechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu laſſen und gegen Borcht zu in das überſchwemmte Feld hinein zu ſegeln. Zur Verſicherung dieſer Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Baſtei errichtet, welche die Feinde im Zaum halten könnte. Alles gelang nach Wunſch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeſchickt worden war, dieſen Zug zu ſtören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchſtochen, erreichte man die ſpaniſchen Quartiere bei Calloo und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um ſo größer, nachdem man erſt die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten ſie ſich der feindlichen Schiffe entledigt, ſo war ſchon eine Verſtärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieſer die Arbeit gethan und die Feinde entwiſcht ſah, ſo bemächtigte er ſich des Dammes, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Baſtei an der Stelle auf, um den Gentiſchen Schiffen, die etwa noch nachkommen mochten, den Paß zu verlegen.[2]

[1] Strada 560 sq. Thuan. 530. Meteren XII. Buch.

[2] Meteren 481. Strada 561.

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs neue ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht recognoscirte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfang der Ueberschwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Calloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmter Römer, Drusus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderse und die Maas mit dem Rhein verbanden.

Dieser Kanal, den die Armee seinem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläuftigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Calloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang. Von allen Orten und Enden strömte der Ueberfluß herbei, daß man

im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden.[1]

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegengesehen, die seinem angefangenen Werk höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriffe auf dasselbe desto günstiger sein konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresfluth starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampf der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzu viele Hände vertheilt und der stürmischen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen, mit Einsicht wählen und mit Festigkeit ausführen konnte. Außer dem eigentlichen Magistrat, in welchem der Bürgermeister bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Corporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantirung, die Befestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Commerz u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen sein wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die, so oft es ihnen beliebte, in die Rathsversammlung stürmten und, was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathschlagungen, und der natürliche Widerstreit so engegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maßregel zurück. Ein so schwankendes

[1] Strada 565.

und kraftloſes Regiment konnte ſich bei einem trotzigen Schiffsvolk und bei einer ſich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung ſetzen; daher die Befehle des Staats auch nur ſchlechte Befolgung fanden und durch die Nachläſſigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks, mehr als einmal der entſcheidende Augenblick verloren ging.[1]

Die wenige Uebereinſtimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feind widerſtehen wollte, würde indeſſen bei weitem nicht ſo viel geſchadet haben, wenn man nur in dem Zwecke ſelbſt vollkommen einig geweſen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengeſetzte Parteien getheilt, indem die erſtern nicht ohne Urſachen von der Extremität alles fürchteten, und daher ſehr geneigt waren, mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Dieſe Geſinnungen verbargen ſie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernſte anfing, für die Schifffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derſelben zogen ganz und gar fort und überließen die Stadt, mit der ſie das Gute genoſſen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schickſal. Sechzig bis ſiebenzig der Zurückbleibenden aus dieſer Klaſſe übergaben dem Rath eine Bittſchrift, worin ſie den Wunſch äußerten, daß man mit dem König traktiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, ſo gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einſperrung der Supplikanten und eine denſelben auferlegte Geldſtrafe beſänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Verſuch zum Frieden die Todesſtrafe ſetzte.[2]

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns, geheime Verſtändniſſe unterhielt und durch ſeine Kundſchafter gut bedient wurde, entging keine dieſer Bewegungen, und er verſäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in ſeinen Anſtalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängſtigen, ſo waren

[1] Meteren 484. Thuan. II. 529. Grot. 88.
[2] Meteren 485.

doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahrs an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Brief als Verführte und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalles und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit kurzem befreit habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen und zu einem König, der zur Versöhnung geneigt sei, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er sejbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sei und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktiren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs Aeußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt sei der unveränderliche Rathschluß des Königs von Spanien und das

Gelübde, das derselbe dem Papst gethan habe; von dieser Seite sei alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen.[1]

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eigenen Königreich zu erregen wußten, nöthigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuch an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete und nach einer fremden Hilfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.[2]

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition

[1] Thuan. II. 530. 531. Meteren 485. 486.

[2] Meteren 488 u. folg. A. G. d. v. N. III. 476—491. Grot. 89.

unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung von Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen sein, diesem dreifachen Anfall zu widerstehen. Aber unglücklicher Weise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihn dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünstigung der Nacht und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feind in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten, welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im Großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Albegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte.[1]

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernst vorgenommen. Zwischen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zweiunddreißig Playten (platte Fahrzeuge), jede sechsundsechzig Fuß lang und zwanzig breit, und diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Kabeltauen und eisernen

[1] Strada 564. Meteren 484. Reidan. Annal. 69.

Ketten an einander, doch ſo, daß ſie noch gegen zwanzig Fuß von einander abſtanden und dem Strom einen freien Durchzug verſtatteten. Jede Planke hing noch außerdem an zwei Ankertauen, ſowohl aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Waſſer mit der Fluth ſtieg, oder mit der Ebbe ſank, nachgelaſſen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Maſtbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch wie die Staketen mit einem Geländer eingefaßt waren. Dieſe Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortſetzung ausmachten, hatte, mit dieſen zuſammengenommen, eine Länge von zweitauſend vierhundert Schritten. Dabei war dieſe furchtbare Maſchine ſo künſtlich organiſirt, und ſo reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüſtet, daß ſie gleich einem lebendigen Weſen ſich ſelbſt vertheidigen, auf das Commandowort Flammen ſpeien und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausſchütten konnte. Außer den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und außer den zwei hölzernen Baſteien auf der Brücke ſelbſt, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen beſetzt waren, enthielt jedes der zweiunddreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete nebſt vier Matroſen zu ſeiner Bedeckung und zeigte dem Feind, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter ſchiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem ſiebenundneunzig Kanonen, die ſowohl über der Brücke, als unter derſelben vertheilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die theils die Baſteien, theils die Schiffe beſetzten und, wenn es noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog ſein Werk noch nicht gegen alle Zufälle ſicher geſtellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unverſucht laſſen würde, den mittlern und ſchwächſten Theil der Brücke durch die Gewalt ſeiner Maſchinen zu ſprengen; dieſem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derſelben noch eine beſondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen ſollte, die auf die Brücke ſelbſt möchte ausgeübt werden. Dieſes Werk beſtand aus dreiunddreißig Barken von be-

trächtlicher Größe, welche in einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und je drei und drei mit Maſtbäumen aneinander befeſtigt waren, ſo daß ſie eilf verſchiedene Gruppen bildeten. Jede derſelben ſtreckte, gleich einem Glied Pikenierer, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feind eine eiſerne Spitze entgegenkehrten. Dieſe Barken waren bloß mit Ballaſt angefüllt, und hingen jede an einem doppelten, aber ſchlaffen Ankertau, um dem anſchwellenden Strome nachgeben zu können, daher ſie auch in beſtändiger Bewegung waren und davon die Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von dieſen Schwimmern gedeckt, welche ſowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen dieſen Vertheidigungsanſtalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsſchiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werk zur Bedeckung dienten.[1]

Dieſes bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem ſiebenten Monat der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfeſt für die Truppen. Durch ein wildes Freudenſchießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte ſie ſich ihres Triumphs recht ſinnlich verſichern, breitete ſich längs dem ganzen Gerüſte aus, um den ſtolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorſam unter ſich hinwegfließen zu ſehen. Alle ausgeſtandenen unendlichen Mühſeligkeiten waren bei dieſem Anblick vergeſſen, und keiner, deſſen Hand nur irgend dabei geſchäftig geweſen, war ſo verächtlich und ſo klein, daß er ſich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die dem großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Beſtürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geſchloſſen und alle Zufuhr aus Seeland abgeſchnitten ſei. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten ſie zu derſelben Zeit noch den Verluſt der Stadt Brüſſel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, ſich zu ergeben. Ein Verſuch, den der Graf von Hohenlohe in eben dieſen Tagen auf Herzogenbuſch gewagt, um

[1] Strada Dec. II. L. VI. 566. 567. Meteren 482. Thuan. III. L. LXXXIII. 45. A. G. d. v. N. III. Bd. 497.

entweder dieſe Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feind eine Diverſion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und ſo verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.[1]

Durch einige Flüchtlinge, welche ſich durch die ſpaniſchen Vorpoſten hindurch in die Stadt geworfen, wurden dieſe unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundſchafter, den der Bürgermeiſter ausgeſchickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognosciren, vergrößerte durch ſeine Ausſagen noch die allgemeine Beſtürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen und beſonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueſte beſichtigen zu laſſen. Nachdem dies geſchehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, ſchickte ihn dieſer mit den Worten zurück: „Gehe," rief er, „und „hinterbringe denen, die dich herſchickten, was du geſehen haſt. Melde „ihnen aber dabei, daß es mein feſter Entſchluß ſei, mich entweder „unter den Trümmern dieſer Brücke zu begraben, oder durch dieſe „Brücke in eure Stadt einzuziehen."[2]

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anſtalten, wenn die erſte Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längſt ſchon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugeſehen, welche zum Entſatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichſten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der ſeeländiſchen und antwerpiſchen Flotten, wenn ſie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen ſollten, mit allen ſeinen Werken nicht viel würde auszurichten ſein. Eine Zeit lang hatten ihm die Zögerungen des ſeeländiſchen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verſchafft; jetzt aber beſchleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüſtung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, ſchickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Juſtin von Naſſau mit ſo viel Schiffen, als ſie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hilfe. Dieſe Flotte legte ſich vor das

[1] Strada 567—571. Meteren 492. 494. Thuan. III. 44 45.
[2] Strada 568.

Fort Liefkenshoek, welches der Feind in Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog und den schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus durch schon bereitgehaltene Maschinen die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrath von Proviant in der Nähe sein sollte, um sogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu segeln.[1]

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlornem Erfolg zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie Einige wollen, dem König Philipp seine Dienste in dem niederländischen Krieg anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst

[1] Strada 573. 574. Meteren 495.

gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.[1]

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sei, und das Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate drei große Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch sechzig Playten, welche, mit Kabeln und Ketten an einander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden und, um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verleugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzu kostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen nebst einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechzig Centnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief, und sechs Schuh hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelassen, welche

[1] Meteren 495. Strada 574.

die Mine anzünden ſollten. Zum Ueberfluß war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der beſtimmten Zeit Funken ſchlagen und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand ſtecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit dieſen Maſchinen bloß darauf abgeſehen ſei, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derſelben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerkſamkeit deſſelben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüſtete er noch zweiunddreißig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Beſtimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Dieſe Brander ſollten in vier verſchiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, ſo daß ſie endlich, vom Schießen erſchöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerkſamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu ſprengen und den Hauptſchiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieſes Vorpoſtengefecht den Feinden zu thun zu geben, ſie heranzulocken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszuſetzen.[1]

Die Nacht zwiſchen dem 4. und 5. April war zur Ausführung dieſes großen Unternehmens beſtimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte ſich auch ſchon in dem ſpaniſchen Lager verbreitet, beſonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernſtlichen Angriff gefaßt; nur irrte man ſich in der eigentlichen Beſchaffenheit deſſelben und rechnete mehr darauf, mit Menſchen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu dieſem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln und zog den beſten Theil ſeiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er ſelbſt gegenwärtig war; um ſo näher der Gefahr, je ſorg-

[1] Thuan. III. 46. Strada 574. 575. Meteren 496.

fältiger er derſelben zu entfliehen ſuchte. Kaum war es dunke
worden, ſo ſah man von der Stadt her drei brennende Fahr
daherſchwimmen, dann noch drei andere, und gleich darauf eb
viele. Man ruft durch das ſpaniſche Lager ins Gewehr, un
ganze Länge der Brücke füllt ſich mit Bewaffneten an. Jn
vermehrten ſich die Feuerſchiffe und zogen, theils paarweiſe, thei
dreien, in einer gewiſſen Ordnung den Strom herab, weil ſi
Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der
werpiſchen Flotte, Jacob Jacobſon, hatte es, man wußte
ob aus Nachläſſigkeit oder Vorſatz, darin verſehen, daß er di
Schiffhaufen allzu geſchwind hintereinander ablaufen und
auch die zwei großen Minenſchiffe viel zu ſchnell folgen ließ, wo
die ganze Ordnung geſtört wurde.

Unterdeſſen rückte der Zug immer näher, und die Dun
der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So we
Auge dem Strom folgen konnte, war alles Feuer, und die Br
warfen ſo ſtarke Flammen aus, als ob ſie ſelbſt in Feuer aufg
Weit hin leuchtete die Waſſerfläche; die Dämme und Baſteien
dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüſtungen der Soldaten,
ſowohl hier als auf der Brücke in Parade ſtanden, glänzte
Wiederſchein. Mit einem gemiſchten Gefühl von Grauen und
gnügen betrachtete der Soldat das ſeltſame Schauſpiel, das
einer Fête als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade
dieſes ſonderbaren Contraſtes der äußern Erſcheinung mit der in
Beſtimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erf
Als dieſe brennende Flotte der Brücke bis auf zweitauſend Sc
nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben
zwei Minenſchiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und
ließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem ſie ſelbſt ſich
ſchon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.[1]

Jetzt verwirrte ſich der Zug, und die führerloſen Schiffe lang
einzeln und zerſtreut bei den ſchwimmenden Werken an, wo ſie
weder hängen blieben, oder ſeitwärts an das Ufer prallten. Die
dern Pulverſchiffe, welche beſtimmt geweſen waren, das ſchwimme

[1] Strada 576

Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das flandrische Ufer, selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sei. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälk ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formirte, und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter; die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehrern der vornehmsten Officiere, alle ihrer besondern Gefahr vergessend, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer

Fähndrich und beſchwor ihn, ſich von einem Orte hinwegzubegeben, wo ſeinem Leben augenſcheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte dieſe Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in dieſem einzigen Stücke von ſeinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies ſagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieſer, mehr von der Kühnheit dieſes Mannes überraſcht als durch ſeine Gründe überredet, zog ſich endlich, von Cajetan und Guaſto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußerſten Ende der Brücke zu erreichen, ſo geſchah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börſte die Erde, und als ſtürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Beſinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu ſich ſelber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre unterſten Tiefen geſpalten und mit mauerhoher Fluth über den Damm, der ſie umgab, hinausgetrieben worden, ſo daß alle Feſtungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Waſſer ſtanden. Drei Meilen im Umkreis ſchütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüſte, an welchem das Brandſchiff ſich angehängt hatte, war nebſt einem Theil der Schiffbrücke auseinander geſprengt, zerſchmettert und mit allem, was ſich darauf befand, mit allen Maſtbäumen, Kanonen und Menſchen in die Luft geführt worden. Selbſt die ungeheuern Steinmaſſen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geſchleudert, ſo daß man nachher mehrere davon, tauſend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber ſchrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderiſche Werkzeug unter den Menſchen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten ſogar achthundert Menſchen wurden das Opfer ſeiner Wuth, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verſtümmelten oder ſonſt beſchädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengeſetzteſten Todesarten vereinigten ſich in dieſem entſetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andere durch das kochende Gewäſſer des Stroms verbrannt, noch

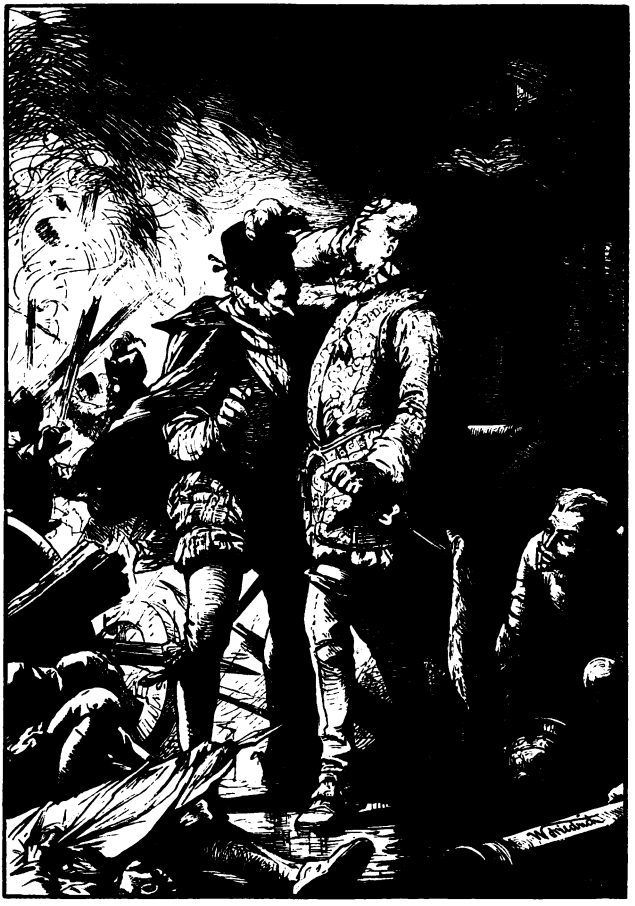
andere erſtickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, dieſe unter dem Hagel der geſchleuderten Steine begraben, viele von den Meſſern und Haken zerfleiſcht, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauch der Maſchine ſprangen. Einige, die man ohne alle ſichtbare Verletzung entſeelt fand, mußte ſchon die bloße Lufterſchütterung getödtet haben. Der Anblick, der ſich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige ſtaken zwiſchen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten ſich unter Steinmaſſen hervor, noch andere waren in den Schiffſeilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub ſich ein herzzerſchneidendes Geſchrei nach Hilfe, welches aber, weil jeder genug mit ſich ſelbſt zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden ſahen ſich viele durch ein wunderähnliches Schickſal gerettet. Einen Officier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang ſchwebend in der Höhe und ließ ihn dann gemach in den Strom herabſinken, wo er ſich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schuſſes auf dem flandriſchen Ufer und ſetzte ihn auf dem brabantiſchen ab, wo er mit einer leichten Quetſchung an der Schulter wieder aufſtand, und es war ihm, wie er nachher ausſagte, auf dieſer ſchnellen Luftreiſe nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geſchoſſen würde. Der Herzog von Parma ſelbſt war dem Tode nie ſo nahe geweſen, als in dieſem Augenblick, denn nur der Unterſchied einer halben Minute entſchied über ſein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria geſetzt, ſo hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn ſinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil ſich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke geſehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwiſchen ſeinen Begleitern, Cajetan und Guaſto, ſich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umſonſt würde man verſuchen, ſeinen Gemüthszuſtand zu beſchreiben, als er nun die Verwüſtung überſah, die ein einziger Augenblick in dem Werk ſo vieler Monate angerichtet

hatte. Zerriſſen war die Brücke, auf der ſeine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil ſeines Heeres, ein anderer verſtümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere ſeiner beſten Officiere getödtet; und als ob es an dieſem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, ſo mußte er noch die ſchmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Rysburg, den er unter allen ſeinen Officieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden ſei. Und doch ſtand das Allerſchlimmſte noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieſer ſchrecklichen Verfaſſung des Heers durchaus keinen Widerſtand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander geſprengt, und nichts hinderte die ſeeländiſchen Schiffe mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in dieſen erſten Augenblicken ſo groß und allgemein, daß es unmöglich geweſen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und ſelbſt der Poſten, wo man geſtanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Waſſer ſtanden, daß mehrere Kanonen verſenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Waſſer zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn ſie es verſtanden hätten, ihn zu benutzen![1]

Kaum wird man es dem Geſchichtſchreiber glauben, daß [redacted] über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar ſchickte Albegonde, ſobald man den Knall des Vulcans in der [redacted] vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit Befehl, Feuerkugeln und brennende Pfeile ſteigen zu laſſen, [redacted] ſie glücklich hindurchpaſſirt ſein würden, und dann mit dieſer [redacted] richt geradenwegs nach Lillo weiter zu ſegeln, um die ſeeländiſche Hilfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich [redacted] der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen ſogleich mit den Schiffen aufzubrechen und in der erſten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundſchaft ausgeſchickten

[1] Strada 577 sq. Meteren 497. Thuan. III. 47. A. G. d. v. N. III. 497.



gesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sei. Auch noch am folgenden Tage wurden keine besseren Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günstigsten Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundsgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuren Inconsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurch geschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete.[1]

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darnieder zu stürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblick belebte aufs neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu sein, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon Vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken

[1] Meteren 496.

wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiel folgten alle Officiere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, that sein Aeußerstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstuug der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Schein nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja, sogar in der Structur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so daß derselbe im Nothfalle weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Officiere, wobei der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde.[1]

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er sie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen und solche auch wirklich zum zweitenmal auseinander sprengten. Diesmal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweitenmal die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs im

[1] Strada 581 sq.

machen. Er rüſtete aufs neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eiſernen Haken und ähnlichen Inſtrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, ſolche auslaufen zu laſſen, fand ſich niemand, der ſie beſteigen wollte. Der Künſtler mußte alſo darauf denken, ſeinen Maſchinen von ſelbſt eine ſolche Richtung zu geben, daß ſie auch ohne Steuermann die Mitte des Waſſers hielten, und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von ſeinen Arbeitern, ein Deutſcher, verfiel hier auf eine ſonderbare Erfindung, wenn man ſie anders dem Strada[1] nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben ſo von dem Waſſer, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeſchwellt werden und auf dieſe Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieſes Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in ſtrenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, ſondern rannte auch mit ſolcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, dieſe zu eröffnen, und ſie wirklich auseinander ſprengte. Aber alle dieſe Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil ſie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterſtützt wurden. Von einem neuen Minenſchiff, welches Gianibelli nach Art des erſten, das ſo gut operirt hatte, zubereitete und mit viertauſend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu ſuchen.[2]

Abgeſchreckt durch ſo viele mißlungene Verſuche, die Schifffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte ſich an das Beiſpiel der Stadt Leyden, welche, zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberſchwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieſes Beiſpiel beſchloß man nachzuahmen. Zwiſchen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, ſtreckt ſich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme

[1] Dec. II. L. VI. 586.

[2] Meteren 497.

und Gegendämme gegen die eindringenden Waſſer der Oſterſchelde geſchützt wird. Es koſtete weiter nichts, als dieſe Dämme zu ſchleifen, ſo war die ganze Ebene Meer, und konnte mit flachen Schiffen bis faſt unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieſer Verſuch, ſo mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelſt ſeiner Schiffbrücke hüten; man hatte ſich einen neuen Strom aus dem Stegreif geſchaffen, der im Nothfall die nämlichen Dienſte leiſtete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfang der Belagerung angerathen und St. Aldegonde ernſtlich zu befördern geſucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen geweſen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu dieſem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umſtände hatten ſich unterdeſſen gar ſehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchſchneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schloſſe Cowenſtein den Namen führt und ſich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erſtreckt, mit deren großem Damm er ſich unweit Ordam vereinigt. Ueber dieſen Damm hinweg konnten auch bei noch ſo hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, ſo lange ein ſolcher Damm im Wege ſtand, der die ſeeländiſchen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzuſteigen. Das Schickſal der Stadt beruhte alſo darauf, daß dieſer Cowenſteiniſche Damm geſchleift oder durchſtochen wurde; aber eben weil der Herzog von Parma dieſes vorausſah, ſo hatte er gleich bei Eröffnung der Blocade von demſelben Beſitz genommen und keine Anſtalten geſpart, ihn bis aufs Aeußerſte zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek ſtand der Graf von Mansfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert und unterhielt durch eben dieſen Cowenſteiniſchen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den ſpaniſchen Magazinen zu Calloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zuſammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchſchnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerriſſen werden konnte. Auf dem Damm ſelbſt waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verſchiedene Batterien

errichtet, und die tapferſten Officiere der Armee führten darüber das Commando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs ſich hieher ziehen würde, ſo überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke und entſchloß ſich, in eigener Perſon dieſen wichtigen Poſten zu vertheidigen. Jetzt alſo erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatz.[1]

Die Niederländer hatten an mehrern Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchſtochen, welcher dem brabantiſchen Ufer der Schelde folgt, und wo ſich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erſchien jetzt ein neues Element, da ſah man Fahrzeuge wimmeln und Maſtbäume ragen. Eine ſeeländiſche Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, ſchiffte in die überſchwemmten Felder und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowenſteiniſchem Damm, jedoch ohne ihn im Ernſt anzugreifen, während daß eine andere in der Schelde ſich zeigte, und bald dieſes, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieſes Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachſamkeit erſchöpft, und durch ſo oft getäuſchte Furcht allmählig ſicher werden ſollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe verſprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterſtützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurm ſollten die Loſung ſein, daß dieſe ſich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finſtern Nacht die erwarteten Feuerſäulen wirklich über Antwerpen aufſtiegen, ſo ließ Graf Hohenlohe ſogleich fünfhundert ſeiner Truppen zwiſchen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die ſpaniſchen Wachen theils ſchlafend überfielen, theils, wo ſie ſich zur Wehr ſetzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damm feſten Fuß gefaßt, und war ſchon im Begriff, die übrige Mannſchaft, zweitauſend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächſten Redouten in Bewegung kamen und, von dem ſchmalen Terrain begünſtigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun

[1] Strada 582. Thuan. III. 48.

zugleich das Geſchütz anfing, von den nächſten Batterien auf die anrückende Flotte zu ſpielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beiſtand ſich ſehen ließ, ſo wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht überwältigt und von dem ſchon eroberten Damm wieder heruntergeſtürzt. Die ſiegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Waſſer bis zu den Schiffen nach, verſenkten mehrere von dieſen und zwangen die übrigen, mit einem großen Verluſt ſich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieſer Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falſches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es nur an der ſchlechten Uebereinſtimmung ihrer beiderſeitigen Operationen, daß dieſer Verſuch kein beſſeres Ende nahm.[1]

Endlich aber beſchloß man einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun und durch einen Hauptſturm ſowohl auf den Damm als auf die Brücke die Belagerung zu endigen. Der ſechzehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieſes Anſchlags beſtimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeußerſte aufgewendet, dieſen Tag entſcheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten in Vereinigung mit den Antwerpern über zweihundert Schiffe zuſammen, welche zu bemannen ſie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieſer Macht wollten ſie von zwei entgegengeſetzten Seiten den Cowenſteiniſchen Damm beſtürmen. Zu gleicher Zeit ſollte die Scheldebrücke durch neue Maſchinen von Gianibellis Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entſetzen.[2]

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, ſparte auf ſeiner Seite nichts, derſelben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verſchiedenen Orten Redouten darauf erbauen laſſen und das Commando darüber den erfahrenſten Officieren der Armee übergeben. Die erſte derſelben, welche die Kreuz-Schanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowenſteiniſche Damm in den großen Wall der Schelde ſich einſenkt und mit dieſem die Figur eines Kreuzes bildet; über dieſe wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber geſetzt. Tauſend

[1] Strada 583. Meteren 498.
[2] Strada 584. Meteren 498.

Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Cowenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt und dem Commando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tausend Schritte von dieser die Pfahl-Schanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf dem sie ruhte, den Namen führte; am äußersten Ende des Dammes, unweit Stabroek, lag eine fünfte Bastei, worin der Graf von Mansfeld nebst einem Italiener, Capizucchi, den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen.[1]

Früh Morgens, am sechzehnten Mai, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe daher geschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damm, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen der St. Georgs- und der Pfahl-Schanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben und dergleichen beladen waren, um sogleich, wo es noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon sein würde, zu durchgraben.[2]

[1] Strada 582. 584.

[2] Strada 587 sq. Meteren 498. Thuan. III. 48.

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen den Damm zu ersteigen, so rückte die Antwerpische Flotte von Osterweel herbei und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die Feinde von einander abschneiden und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in kurzem mit einander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen und einen muthigen Angriff zu thun, während daß das Geschütz von der Georgs-Schanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchstach und die Brustwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte; und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaten abhing, schien selbst diese gemeinen Tagelöhner mit einem heroischen Muth zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muth durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten und mit den todten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meisten Officiere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die See-

länder und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahl-Schanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lang anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein Antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs sein sollten, in Empfang zu nehmen.[1]

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblick. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour, griffen die St. Georgs-Schanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahl-Schanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie commandirte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern

[1] Strada 589. Meteren 498.

im ganzen Laufe dieſer Begebenheit zur Laſt legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demſelben Maß, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühſam, den Deich zu durchgraben; man hielt für beſſer, die großen Laſtſchiffe in kleinere auszuladen, welche man ſodann mit ſteigender Fluth nach der Stadt ſchaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anſtatt durch ihre perſönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entſcheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideſchiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobſprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.[1]

Während daß auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigſten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldebrücke von Anwerpen aus mit neuen Maſchinen beſtürmt, um die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf dieſer Seite zu beſchäftigen. Aber der Schall des Geſchützes vom Damm her entdeckte demſelben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, ſobald er die Brücke befreit ſah, in eigener Perſon den Deich zu entſetzen. Von zweihundert ſpaniſchen Pikenierern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erſchien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligſt warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächſten Redouten und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er ſie gegen den Feind. Das Gerücht ſeiner Ankunft, welches ſich ſchnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfriſchte den geſunkenen Muth ſeiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete ſich der Streit, den das Local des Schlachtfeldes noch mörderiſcher machte. Auf dem ſchmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftauſend Streiter; auf einem ſo engen Raume drängte ſich die Kraft beider Theile zuſammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern

[1] Meteren 498.

das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Muth, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tag ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahl-Schanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahl-Schanze aufgethürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Wall, und das Geschütz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier, unter Capizucchi und Aquila, mit stürmender Hand in die Pfahl-Schanze eingedrungen, davon Meister geworden und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seien. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Aeußerste, sowohl diese Bastei zu erobern, als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen, und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mansfeldischen, mit Hilfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Bresche in die Brustwehr zu machen und, indem

der eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Barthelemy Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der Erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Officiers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eigenes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eigenen Bette verbinden und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte.[1]

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feind in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten, und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Fluth fing an sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feind zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hilfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiel. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst und stürzten haufenweise unter dem Schwert des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil jeder dem andern zuvorzukommen suchte,

[1] Strada 593.

und mehrere Fahrzeuge unter der Laſt derer, die ſich hineinwarfen, unterſanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die ſich zurückzogen, aber eben dieſer Umſtand verſchlimmerte ihr Geſchick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt und ſaßen feſt auf dem Strande, ſo daß ſie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit ſammt ihrer Mannſchaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, ſuchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging ſo weit, daß ſie, das Schwert zwiſchen den Zähnen, den Fliehenden nachſchwammen und manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollſtändig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tauſend auf dem Platz geblieben, und auf beiden Seiten wurden viele von dem vornehmſten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen beſtimmt geweſen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, deſſen Beſitz ſo theuer behauptet wurde, war an dreizehn verſchiedenen Orten durchſtochen, und die Leichname derer, welche ihn in dieſen Zuſtand verſetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzuſtopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheuerer Größe und ſeltſamer Bauart in die Hände, welches eine ſchwimmende Feſtung vorſtellte und gegen den Cowenſteiniſchen Damm hatte gebraucht werden ſollen. Die Antwerper hatten es mit unſäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Koſten wegen, mit ſeinen heilſamen Vorſchlägen abwies, und dieſem lächerlichen Monſtrum den ſtolzen Namen „Ende des Kriegs“ beigelegt, den es nachher mit der weit paſſenderen Benennung „Verlornes Geld“ vertauſchte. Als man dieſes Schiff in See brachte, fand ſich's, wie jeder Vernünftige vorhergeſagt hatte, daß es ſeiner unbehilflichen Größe wegen ſchlechterdings nicht zu lenken ſei, und kaum von der höchſten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe ſchleppte es ſich bis nach Ordam fort.

wo es, von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb und den Feinden zur Beute wurde.[1]

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brod noch in einem leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn St. Aldegonde genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren.[2]

[1] Thuan. III. 49. Meteren 485. Strada 597 sq.

[2] Meteren 500. Strada 600. sq. Thuan. III. 50. A. G. d. v. N. III. 499.

Inhalt.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.

Seite

Vorrede der ersten Ausgabe 3
Einleitung 6

Erstes Buch.

Frühere Geschichte der Niederlande bis zum sechzehnten Jahrhundert 20
Die Niederlande unter Karl dem Fünften 36
Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande 49
Das Inquisitionsgericht 56
Andere Eingriffe in die Constitution der Niederlande 63
Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont 67
Margaretha von Parma, Oberstatthalterin der Niederlande 76

Zweites Buch.

Kardinal Granvella 86
Der Staatsrath 120
Graf Egmont in Spanien 133
Geschärfte Religionsedikte. Allgemeine Widersetzung der Nation 140

Drittes Buch.

Verschwörung des Adels 152
Die Geusen 170
Oeffentliche Predigten 185

Viertes Buch.

Der Bildersturm 201
Bürgerlicher Krieg 230
Abdankung Wilhelms von Oranien 250

Verfall und Zerſtreuung des Geuſenbundes 261
Albas Rüſtung und Zug nach den Niederlanden 273
Albas erſte Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma 290

Beilagen.

I. Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn . . . 302
II. Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585 311

Verlag der G. Grote'ſchen Verlagsbuchhandlung (C. Müller) in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.